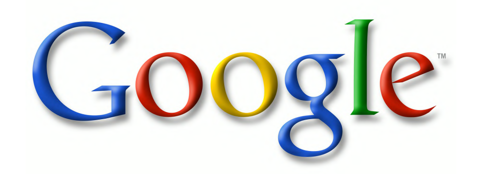
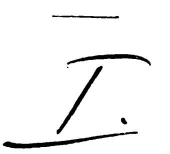


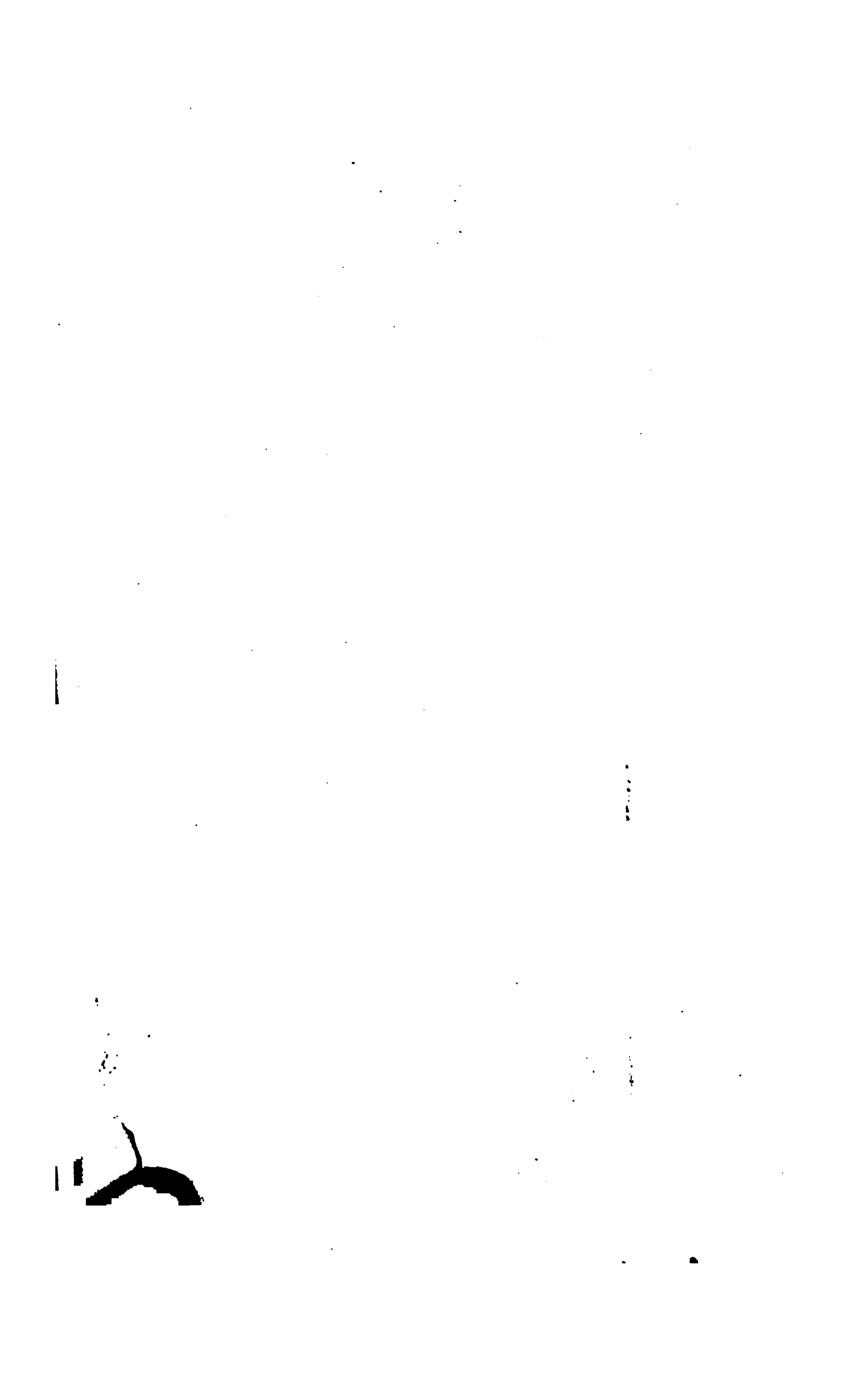



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

350 Δ eü V E.5 588 aw

Lebenserinnerungen.



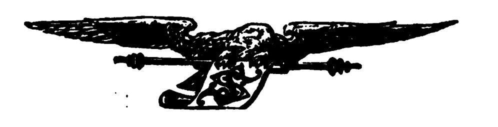


Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

Erster Band.



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1886.

Erster Band.

Inhalt.

Die Knabenzeit.

I.

In den Uffizien zu Florenz ist ein ganzer großer Saal schönen Porträts gewidmet, worin man sieht, daß fast alle Maler einmal mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kunst sich selber gemalt haben. Von den Schriftstellern sind viele, aber durchaus nicht alle, dadurch ihrem Beispiele gefolgt, daß sie sich der Welt autobiographisch dargestellt haben. Bei ihnen sind freilich auch, wie das längst und oft gesagt ist, ihre eigentlichen Porträts ihre Werke; diese sind der beste Ausdruck ihres Wesens, die Ausprägung dessen, was sie gewesen und innerlich verarbeitet, erlebt und mit sich ausgekämpft haben. Nur ist leider der flüchtig lesenden und rasch vergessenden Welt nicht zuzumuthen, daß sie sich mit sinnigem Verständniß aus des Autors Werken seine geistige Physiognomie con-

struire. Und dann, gehört nicht auch ein Rahmen zum Bilde — der Rahmen, den allein der äußere Lebensgang giebt? Das jedenfalls, und mit ihm sollte keiner zurückhalten. Was den meinen angeht, so sei er hiermit nach dem Wunsch des Herausgebers dieser Blätter für seine kleine Uffiziengalerie von „peintres peints par eux-mêmes“ bereitwillig abgeliefert. — Er ist gern gemacht. Denn wie auch das Material zu solcher Arbeit beschaffen sein mag, so liegt doch etwas Stählendes, Erquickendes, Wohlthätiges in der Beschäftigung damit. Indem man auf sein Leben zurückblickt, wird man sich klarer seines eigenen Wesens bewußt; es ist eine Uebung in der Festigkeit und in der Treue gegen sich selber. Man gräbt sein Bestes, sein Ursprüngliches und Eigenthümliches, sein eigenes reinstes Leben aus all dem Wust und Staub wieder auf, den die Welt darauf geschüttet hat, und indem man zu sich selbst zurückkehrt, findet man neu in sich seine Jugendlichkeit erweckt, fühlt sich in einen Nachglanz der sonnigen Jugendzeit, die am Ende doch eines Jeden schönste Habe ist, zurückversetzt.“

Ich habe vor Jahr und Tag mit diesen Worten eine auf äußere Veranlassung geschriebene kurze Skizze

einer Lebensbeschreibung eingeleitet. Aber es ist leicht erklärlich, daß man, zu einer gewissen Stufe des Alters gelangt und nun einmal zu einer solchen Arbeit hingeleitet, nicht bei einer flüchtigen Skizzirung stehen bleiben mag, sondern sich innerlich gedrängt fühlt, den Roman seines Lebens mit einer, wenn nicht epischen Breite, die der Stoff vielleicht nicht verdient und vor der abschreckende Beispiele warnen, aber doch mit einer genügenden Ausführlichkeit zu erzählen. Man ist mit den Resultaten seines Lebens nicht übermäßig zufrieden, man hat gegen allerlei Tücke seines Schicksals, das stets die schönsten Gelegenheiten, sich groß und edel gegen uns zu zeigen, versäumte, gar mancherlei auf dem Herzen; aber man sieht über das Ganze sich doch etwas von dem poetischen Duft legen, den die Entfernung giebt, und indem man dieser Poesie nachgeht und bei ihr schildernd verweilt, findet man den besten Trost für das, was eben nicht poetisch in unserem Leben war. Dazu kommt die Erinnerung an so viele redliche Seelen und edle Gestalten, so viele befreundete Erscheinungen, an denen man im Leben vorübergeschritten, denen man näher getreten ist und die, indem sie in's Reich der Schatten niedersanken, ein Stück von uns selbst mitgenommen haben.

Es drängt uns, von ihnen, an die wir nicht ohne ein Aufwallen des innersten Gemüths denken können, zu erzählen, und für ihr Bild die Herzen derer zu erwärmen, an denen wir zunächst theilnehmende Leser zu finden hoffen. Und wenn dann auch das Bewußtsein hindern wollte, daß man ja nie viel Großes und Denkwürdiges erlebt, so kommt es darauf auch weiter nicht an, weil jedes Menschenleben seine geistige Bedeutung hat, jedes individuelle Loos seine Spiegelung der Allen gemeinsamen Gesetze und jeder Lebenslauf seine große Moral vom Walten der „Vorsehung“ oder, wenn man lieber will, der sittlichen Mächte. Und gerade in dieser wunderbaren Einknüpfung des Ewigen in das Individuelle liegt ja der beste und schönste Theil der Poesie, welche sich über ein Menschenleben ausbreitet.

Zum Beginn muß ich nur um die Erlaubniß bitten, das, was ich an jener anderen Stelle über meine erste Knabenzeit erzählt*), vor dem Leser hier ganz im alten Gewande erscheinen zu lassen, statt ihm mühsam ein neues anzuziehen, ohne Sicherheit, daß es dadurch besser oder

*) S. P. Lindau's „Gegenwart“, Nr. 37 u. 38, Jahrg. 1874.

auch nur kürzer würde, wie ich es über diese Zeit vor Allem sein möchte. Denn je mehr uns diese Knabenzeit mit ihren tiefen und unverlöschlichen Eindrücken am Herzen liegt, desto leichter werden wir verführt, ihr in unseren schriftlichen Erinnerungen einen zu breiten Raum zu gewähren, statt uns mit der Zeichnung dessen zu begnügen, was wirklich Einfluß auf unsere Entwickelung ausübte. Die Zeit, wo die junge Menschenseele sich in die weite freie Welt hineinlebte und, höher und höher wachsend, in immer weitere Kreise hinausschaute, um deren Horizont sich leise die Ahnungen des Unendlichen mit ihrem goldnen Schein legten — dies Wachsthum der jungen Seelenpflanze ist ja eigentlich bei Allen so ungefähr dasselbe. Erst wenn das Leben mit seinen Aufgaben uns erfaßt, werden wir aus dem freien Boden der Natur in die enge Scherbe des besonderen Schicksals versetzt. Und — was das Wichtigste ist — ob viel Schatten oder viel Sonne auf unsere ersten Tage gefallen, ist bald und mit wenigen Zügen geschildert.

Es ist auf meine Jugend ziemlich viel Sonne gefallen, denn sie war sehr frei und ungebunden bis zu meinem 15. Lebensjahre, wo mich der strengere Schul-

zwang erfaßte. Wie ich aufgewachsen bin, davon könnte ich am kürzesten dadurch eine Vorstellung geben, daß ich sagte: denke sich der geneigte Leser, ich sei als das Kind eines Forstmannes geboren. Damit stellt dann seine Phantasie, ohne weiterer Nachhilfe zu bedürfen, schon ganz von selber die richtige Decoration der Bühne zurecht, auf der ich meine Knabentage bald still verträumt, bald mit gewaltiger Geschäftigkeit und unermüdlichem Thätigskeitstriebe zugebracht habe. Zunächst den Wald mit schönen Edeltannen, durchzogen von breiten Laubholzalleen; dann die herrschaftliche, alte, schon vor hundert Jahren erbaute Dienstwohnung, geschmückt mit Wappen und allerlei schön ausgehauenen Jagd-Emblemen; und ringsumher die kühlen Schatten hoher Baumwipfel. Es ist ein neidenswerthes Sommerleben unter ihnen, aber einen gründlichen erschreckenden Decorationswechsel bringt der Winter, wenn in den Alleen das hoch aufgeschichtete Laub unter den Füßen raschelt und der Sturm um die alten Essen heult, die dürren Wipfel schüttelt und durch die armen geplagten Tannenzweige pfeift, die, weil sie nicht entblättert sind und noch alle ihre feinen Nadeln haben, seiner wilden Bosheit vorzugsweise ausgesetzt sind und ohne Aufhören ihre lan-



gen niederhängenden Aeste, um ihn abzuwehren, schwingen — wie ein armes Pferd, das rastlos die peinigenden Stechfliegen abwehrt. Diese Winterbilder haben mir einen besonders tiefen Eindruck gemacht; wie der Winterwind heult, weiß ja auch ein Stadtbewohner gar nicht, und wie die weite Haide und das unendliche Moor unter dem Leichentuch des Schnee's aussehen, wenn man durch die durchsichtig gewordenen Wallhecken, die den Wald umgeben, über sie fortblickt, das wissen nur wenige meiner Leser, denn nur wenige kennen eine Haide- und Moorwelt wie die, in deren Mitte, wie eine Oase in der Wüste, der alte schöne Park von Clemenswerth sich erhob, der versteckteste Winkel im heiligen römischen Reiche deutscher Nation.

Ja nur Wenige kennen sie, solch eine Haidewelt mit ihrer farblosen Unendlichkeit, ihren Mooren und Sanddünen, ihren merkwürdigen zahlreichen „Hünensteinen" oder Dolmen, und ich will nicht behaupten, daß die Welt viel dadurch verliere, daß sie sie nicht kennt. Und doch jetzt, wo ich das braune Sepiabild dieser Jugendheimath wieder vor mir sehe und in der Erinnerung meine Blicke ihre weiten Flächen überschweifen, läßt ein gewisser ernster

und melancholischer Reiz des Bildes diese Blicke darauf haften — auf diesen lautlosen Ebenen, welche die Erica mit ihrer schönen violetten Blüthe bekleidet, und da, wo der helle Sand durchschimmert, der hellgelbe Ginster fleckt; auf diesen kleinen inselartigen Buchen- und Eichenhainen, den Resten erstorbener Waldstrecken, und den kleinen Teichen, in deren Riedgras die Krickente nistet, und auf deren schwärzlicher Wasserfluth die Blätter und kugelrunden Knospen der Seelilie liegen. Wie gebannt folgen die Augen den sandhellen, in die Ferne sich ziehenden Wegen, die über die Haide schweifen, launenhaft bald nach rechts, bald nach links sich werfend, wie ein haltloses, ohne Ziel schweifendes Menschenleben durch öde Einsamkeit irrt. Mich selbst sehe ich wieder, die leichte Vogelflinte neben mir, oben auf der Platte des Hünensteins liegen, mit dem Kopfe auf der filetgestrickten Jagdtasche — einem Product meiner eigenen Hände — und hinausblickend in die Weite, die keine Grenze haben würde, wenn nicht über dem nächsten Moore der blaue „Haidemann" aufstiege und seine dunstige Wand emporzöge; oder hier und da das Auge auf ein im grünen Beringe seiner Bäume inselartig daliegendes Dorf stieße, in dessen Mitte ein spitzer Kirchthurm sich erhebt.

Die Macht des Reizes, welche auch die schmuckloseste und bescheidenste Heimath auf unser Gemüth übt, ist eben groß. Und dann ist mir bei der Rückkehr in der Erinnerung zu dieser Scenerie auch ein wenig zu Muthe, wie einem Dichter zu Muthe sein mag, der lange einem gründlich undankbaren und widerspenstigen Stoffe seine begeistertste Hingabe und seine besten Kräfte gewidmet hat, der allen Fleiß an ihn wendete, ohne ihn am Ende doch zu etwas Tüchtigem gestalten, ihn sich nur innerlich recht aneignen zu können. Ich habe als Knabe an diesen Boden, um ihn mir zu beleben, um auf dies weite Podium mit seinen grauen Wolkensuffiten Gestalten zu stellen und eine Handlung darauf zu bringen, die schönsten Schwärmereien, Träume und Phantasmagorien gewendet. Wie dankbar habe ich ihm die wenigen, aber tiefen Eindrücke, welche er meiner knabenhaften Phantasie entgegenbrachte, dadurch vergolten, daß ich Alles auf ihn bezog, Alles in ihn hineintrug, was mir damals groß und schön, was mir Poesie schien! Ich rief Ossians Gestalten herbei und ließ sie durch die flockigen Nebel der schmalen Wiesenthäler schweben. Wenn der Sturm über die Haide fuhr, hörte ich in seinem Rauschen die wehklagenden Stimmen der nordischen Wal=

kyren, oder den Taisk, den Schrei dunkler Mächte, der todkündend über ein Hebrideneiland gellt; in den Abendwolken, welche sich golbumsämt über dem Horizont thürmten, erblickte ich Asgards leuchtende Zinnen, die Götterburg der ewigen Asen. Unter der breitgeästeten Buche, die mit ihrem Laube den Hünenstein überschattete, sah ich im Geiste den Hohenpriester, der gefangene Römer dem Thor schlachtet, während das Widderhorn an den Stämmen des heiligen Waldes widerklingt! — Und das ist nun freilich Alles umsonst geschwärmt, geträumt, verschwendet — mit vollen Händen ist der Reichthum einer glücklichen Knabenzeit vergeudet, nichts ist geblieben als — ein aufgegebener, undankbarer Stoff, der verlassen ist von meinem Denken und Empfinden, und den ich nie wieder zu sehen erwarte. Aber ich will ihn nicht anklagen — ich fordere auch meine Schätze nicht zurück — die Gestalten Ossians, die Widderhörner germanischer Opferpriester, die nordischen Götterjungfrauen und Alles, was ich meinem fernen armen heimathlichen Boden zutrug und bescheerte, sollen ihm von ganzen Herzen geschenkt sein — denn in der That, ich wüßte heute nicht mehr, was damit beginnen! Auch kann ich mich trösten mit dem Schicksal eines größeren, denn

ich. Weiland Seine Hochfürstliche Durchlaucht Clemens August, Herzog in Ober- und Niederbaiern, Kurfürst von Köln, des heiligen römischen Reiches Erzkanzler durch Italien, Legatus natus des heiligen apostolischen Stuhles rc. rc. rc., hat einst an denselben Boden und Erdfleck am Ende doch noch mehr und schwerere Sätze gewendet, und das Alles auch ihm lassen und verlassen müssen — doch davon im nächsten Capitel.

II.

„Meine engere Heimath" ist ein den Deutschen geläufiger Begriff. Auch ich hatte eine noch engere Heimath als das braune Haideland, von dem ich geredet habe, und dies ist die schon oben erwähnte Oase unserer Wüste. Es ist ein schönes kleines Schloß, inmitten eines dunklen Parkes, den hohe, hundertjährige Linden, Buchen und schlanke riesige Edeltannen bildeten — das Ganze die Schöpfung einer bizarren Laune, einer verschwenderischen Fürstenhand, eines Mannes von lebhafter und glänzender Phantasie, die nicht müde wurde, sich in großartigen und schönen Baudenkmalen zu verewigen.

Inmitten des beschriebenen Landstriches, ganz im

Norden des Münsterlandes, in der Nähe des Hauptdorfes des „Hümlings“ hatte einst ein wüstes Terrain sich ausgebreitet, bedeckt mit Krüppelholz, dem Reste früheren Hochwaldes; in diesem Buschwerk auf der Höhe einer leis anschwellenden Erdwellung stand ein verwitterndes Holzkreuz, die Stelle zu bezeichnen, wo vor langen Jahren ein Mensch erschlagen worden. Diese Stelle hatte sich der Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster, Clemens August aus dem Hause Baiern, auserwählt, um dort ein Schloß zu bauen. Ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, hatte er beschlossen, hier eine Zeit des Jahres zuzubringen, um der Waidlust zu pflegen; große Rudel vortrefflichen Hochwilds bevölkerten die Gegend, in der zugleich die Parforcerenner und Meuten vollen Spielraum fanden, sich fessel- und schrankenlos zu ergehen. „Wir wollen ihm ein anderes Kreuz setzen,“ hatte der Fürst mit Bezug auf den Erschlagenen gesprochen; und das Schloß, das jetzt unter der Leitung eines berühmten Architekten, unter den Händen Tyroler Maurer und Steinmetzen und italienischer Bildhauer und Stuccateure entstand, stieg in der Gestalt eines Kreuzes in die Höhe: ein Corps de logis von acht gleichgroßen Seiten, denen vier kleine Flügel wie die Balken eines Kreuzes angefügt waren.



Und als ob es an dieser einen bizarren Idee nicht genug, so wurde durch den Bau noch eine andere verwirklicht. Um das eigentliche Schloßgebäude nämlich wurden acht Pavillons gestellt; so sollte das ganze noch ein Kegelspiel darstellen, mit dem Schloß als König in der Mitte! Ich muß gestehen, ich habe diese letztere sinnreiche architektonische Idee nie herausfinden können; die Pavillons standen nämlich ganz einfach rund im Kreise umher. Ein geräumiger Platz schied sie vom Schlosse; zwischen je zwei und zwei von ihnen begann eine breite Lindenallee, welche durch den Park führte. Jeder der Pavillons führte seinen besonderen Namen, der an eines von den Hochstiftern, deren Infuln und Fürstenkronen sich auf dem Haupte des mächtigen Herzogs aus Ober- und Niederbaiern vereinigt fanden, erinnerte. Der erste hieß Münster, der zweite Osnabrück, der dritte Hildesheim, der vierte Paderborn, der fünfte Köln, der sechste Mergentheim, wegen des Hoch- und Deutschmeisterthums, der siebente Corvey, der achte bildete die Schloßcapelle mit einem Kapuzinerkloster dahinter, an das sich der weite Klostergarten mit seinen immer grünen Pyramiden und Thürmen aus künstlich geschorenem Taxus anschloß.

Außer den erwähnten neun Schloßgebäuden war nun noch ein zehntes da — und bei diesem muß ich länger verweilen. Es erhob sich zur Seite der großen Allee, die zum Dorfe führte, und bildete den Marstall; erbaut in der Gestalt eines Halbmonds, enthielt es unten geräumigen Platz für mehr denn hundert Pferde. Ueber den Stallräumen aber, im ersten Stock und in den Mansarden, war die Wohnung des kurfürstlichen Oberstallmeisters eingerichtet gewesen — nämlich „Sr. Excellenz, des Freiherrn Ignatz Felix von Roll zu Bernau, des deutschen Ordens Ritters, Landcomthur der Ballei Coblenz, Sr. kurfürstlichen Durchlaucht zu Köln Oberststallmeister, Oberstfalkenmeister, General-Adjutant der Parforce-Jagd, und Obrist über Hochdero erzstift-kölnische und hochstift-münstersche Cavagleria“.

Diese Wohnung, in welcher seit etwa einem halben Jahrhundert die Sporen dieses gestrengen Herrn und seiner Amtsnachfolger nicht mehr geklirrt hatten, auf deren Corridoren und Böden Schaaren von Iltissen sich tummelten, wurde im Jahre 1814 hergerichtet und wieder in wohnlichen Stand gesetzt für ein blutjunges Ehepaar, das, aus der Landeshauptstadt Münster stammend, von seinem Schicksal in diese Gegend geführt worden.

Dies Ehepaar waren meine Eltern.

Mein Vater war nämlich nicht, wie ich es oben den Leser vermuthen ließ, ein Forstmann, sondern seines Zeichens ein Jurist. Zur Zeit der Franzosenherrschaft hatte er seine Vaterstadt Münster verlassen, um in einem entlegenen Ort an der Ems Friedensrichter zu werden. Dann als dieser ganze Landestheil dem Königreich Hannover zugefallen, hatte man ihn hier in Clemenswerth, im ultima Thule des alten Stiftslandes, als Richter angestellt — über einen Sprengel von zwölf Quadratmeilen — und mit der Erlaubniß, sich und seinen Jurisdictionsapparat, der aus einem grün überzogenen Tisch und einer rothausgeschlagenen sella curulis bestand, in einem der Schloßgebäude unterzubringen. Und so zog denn in die verlassenen, holzgetäfelten Zimmer und Kammern meiner Eltern bescheidener Hausrath ein — zugleich aber auch ein ansehnlicher Vorrath von Büchern, unter denen corpus juris und andere Infolios durchaus nicht den ersten Platz einnahmen, sondern die Literatur der Zeit anständig vertreten war: sogar ein von Klopstocks, des damals vergötterten Dichters, eigener Hand geschenkter Messias war darunter, in rothen Saffian mit Goldschnitt gebunden —

meiner theuren Mutter liebster Schatz, den ich ihr doch den Herzenskummer angethan habe, nie zu lesen, selbst wenn sie mir erlaubte, ihn als Gebetbuch mit in die Kirche zu nehmen.

Meine Mutter nämlich —

Aber kann man der Welt von seiner Mutter reden? Von einer Mutter, wie sie war? Ihr rührend schönes Bild hängt über dem Tisch, an dem ich dies schreibe, und es ist mir, als ob ihr großes, wunderbar großes blaues Auge mit dem trauervollen Ernst und der unendlichen Tiefe des Blicks mir sagte: du hast ganz Recht, das geht nicht und deshalb versuche es nicht. Und so will ich auch dessen nicht erwähnen, was Andere zu ihrem Preise geschrieben und gesungen haben; es genügt, wenn ich sage, daß sie, die kleine, zarte, in all ihrem Wesen die lauterste Seelenanmuth ausstrahlende Frau eine ganz hervorragende Dichtergabe hatte, aber stets nur widerstrebend auf meines Vaters Wunsch einzelne ihrer Gedichte in den Musenalmanachen und Journalen der Zeit pseudonym abdrucken ließ.

Ueber ihre Herkunft und Entwickelung sei nur erwähnt, daß sie als die älteste Tochter eines später mit Kindern

noch reich gesegneten fürstbischöflichen Richters geboren war, der damals von der Landeshauptstadt aus in die Städtchen und „Wiegbolde“ wanderte, wo er, dasitzend wie der Richter im Sachsenspiegel und als Schöffe eine große, treue Dogge neben sich, seine Gerichtstage abzuhalten hatte; und daß sie durch ihn aus einer Familie stammte, die nach ihren Traditionen mit dem originellen Humanisten Hermanus Buschius zusammenhängen wollte. Und wie dieser Vorfahr Hermann von dem Busche am Ausgange der Zeit steht, in welcher das arme verschrieene Münster ein großer und berühmter Born und Quellort der humanistischen Geistesströmung war, so erhielt meine Mutter ihre erste Geistesnahrung und Richtung von einer zweiten Periode erregten geistigen Lebens und hingebender Theilnahme und Mitarbeit an den Zeitgedanken und der Literatur, die in der Geschichte dieser Stadt zu verzeichnen ist. Man kennt den Kreis des hell- und großdenkenden Ministers Fürstenberg und jener wunderlichen Heiligen mit dem unstät suchenden Herzen, der Fürstin Galitzin, in dem Hamann, Jakobi, auch einst Goethe erschien, und der aus der anfänglichen philosophischen Freiheit später in eine sehr katholische Gebundenheit verfiel. Meine Mutter

war damals fast noch ein Kind, aber die geistigen Einflüsse jenes Kreises fanden ihren Weg zu ihrem lebhaften Wissensdurst und dem verlangenden Seelenleben des jungen Mädchens mit den großen Augen und mit der reichquellenden Dichterader. Was Wunder, daß unter diesen Umständen die großen Heiligen jenes Kreises, in der Poesie Klopstock und die Göttinger, in der Philosophie Jakobis Schriften auch ihre geistigen Autoritäten wurden! Aber auch von Rousseau wurde jene Zeit mächtig beeinflußt; so wurde denn auch der Emile ihr eine große Autorität und seine Grundsätze haben sich, ich fürchte ein wenig verhängnißvoll, auch in meiner Kindheit geltend gemacht — insofern die Erziehung zu den stillen Tugenden der Anspruchslosigkeit, Selbstverleugnung und Bescheidenheit von neueren Philosophen als nicht ganz die richtige Abrichtungsmethode für den einen eisernen Willen, zähes Selbstgefühl und Schneidigkeit verlangenden Kampf um's Dasein nachgewiesen ist. Ich habe als Kind meine Eltern sehr oft von dem Emile reden hören und erinnere mich sehr gut, daß er mit all den Abhärtungslehren, die dabei zur Sprache kamen, mir ein recht widerwärtiges Buch schien. Später wurde neben Jean Paul vor Allem Goethe der



große Autor für meine Mutter — sehr früh gab sie mir dessen Wahrheit und Dichtung zu lesen, da sie den Grundsatz hatte, man dürfe Kindern auch Lectüre geben, die noch über ihren Horizont gehe, damit ihr geistiges Verständniß hineinwachse. Sie hing mit einer großen Innigkeit des mütterlichen Gefühls an mir, mit einer unausgesetzten Sorgfalt; sie unterrichtete mich abwechselnd mit dem Vater in den Hieroglyphen, die den ersten Schlüssel zu aller Weisheit bilden und die mir so schwer zu lernen wurden; — und dann vor ihrem Clavier in den Anfängen musikalischer Bildung, bei der sie jedoch nach einiger Zeit inne hielt, wohl nicht ohne den stillen Stoßseufzer: Lasciate ogni speranza. Aber trotz dieser Zärtlichkeit war sie nicht ohne gewisse Strenge. Regungen des Gemüths scheu zu verschließen lag immer und blieb auch damals, wo die Thränenschauer der sentimentalen Epoche die Atmosphäre noch mit einem feuchten Niederschlag füllten, in der Weise und Gewöhnung des Westfalen, der ja kaum zu einer lebhaften Dankesanerkennung die Lippe öffnet; und daß Kindern nicht viel Lob gespendet, nicht Liebe gezeigt werden dürfe, steht das nicht auch in diesem verwünschten Emile vorgeschrieben?

Was Jean Paul anging, so trafen in dessen Bewun-

derung meine Mutter und mein Vater zusammen, obwohl sie sonst merkwürdig verschiedene Naturen waren; mein Vater war eine leidenschaftlich bewegte Natur, die leider bis an's Ende nicht lernte, als praktischer Mann sich in die reale Welt und ihre Nothwendigkeiten zu schicken. Aber er war voll Geist und Witz und vielseitiger Bildung: außer seiner Jurisprudenz beschäftigten ihn namentlich Geschichte und Kirchengeschichte; von den Alten waren Horaz und Seneca seine Lieblingsautoren, und eine seiner Lieblingserholungen war, mit einer ganz hervorragenden Anlage für den Humor, mit einer unwiderstehlichen Komik Erlebnisse und Charaktere zu schildern — die seiner früheren Lehrer z. B., oder das Leben in den alten reichen Abteien des Landes, in denen er stets bei irgend einem im zehnten oder zwanzigsten Grade verwandten Vetter Stiftsherrn die Schulferien zugebracht hatte. Von Natur mit einem gewissen skeptischen Geist versehen, aufgewachsen unter dem Einflusse der Geistesströmungen der französischen Revolution, durch eigene Studien zu einem durchaus freien religiösen Standpunkt gekommen, hat er früh dafür gesorgt, daß nichts Verkümmerndes und Schädigendes für mich in den katholischen Unterricht einfloß, den mir und

meinem jüngeren Bruder als Hauslehrer ein Geistlicher gab, ein sanfter, schweigsamer, blonder junger Mann, der Claasen hieß. Daß ich Morgens in der Frühe mit diesem die Lindenallee hinaufwanderte zu der still daliegenden Schloßcapelle, von der das Glöcklein durch den Wald klang, als ob es, da ja von Menschen Niemand kam, die Eichhörnchen und Buchfinken, die sich umher erlustigten, zum Gottesdienst rufen wolle — daß ich, wenn er dort die Messe in dem kleinen, mit Marmor und Stuck und Vergoldung reich geschmückten Raum las, ihm fromm ministrirte und mit großer Innigkeit das Confiteor vorsagte — und dann wieder träumerisch zusah, wie der Morgenwind die Schatten der Lindenzweige draußen leis bewegt über den heiligen Hubertus auf dem Altarbild gleiten ließ, — das hat mir sicherlich nicht geschadet. Guter, sanfter, klar denkenden Vicar — als ob dein Katholicismus überhaupt hätte verkümmern und einen wissensdurstigen nachdenksamen Knaben hätte in seiner Entwickelung zurückhalten können! Ich glaube, Du warst im Stillen ein Stück vom savoyardischen Vicar — und jedenfalls ein würdevoller Priester. Daß eine Zeit kommen würde, wo deine Mitarbeiter im Weinberge sich anstrengen

würden, so viel ihrer folgsamen Schafe in die Abgeordneten-kammer zu bringen, bis Se. Majestät in Preußen kein Gesetz mehr geben und kein Füsilierbataillon mehr auf die Füße stellen dürfe, wenn es nicht sämmtlichen Cardinals-congregationen genehm — das hast du dir nicht träumen lassen! Mit wie milder Resignation hörtest du meines Vaters Ketzereien an, wenn er am Kaffeetische draußen unter der großen blühenden, von Bienen umsummten Linde eben den Volney oder Benjamin Constants Werk „Sur la religion“ besprach und meine Mutter, die auch wohl eigentlich nur die Religion des Gemüths kannte, dann von seinem ausgesprochenen Theismus so viel des Positiven einräumen und bestehen zu lassen suchte, als sie ihm eben abgewinnen konnte.

Der Gegensatz dieser Sommerstunden unter der Familienlinde waren die Herbstabende, die Wintertage. Schon früh im Herbst flammte im Wohnzimmer das Feuer im altfränkischen Kamin — wie bis spät in das Frühjahr hinein, als heiteres Vor- und Nachspiel der Wintertragödie mit ihrem Ofenmittelpunkt. Es war eine unvergleichliche Gelegenheit, Aepfel und Kastanien in einen schmackhafteren Zustand zu versetzen, und wenn in der

einbrechenden Dämmerung die Mutter mit dem Strickstrumpf, den ihre zarten Finger mit so unglaublicher Geschwindigkeit zu fördern verstanden, sich zu uns setzte, ihr abzugewinnen, daß sie uns — mir und meinem vier Jahre jüngeren Bruder Alfred — Märchen und Geschichten erzählte; bis dann die Kerzen gebracht wurden und ich mein Amt als Vorleser antreten mußte. Darin, im Vorlesen, habe ich, glaube ich, etwas Erkleckliches geleistet; und zwar war es meist Walter Scott, der den Stoff dazu bot — und da ein einstimmiger Spruch des Familienraths dahin ging, daß von aller Unterhaltungslectüre des großen Schotten Romane weitaus das Beste seien, so wurde, wenn wir mit Walter Scott am Ende waren, mit Walter Scott von Neuem begonnen; es sei denn, daß gerade ein neues Buch von Washington Irving oder Cooper angekommen war und ihn ablöste. Walter Scott hat auf meine ganze Denkrichtung einen großen Einfluß bekommen. „Walter Scott," habe ich irgendwo gelesen, „ist ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter wie alle großen Künstler lieben das Gewordene, das Seiende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meißel still hält; sie lieben daher den

Zwang als den Erhalter des Bestehenden; darum hassen sie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und Widerstrebende; denn sie hassen den Kampf; darum hassen sie die Freiheit.“ Darin liegt manches Wahre und auch viel Unwahres — sie hassen den Kampf nicht, der doch eigentlich der einzige Inhalt ihrer Darstellungen ist; sie hassen sicherlich die Freiheit nicht, schon deshalb nicht, weil persönliches Unabhängigkeitsgefühl ihre Lebensluft ist, weil sie die geborenen Anwälte der Rechte der Individualität, der Entwickelung der freien Menschennatur sind. Aber sie hassen das Chaotische, das Verworrene; weil ihr Beruf im Organisiren besteht, ihre Natur auf den Aufbau angelegt, ihr Instinct das Maßhalten ist — und so liegt nahe, daß ihnen ein conservatives Wesen eigen ist, wie Walter Scott es vorzugsweise besitzt, dessen Gedankenwelt und Anschauung denn auch nicht verfehlen konnte, bestimmend auf mich zu wirken. Es ist immer ein gutes Stück Torysmus in mir übrig geblieben, — und mir ist nur diejenige Aristokratie verhaßt, ich befehde nur die, welche die Carricatur dessen, was sie sein sollte, ist — der echten, der Geistesaristokratie, ohne welche die Welt nicht weiter kommt.

Nebenbei habe ich entsetzlich viel Anderes gelesen und so ziemlich alles Lesbare im Hause, was meine Mutter nicht vor mir verschloß — mit dem nicht zu stillenden Hunger der Lesewuth; aber auch sehr früh, denk' ich, den Trieb eigener Darstellung empfunden. Ich muß ein noch sehr hilfloser kleiner Knirps gewesen sein, als meine Mutter ein Heftlein bei mir fand, worin ich die Geschichte der sieben Könige Roms auf meine Art und gewiß mit unverantwortlicher Nichtberücksichtigung der Forschungen Niebuhrs ausgearbeitet hatte; und nachdem ich so löblich begonnen, ward ein alter wurmzerfressener Foliant türkischer Historien mir zur Fundgrube für einige gewiß sehr erhebende Charakterbilder des großen Helden Iskanderbeg von Albanien und des mächtigen Piratenhauptes Haireddin-Barbarossa. Nach der Uebung in der ungebundenen Rede lag die in der gebundenen nahe: die erste wurde in einer für Poeten nicht ganz unpassenden Situation geleistet. Ich saß nämlich in einer unserer zahlreichen Mansardenkammern, die, mit den wurmstichigen Möbeln, wie sie einst den kurfürstlichen Piqueurs gedient, höchst dürftig ausgestattet, mein kleines Reich für mich bildete; ein ganz entsetzlicher Sturm umtobte das Haus, als ob er die Welt in Stücke schlagen

wolle; der eiskalte Windstrom drang durch alle Ritzen des alten Gebäudes; um ihm besser zu entgehen, stellte ich meinen Stuhl auf den Tisch, nahm zur Erwärmung die Bettdecke über die Kniee und arbeitete hier oben mein erstes Gedicht: „Der Sturm", aus — ich fürchte, daß es schon nach der alten Regel, wonach künstlerische Darstellung inmitten der Situation selbst nicht zu gerathen pflegt, nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügte. Dann folgten Balladen, Rittergeschichten à la Karl von Eichenhorst u. s. w. Doch habe ich mit diesen unnützen Bestrebungen gottlob nicht viel Zeit verloren — es gab ja so viel Anderes zu thun! Es mußte doch auch in den bildenden Künsten und im ganz gewöhnlichen Handwerk das dringend Nöthigste geleistet werden — ich hatte zu zeichnen, zu aquarelliren, Situationspläne der Gegend zu machen, vor Allem Baupläne zu entwerfen, denn ich war namentlich ein großer Architekt, die Baukunst dachte ich mir als meinen Lebensberuf. Ich hatte also Pläne, Durchschnitte, Aufrisse zu ganzen Domen zu machen, deren constructive Ausführbarkeit mir viel zu schaffen gab, namentlich was Kuppelbauten betraf; oder bei Palästen die Anlage der Schornsteine, die gar zu oft mitten durch die Empfangssalons des oberen Stockwerks

brechen wollten. Dieser architektonische Hang ist mir treu geblieben — auch darin, daß mir die bedauerliche Verworrenheit in der Anlage prachtvoller Villen, Schlösser und Häusern in unseren Romanen viel zu schaffen macht, deren bauliche Anordnung oft ganz unglaubliche Räthselhaftigkeiten bietet. Und dann waren in einem Flügel unseres Gebäudes eine Schreiner-, in einem andern eine Schmiedewerkstätte, worin mancherlei für das Schloßgebäude nöthige Reparaturarbeiten vorbereitet wurden; ich habe den gutmüthigen darin hantirenden Meistern mit meinem auf die Herstellung von allerlei Geräth und Vogelbauern, von großen und kleinen Nägeln und Werkzeugen gerichteten Schaffensdrange sicherlich viel gute Bretter und scharfe Hobel und Handsägen verdorben — an den alten Eisenstücken war wohl weniger verloren. Und daneben — aber vertiefen wir uns nicht in das Detail all der Dinge, auf die eines betriebsamen Knaben, der Alles machen und können möchte, Thätigkeitstrieb verfällt; ich will nur noch der Beschäftignng mit allerlei zahlreichem, gewöhnlichem und ungewöhnlichem lebenden Gethier erwähnen; und wenn ich diese Erinnerungen ganz allein für mich selber und nicht für ein hartes, vorurtheilsvolles und

solcher Empfindung unzugängliches Publikum niederschriebe, so würde ich hier ein schönes und rührendes Denkmal dem treuesten und besten Freunde meiner Knabenjahre setzen, dem schlauen und hartköpfigen grauen Esel, den mir mein Vater geschenkt hatte. Um seinetwillen habe ich bis heute nicht eine tiefe Sympathie verloren für alle seine Mitbrüder und Leidensgenossen, eine gerührte Theilnahme für diese an Intelligenz und Willensstärke das Pferd weit übertreffenden Thiere; ich folge ihnen heute noch stets mit den Augen, so viele von ihnen in treuer Erfüllung ihrer freudenlosen Lebensaufgabe — und, ach, so schlecht dafür belohnt — mit den feinen anmuthigen Füßen an mir vorüberschreiten, und es hat mich sehr gefreut, für solch eine Gefühlsweise, die der hartherzigen Welt sehr krankhaft erscheinen wird, ein Echo bei Rahel zu finden, das sie S. 480 ihrer Briefe ausspricht: „Von jeher," sagt Rahel, „hatte ich nur noch bei unseren ordinären Vögeln ein solch Vergnügen, als ich eins empfand, wenn ich einen Esel sah; aber den Esel liebt' ich mehr, er rührte mich. Vögel ergötzten mich nur — der aber emotionirte mich!"

Damit hat Rahel vollständig mein Herz gewonnen; doch möchte ich nicht ganz so weit in der Bewunderung

asinarischer Tugenden und Fähigkeiten gehen, wie es die Verherrlicher aller rührenden Einfalt und alles dessen, was in stiller Pflichttreue schlicht und anspruchlos ist, thun, die „Lakisten". Woodsworth hat ein Gedicht: „Peter Bell" geschrieben, worin die moralische Größe eines Esels in einem komischen Gegensatz zu der stupiden Eselei eines Knechtes steht, und Coleridge sagt zwar in seinen Versen, an einen melancholisch neben der angepflöckten Mutter dastehenden jungen Esel sehr gut:

Do thy prophetic fears anticipate,
Meek child of misery! thy future fate?
The starving meal, and all the thousand aches,
„Which patient merit of the unworthy takes"!

es bleibt aber darum nicht weniger bedenklich, wenn ihn das Gefühl der innerlichen Wahlverwandtschaft menschlicher und thierischer Natur zu dem weiteren Ausruf hinreißt:

Innocent fool! thou poor despised forlorn!
I hail thee brother — spite of the fool's scorn.

Spite of the fool's scorn — man sollte eigentlich, um diesen so wenig wie Coleridge bei solcher Gefühlswallung zu fürchten, seine Selbstbiographie in Versen schreiben, denn die Lyrik erröthet nicht. Wer mag in Prosa all den überschwänglichen Gefühlsinhalt der Jugend

und seine oft so kindischen Aeußerungen gestehen? Und doch gehört er zu dem Bilde unserer Entwickelung. Darum würde ich hier, unmittelbar nach dieser Digression von den Eseln zu dem Punkte angelangt, wo ich am passendsten von jener Eselei der schönen Knabenzeit, welcher keiner entgeht, eine rührende Stelle einflechte, am besten thun, nach dem elegischen Versmaß zu greifen, um meine erste Liebe zu schildern. Zum elegischen Versmaß, denn ich nahm die Sache sehr ernst. Ich sehe mich in einer Stunde der Dämmerung einsam draußen auf einem alten Baumstamm sitzen und bittere Thränen weinen; bis mein Bruder mich auffindet und ich mir bei seiner Frage: warum ich so herzbrechend weine, bewußt werde, daß ich das absolut selber nicht weiß. Ich war eben ganz seelenverloren verliebt in ein junges Kind, das seit einigen Wochen drunten im Dorfe aufgetaucht war und mit uns in eine dort arrangirte Tanzstunde ging; das kaum je eine Silbe sprach, das gar nicht hübsch war, aber — um das der Reiz der Fremde lag! Sie war eine kleine Holländerin und sah so merkwürdig fremdländisch aus mit den leuchtenden großen Goldplatten über dem blauen Geäder an ihren blonden Schläfen! —

III.

Mein Vater hatte häufig kleine Amtsreisen zu machen, und wenn der Gerichtsschreiber, der gute Dr. Buchholz, der mit seiner zahlreichen Familie einen der Schloßpavillons bewohnte, neben ihm Platz genommen, fand sich auf dem Rücksitz des Wagens neben den Acten immer noch Platz für mich. Der Weg führte dann über weite, oft in's Grenzenlose sich dehnende braune Haiden, durch die die Ruinen verwüsteter Wälder, die schmalen Streifen von Krüppelholzgebüschen zogen: oder an Bergen von jener besonderen Art vorüber, die, wenn sie oder besser der Wind gewollt, zu Mohamed oder jedem anderen Propheten hätten kommen können, da sie nichts als der helle, im Sturm in's Wandern gerathende Wehsand waren. Oder auf schmalen Fahrdeichen zwischen Gräben voll braunschwarzen Wassers durch weite Moorstrecken, über welche tolle Kibitze hin- und herrannten, zuweilen auch wohl eine von der See her in's Land geblasene Möve mit melancholischem Schrei sich tummelte; und dann wieder über weite, Gänse-nährende Grasanger, über welche die Wege liefen wie hingeworfen für die Wanderungen einer ziellos schweifenden Phantasie, sich kreuzend und bald links, bald rechts hin

aus einander fahrend; wie angelegt für „gute Menschen in dunklem Drange". Aber auch die schlechten, ohne die Offenbarungen dunklen Dranges bleibenden Menschenkinder konnten immerhin weiter ziehen auf diesen systemlos über die Haide geworfenen Pfaden, da sie sicher sein durften, stets an ein Ziel derselben Art zu gelangen — ein aus räucherigen, strohgedeckten Häusern und Hütten bestehendes Dorf, bewohnt von einem friedlichen stillen Geschlecht, ursprünglich friesischen Bluts; von einem Menschenstamm, den für sein Jahrtausend langes Ringen mit einer trübseligen Natur und einem unfruchtbaren Boden die Geschichte dadurch zu entschädigen gewußt, daß sie ihm so fern geblieben war wie ihr nur irgend möglich. Kann man ja bei den Völkern wie den einzelnen Menschen sagen: wohl dem, der keine Geschichte hat. In der That, ich glaube nicht, daß in diesem doch ansehnlichen Landstrich, so weit, bis in's Land der alten freien Friesenhäuptlinge hinein, diese Moore und Haiden sich dehnten, jemals etwas Erhebliches geschehen war. So viel ich darnach ausgeschaut habe — es gab eine Zeit, wo ich mein bestes Herzblut hergegeben für die geringste Spur von mittelaterlicher Romantik, für die winzigste kleine Burgruine, für

einen altersgrauen Wartthurm mit einem ausgebrochenen Zinnenkranz nur — es ist mir nicht gelungen, auch nur das Geringste davon zu entdecken; oder nur die Spur irgend eines Geschehnisses, in welches sich ein Element des Romantischen und Abenteuerlichen gemischt hätte. Vielleicht — ich weiß es nicht und gelehrtere Männer als ich eben so wenig — hatten diese „Sögelter Friesen“ einst wacker Theil genommen an den heroischen Kämpfen, womit Wittekind sich der Franken und ihres schrecklichen, für die nationale Entwickelung seiner Sachsen so verhängnißvollen römischen Kirchenthums zu erwehren gesucht; seitdem aber hatten sie jedenfalls den Ehrgeiz fahren lassen, in die Räder der Weltgeschichte weiter einzugreifen, vielleicht durch das klägliche Ende des einzigen Stammeshelden abgeschreckt. Seitdem waren sie geduldige glebae adscripti; nur von einer einzigen Veränderung, die in ihren Zuständen eingetreten, gaben die alten Hünendenkmale und die zahlreichen heidnischen Grabhügel, in welchen man Aschenurnen fand, ein Zeugniß. Sie mußten danach einst zu Wuotan und Donar um gutes Wetter und Gedeihen ihrer Roggensaat gefleht haben, wie sie jetzt zu unzähligen Heiligen darum in ihren Kirchen flehten; der

Inhalt ihrer Religion oder Methode, den Schutz und die Gaben der Himmlischen zu erflehen, war aber wohl so ziemlich derselbe geblieben. Nur eine üble Gewohnheit hatten sie im Laufe der Zeit angenommen, die, wäre Wittekind oben geblieben, uns auch erspart geblieben wäre; aber in das fränkisch-kirchliche Weltsystem mit hineingerissen, bauten sie jetzt mit besonderer Vorliebe die Frucht, welche dieses im Mittelalter sich aus seinen wüsten Sarazenenkämpfen mit heimgebracht. Das machte sich uns einmal im Laufe jedes Jahres ganz entsetzlich fühlbar, weil es beinahe den freien Odem nahm, in den schönsten Lenzabend Kälte und rauhes Wehen brachte und fast die Sonne am Himmelszelt auslöschte. Sie streuten nämlich die Saat ihres „Sarazenenkorns“ in die noch warme Asche von vorher in langsames qualmendes übelriechendes Glimmen und Schwehlen gesetzten Schollen auf den Mooräckern. Rundum am Horizont erhoben sich dann gegen Mittag die blaugrauen Dunstwolken, stiegen und quollen an und am Spätnachmittag schlugen sie endlich von allen Seiten uns über dem Kopf zusammen.

Zuweilen dehnten sich die kleinen Reisen über die Grenzen des „Hümlings“, so hieß das Land, in dessen

Bereich mein Vater die ethischen Ideen des Staatslebens mit mehr heiligem Eifer und auch Witz, fürcht' ich, als heiliger Scheu vor den „von oben" herab gelangenden Fetwas repräsentirte, zuweilen dehnten sich diese Reisen über die Amtsgrenzen aus und waren dann Familienbesuchstouren, die meist hinab in das uns westlich liegende Emsthal führten. Einer dieser Ausflüge ist mir lebhaft in der Erinnerung geblieben. Es wurde dazu in der frühesten Frühe eines herrlichen Sommertages aufgebrochen; nach mehrstündiger Fahrt wurde ein Gut erreicht, welches einer friesischen Familie von Santen gehörte — und hier stellte sich meinem entzückten Auge das erste Stück Mittelalter, das ich erblickt, dar — ein alter von der einstigen festen Stiftsburg Landegge übrig gebliebener Thurm; ein romantisches Gefühl ganz anderer Art, als diese grauen Trümmer erweckten, nahm jedoch meine Schwärmerei gefangen, als, während bei der befreundeten Familie das Frühstück eingenommen wurde, die Thür des Speisezimmers sich öffnete und ein junges Mädchen, wohl noch dem Kindesalter kaum entwachsen, in einem Rollstuhl hereingeschoben wurde — bleich, an irgend einem Uebel, dem sie früh erlegen ist, leidend, aber wie mir schien, engelhaft

schön und eine so rührende Dulderererscheinung, daß ich sehr lange den Eindruck davon nicht wieder los wurde. Ich war zu scheu und blöde, nur ein Wort mit ihr zu wechseln. Aber ich wäre sehr gern in ihrer Nähe geblieben, auf alle weiteren Emotionen dieser Reise verzichtend, deren Ziel das Haus Campe war, ein in dem schon reicher bebauten Emsthal und nahe am Strom liegender Edelhof der den ältesten Landesfamilien angehörenden Freiherrn von Dincklage. Vielleicht war es der in Landegge erhaltene Eindruck, der mich hinderte, ein noch jetzt lebendiges Bild davon in mich aufzunehmen, wie der Tag in Campe verfloß. Ich sehe nur eine vor dem Hause in Gartenanlagen stehende urgewaltige Linde vor mir, unter der die Gesellschaft sitzt, gereiht um den Clanhäuptling, einen schon sehr bejahrten, patriarchenhaft aussehenden Herrn mit schlohweißem Haar und einem großen silberbeschlagenen Meerschaumkopf; während die übrigen Herren aus den landesüblichen holländischen irdenen Pfeifen rauchen; denn bis zur Einführung der Cigarren ist die Cultur noch nicht fortgeschritten. Ich ahnte damals nicht, daß nach wenig Jahren unter den Aesten dieses Baumriesen eine kleine Enkelin dieses Patriarchen spielen sollte, die einst

neben anderen Beweisen herzlicher Freundschaft mir auch einen sich speciell auf diese Blätter meiner Autobiographie beziehenden Dienst leisten würde. Denn was diese angeht, so hat mich Emmy von Dincklage völlig der Mühe überhoben, mich in ausführlicheren Schilderungen von Land und Leuten meiner Heimath zu ergehen. Sie hat in ihren Schriften sie mit dem liebenswürdigsten Humor, voll Originalität und mit einer ganz eigenthümlichen Gabe der Beobachtung treu und charakteristisch darzustellen gewußt.

Eines Besuches erinnere ich mich auch bei einem Herrn von Cloodt, einem verwachsenen kleinen Manne, der auf einem verfallenen Burgmannshof in einer benachbarten kleinen Stadt saß; ich erwähne seiner, weil mein Vater ihm nachsagte, daß er von dem Hauptmann Clodius abzustammen behaupte, der die bei der Kreuzigung des Heilandes diensttthuende, aus Westfalen rekrutirte Truppe commandirt habe.

Häufiger wurden solche Reisen, und dann auf mehrere Tage, nach einem Ziele unternommen, das in nordwestlicher Richtung ein wenig weiter entfernt lag. Der Weg führte dann durch das Wippinger Moor, doppelt berühmt,

zuerst durch die auffallend hübsche junge Herrin des Haupthofes in dieser Niederung, die mit ihrer vielumworbenen Hand die vollendetsten Eierkuchen, welche je aus einer Pfanne hervorgingen, buck; und dann wegen weniger jungfräulicher und anmuthiger Gestalten, welche, wie die Volkssage wollte, Nachts die öden Moorbreiten belebten. Und zu dem Manne, der diese „Hexen im Wippinger Moor" und ihre Walpurgisnachtscherze darin (Walpurgis hieß ominöser Weise auch die hübsche „jungfräuliche Königin" auf dem Oberhofe) besungen, ging eben die Reise, zu dem Dichter der Verse:

Wenn das Käuzlein in der Urnacht
Mit dem Leichhuhn ein Duett heult,
Und der Roßfuß seine Cour macht
An die Nachtmähr und ihr Bett theilt:
Dann erhebt sich die Hexe vom schnarchenden Mann
Auf dem Besen in sausende Lüfte
Und reitet der grausige Jäger voran
Ueber Trümmer und modernde Grüfte,
Umflimmert vom Schein des verirrenden Lichts
Und umhuscht von Gestalten des Vorgesichts.

Es ist dies die Anfangsstrophe eines Nachtgemäldes, das auch Heinrich Heine einst durch seine metrischen Kunstgriffe imponirte (siehe H. Heines Werke, Bd. XIII.,

S. 194), und Gottfried Bueren hieß der originelle Mann, der sich in solcher Poesie erging. Er war Richter in einem nicht weniger originellen und eigenartigen Ort, der mir jedesmal einen traum- und märchenhaften Eindruck machte, wenn wir in der Dämmerung ihn erreichten und zwischen den kleinen holländischen blanken Giebelhäusern an der einen Seite und dem stundenlangen Canal an der anderen hinfuhren — dem langen Canal, aus dessen aufsteigenden Abendnebeln wie wunderliche Phantasieausgeburten die hohen Seeschiffe ihre Masten, Raen und Spieren aufstreckten, während dazwischen hohe galgenhafte Zugbrücken in fernen Perspectiven ragten. Richter Bueren war der gastlichste Mann der Welt. Auch er stand mit seinen geistigen Bedürfnissen wie meine Eltern vereinsamt, und so war ihm der Empfang der Gäste stets ein Fest. Waren doch seine geistigen Bedürfnisse eben wie Alles in dem unruhigen, stets Explosionen drohenden kleinen Manne mit dem rothen Gesicht und der wohlgenährten Gestalt von der lebhaftesten Art; er erzählte, plauderte, folgte hundert Einfällen, die ihm durch den Kopf schossen, lachte mit dem herzlichen gründlichen Lachen eines Kindes und zankte mit dem Jähzorn eines Berserkers. Mit innerlicher Poeten-

freude trug er seine Gedichte vor, Proben eines bedeutenden Talents, das jedoch an der Philologie, die frühe schon bei ihm seinem juristischen Brotstudium den Rang abgelaufen, krankte. Er war, wie überhaupt über Vieles sich nie über den Unterschied eines Dichters von einem Verskünstler nach der Ordnung der Humanisten klar geworden, so daß die meisten seiner Hervorbringungen kunstreiche metrische Leistungen blieben. Aber voll anregenden Wissens steckte der originelle Mann, und voll Anregungen für mich sein mit Sprossen gesegnetes Haus, unter denen ich Spielkameraden fand; und nicht minder sein Amtsort mit seinen Schiffen und Schiffswerften, seinen Matrosen und Capitänen, diesen wetterbraunen derben Männern in dunkelblauer Friesjacke, die von Sumatra und Batavia, von Valparaiso und Montevideo sprachen, als ob es kleine Ausflüge in die Nachbarschaft seien. Und dann all die seltsamen und wunderbaren Dinge, die sie von den fernsten Meeresküsten mit heimgebracht und die nun ihre und ihrer Rheder Häuser schmückten; diese Meerwunder und Indianerwaffen und chinesische Pagoden und fremden Thierarten — eine ganze große Wunderwelt stieg da in die Ferne verlockend vor der Phantasie auf!

In die Ferne verlockend! Auf einem farblosen und einförmigen Heimathboden aufwachsend, fand ich nichts Gegenwärtiges, nichts unmittelbar die Phantasie Fesselndes und ihr bestimmte Beschäftigungen mit nahe tretenden Schöpfungen der Geschichte oder Werken der Kunst oder Bildungen der Natur Entgegentragendes, was einem jungen Geiste seine Richtung angewiesen hätte. Ich mußte alles das, was ein junges Gemüth dunkel als Inhalt der Welt empfindet, jenseits der Grenzen meiner Existenz in der weiten Ferne, in der Ferne des Raums oder der Zeiten suchen. Und so habe ich mir denn leider, fürcht' ich, schon von daher das Suchen in der Ferne angewöhnt, das Hinweg- und Hinausschauen auch über das Befriedigende und das Gute, welches das Nächstliegende, der Augenblick, die Gegenwart bieten; ein höchst unphilosophisches stets in die Zukunft Hineinleben und -Streben, ein Sehnen nach Wünschen, die ebenso unbestimmt wie ihre Erfüllung unwahrscheinlich sind. Auch vielleicht das für Concentration und Gründlichkeit verhängnißvolle Interesse für einen zu weiten Kreis des geistigen Lebens nach allen Richtungen hin. Qui trop embrasse, mal étreint. — Was aber jenes unverwandte Hängen des inneren Auges an erwar-

teten Gewährungen der Zukunft betrifft, so habe ich mir freilich von guten Freunden sagen lassen, daß es ihnen nicht viel anders ergangen und daß ihrer Lebensromantik von allem Classicismus im Grunde nichts fremder geblieben als das Horazische Carpe diem!

Einiger wunderlicher Gestalten, als Träger des Originellen, welches, wie man so oft versichert hört, daß man versucht wird, daran zu zweifeln, unserer Zeit abhanden kommt — muß ich, ehe ich dies Capitel schließe, noch erwähnen. Da sind die zwei Bewohner des Capuzinerklosters, das der Schloßcapelle zu Clemenswerth angebaut war — eines richtigen düsteren melancholisch aussehenden Klosters mit einem großen Refectorium darin, in dem zwei lange gebohnte Schragentische aus Eichenholz die ganze Länge des Raumes einnahmen und hohe weinumrankte Gitterfenster auch bei Tage nur ein gebrochenes Licht einließen. Wenn ein winterlicher Abend meinem Vater gar zu endlos und beschäftigungslos vorkam, nahm er wohl ein oder anderes Mal mich an die Hand und wanderte unter den dürren Wipfeln durch das Laub, das unsere Füße aufrascheln ließen, die Allee zum Kloster hinauf. In dem von einer kleinen Oellampe erleuchteten Gange

trat uns dann Frater Seraphinus, der dicke kleine Laienbruder mit der großen Horndose, der in seiner Einsamkeit immer bereit war, vor lachendem Vergnügen über die geringste Scherzhaftigkeit, die man an ihn wandte, aus der Haut zu fahren, entgegen und öffnete die Thür zum Refectorium. In diesem, ganz zu oberst am Tisch und still sinnenden Gemüths, saß Pater Evers ohne weitere Gesellschaft als die mannshohen Bilder von verschiedenen Päpsten und Ordensprälaten, die von den mit Estrich bekleideten Wänden auf ihn niederblickten; vielleicht auch sah sein inneres Auge als geistige Genossen die schattenhaften Gestalten der jetzt im Jenseits aufgehobenen Brüder des aufgehobenen Ordens, die einst in langer Reihe rechts und links an den Tischen gesessen; vielleicht sah er sie, wie sie aus den schweren Thonkrügen ihr selbstgebrautes schlechtes Bier tranken, mit den langen braunen und weißen Bärten dazu nickten und mit den kahl geschorenen Schädeln wackelten. Angenehm konnte die Gesellschaft nach meinem Gefühle nicht sein. Ich hatte mich als Kind eines Abends in tiefer Dämmerung noch unter den Bäumen vor der Klosterpforte umhergetrieben, als plötzlich eine ganz schreckliche Gestalt in langer brauner Kutte, mit dem weißen Knoten-

strick umgürtet, daraus hervorgetreten war, daß ich mit einem grenzenlosen Schrecken davon und athemlos nach Hause gestürzt war. Hier wurde mir denn freilich erklärt, daß ich ganz einfach einen Capuziner, einen Mönch, wie sie früher zahlreich auf Weg und Steg zu finden gewesen — daß ich ganz einfach den harmlosen Bruder Seraphinus gesehen, der alljährlich in der Fastenzeit die ihm seit der Klosteraufhebung vorgeschriebene bürgerliche Tracht abwerfe und in das alte geliebte Ordensgewand des heiligen Franziscus zurückschlüpfe.

Ich aber muß ausgesehen haben wie die verleiblichte Schauerballade vom spukenden Mönch: Beware of the Monk, beware of the Monk!

Pater Evers, der gute, mochte aber in seiner Einsamkeit im Geiste erblickt haben, was er wollte, er sah jedenfalls beim Eintreten meines Vaters einen scharfen Josephenisten vor sich und mußte nun auf eine lebhafte Debatte gerüstet sein, die denn auch bei einer Flasche französischen Weißweins regelmäßig bald begann. Sie muß, denk' ich mir jetzt, etwas von dem berühmten Wettlaufe zwischen dem Hasen und dem Igel gehabt haben. Denn Pater Evers war ein sehr schweigsamer Mann, dem sich das Wort nur

schwer auf der Lippe und der Gedanke langsam in den geheimnißvollen Hintergründen des Schädels, wo die productiven Geisteskräfte walten, bildete. Desto beredter war mein Vater, und ich bin überzeugt, wenn er wie der Hase ein ganzes langes Kleefeld voll Argumente, Folgerungen und Citate abgelaufen, fand er den guten alten Pater am Ende desselben jedesmal wie den festsitzenden Igel wieder, gerade da, wo er ihn verlassen! — Ich konnte mir indessen die Zeit vertreiben, wie ich wollte, indem ich dem Spiel der Flammen in dem runden Eisenthurm von Ofen zusah, die von einer Talgkerze höchst dürftig beleuchteten Physiognomien von Papst Pius VII. oder Benedict XIV. studirte oder dem Windesrauschen lauschte, das draußen durch die Wipfel der Fichten zog und nur in Pausen das Ticktack der Uhr hörbar werden ließ, wie es durch die verödeten Gänge des Klosters schallte. Was die beiden Männer hier in einem nordischen Waldkloster von Dingen sprachen, die im fernsten Süden der Menschengeist in seinem nie versiegenden Hang ausgeboren, das Uebersinnlichste durch möglichst wunderliche Vorstellungen sich nahe zu bringen und seiner habhaft zu werden — das verstand ich ja nicht; aber ich habe an diese Abende gedacht, als ich vor einigen

Jahren an der Pforte eines Klosters bei Frascati stand und darüber die Worte las:

Entra o fidel' in quest asil di pace
Ove di dio si parla e poi si tace.

Dann steht mir noch das Bild eines wunderlichen gnomenhaften Männleins vor Augen, das ich eines Tages zu meiner Ueberraschung in den großen kirchenähnlichen Hallen, welche einst als Hofküchen gedient hatten, und deren sonst immer verschlossene Thüren sich jetzt geöffnet zeigten, erblickte. Auf den aufgemauerten Herden glühten auf's Neue die Kohlenfeuer und darauf lagen große mit Fichtenzapfen bedeckte Blechplatten. Der schwarze verhunzelte Gnom trieb eine bisher in der Gegend unbekannte Industrie; er brachte durch die Hitze die Schuppen der Zapfen zum Aufspringen und gewann ihnen dann ihre Samenkörner ab; er saß dabei viele Tage und Nächte hindurch unausgesetzt, aber für die Langeweile der stillen Tage schien ihn die merkwürdige Kurzweil, welche ihm die Nächte brachten, zu entschädigen. Denn nach den Erzählungen, die ich, auf einer Ecke des Herdes sitzend, von ihm zu hören bekam — er gab diese Erzählungen in einer eigenthümlich skizzenhaften, sich auf mysteriöse Andeutungen beschränken-

den Weise, die den Eindruck derselben um ein ganz Bedeutendes erhöhten — mußten die Nächte, die er allein wachend in den alten Küchenhallen zubrachte, voll der wunderbarsten Erscheinungen und Gestalten sein, die man sich nur vorstellen kann. Oft kamen sie zu ihm in die düstere, vom Feuer durchschienene Halle hinein; meist aber begnügten sie sich, an der der Hitze wegen weit geöffnet bleibenden Thür vorüberzuziehen. Den tiefsten und schauerlichsten Eindruck machte mir von Allen ein unglückliches verfolgtes Weib mit lang nachflatternden Haaren, die von Zeit zu Zeit an seiner offenen Thür vorbeistürzte, einem lauten Anrufe zu, der ihr aus dem Walde entgegenscholl; gleich darauf kam ein Reiter auf einem schwarzen wildschnaubenden Roß ihr nachgesprengt; sie verschwand im Walddunkel, der Reiter ebenfalls, dann aber vernahm man ein herzbrechendes Hilfsgeschrei, und dann war Alles wieder ruhig, todtenstill! — Derartiger Geschichten steckte das verhunzelte Tannenzapfenmännchen voll — er mußte eine wahre Callot-Hoffmann-Phantasie in seinem einsamen Berufe ausgebildet haben; die lebhafte Erinnerung an ihn hat mich veranlaßt, seine Gestalt in meinem Roman „Verschlungene Wege“ zu zeichnen.

Man sieht, an den Elementen, welche das Organ des Wunderbaren in uns ausbilden können, litt ich als Knabe nicht Mangel. Schon die Natur bot sie hinlänglich dar — der stille Wald, die Haide mit ihren Hünengräbern, die unermeßliche, in abendliche feuchte Dämmerung und winterliche Nebelschleier verlaufende Fläche, über die wie aus weltverlorener Ferne zuweilen ein nächtlicher Ruf, ein räthselhafter Ton aus Menschenbrust schallte, den ich mir zusammenschauernd als den Hilferuf eines im fernen Moor Verirrten, als ein „Hoho, verdwolen!“ eines unglücklichen Verlorenen deutete. Und dann die Menschen, die unter dem Einfluß dieser Natur in Aberglauben völlig schwelgten; die nicht endende Geschichten von unserem berühmten Spukseher im Dorfe zu erzählen wußten. Hatten doch selbst die Hunde in dem Dorfe, das uns zunächst lag, ihren „Spoikenkieker“ unter sich, einen schwarzbraunen Schäferhund, der regelmäßig auf einem Eckstein neben der Scheuer des Gehöfts saß und heulte, wenn am anderen Tage eine Leiche aus dem Kirchspiel vorüberkommen sollte. In jedem richtigen Kindesgemüth wird sich Aberglauben ansetzen. Das Kind verlangt Antworten, und da die stumme Natur sie ihm nicht giebt, giebt es sie sich selbst.

Liegt doch das ewige Räthsel in dieser Stummheit der Natur, die uns doch wieder mit einem so merkwürdigen beständigen Drange, uns etwas sagen zu wollen, gesellt scheint. Der Hund schaut uns an und will uns etwas sagen und kann es nicht, der Sturm rauscht auf uns ein in Hast und Wuth, die Sterne blitzen uns entgegen in furchtbarer Aufregung, unaufhörlich mit den Strahlen zuckend und blinkend; und das Alles ringt wie nach dem Wort und findet es nicht und will aus sich heraus und kann es nicht. Wie aber sollte das Kind dieser stummen Schöpfung nicht eine Sprache unterlegen und sich wunderbare phantastische Dinge von ihm sagen lassen, das Kind, das noch unduldsam ist und sich empört gegen Räthsel und nicht die später sich einfindende Weisheit hat, Räthsel auf sich beruhen lassen zu können! —

IV.

Ein Hauptgegenstand des Aberglaubens in jener Zeit war die stigmatisirte Nonne von Dülmen. In diesem Städtchen war der Vater meiner Mutter nach der Occupation des Landes durch Preußen Vorstand des, wie damals diese Behörden hießen, Land- und Stadtgerichts geworden.

Meine Mutter nun besuchte von Zeit zu Zeit die Eltern und die noch im Vaterhause lebenden Geschwister dort; und im Jahre 1818 ist mein nach mir kommender Bruder daselbst geboren. Sie hatte mich auf dieser Reise mitgenommen, mein Vater kam dann, die vermehrte Familie abzuholen, und ich erinnere mich, daß eines Vormittags in diesen Tagen, etwa im August 1818, meine Eltern mich mitnahmen zu einem Besuche bei der Wundernonne. In einem dunklen engen Gebäude von geistlicher Natur — einem „Agnetenberg“ genannten Klösterchen denk' ich — und in einer dürftigen Kammer lag ein wachsbleiches Frauenbild, dessen Anblick Mitleid einflößen mußte, im Bett. Sie zeigte meinen Eltern die Male an ihren verbundenen Händen und gab in bescheidener sanfter Weise Auskunft über ihre Zustände. Ich war natürlich zu jung, um das Bedürfniß zu empfinden, mir auf die Angelegenheit einen Vers zu machen. Aber ich kann mir jetzt lebhaft die Debatte meines Vaters und meines Großvaters darüber vorstellen. Der Letztere war ein gläubiger Katholik, und wie mein Vater den Horaz citirte, so hatte er allerlei herzstärkende Leibsprüche aus schönen alten Kirchenliedern und lateinischen Hymnen, die er oft vor sich hinsummte,

z. B. das schöne: „Sic mundus militat sub vana gloria.“ In Theologie arbeiteten aber Beide, und wenn sie, wie ich später oft erlebte, zusammen waren, begannen auch bald die Disputationen darüber; mein Vater ließ, in seinen Ketzereien sich mildernd, nur so gemäßigte Autoritäten als den Abt Bernhard von Clairvaux oder Febronius zu Felde ziehen, und der Großvater antwortete mit seinen Lieblingsautoren de Maistre und Chateaubriand; so bestritt er wohl meines Vaters Aufstellungen, daß, wenn Christus hätte eine Kirche stiften wollen, seine Vorstellung davon gewiß mehr Aehnlichkeit mit dem protestantischen als dem katholischen Wesen gehabt hätte; und daß Deutschland die Reform, seine höchste und glorreichste nationale That, auch hätte völlig durchführen müssen. Aber so weit ging seine Gläubigkeit nicht, um an ein Wunder bei der stigmatisirten Nonne zu glauben; er hat, obwohl ihm Clemens Brentano mit seiner Schwärmerei für dieselbe genug zugesetzt, immer den Kopf dabei geschüttelt und wohl auch achselzuckend sein: „Sic mundus miliat sub vana gloria“ dabei gesummt.

Ich bin damals, als Clemens Brentano sich der Nonne wegen im Städtchen aufhielt und im Haus der

Großeltern verkehrte, in dies letztere nicht gekommen, habe aber später Schilderungen von seinem Wesen vernommen, die in vollständigster Harmonie mit dem Bilde standen, das von ihm Rudolf Köpke in seinem Leben Ludwig Tiecks giebt (Bd. I., S. 353). Vollständig, so wie er hier geschildert ist, gaben ihn die Erzählnngen jüngerer Schwestern meiner Mutter wieder; sie waren von seinem Geist bezaubert worden und ergötzt von seinen unglaublichen Geschichten; sie hatten sich oft genug von seinen ganz schonungslosen Selbstanklagen, die er wohl gar schluchzend vorgebracht, zu Thränen rühren lassen; und am Ende waren sie inne geworden, daß er kein Mensch sei, den man au serieux nehmen dürfe: der Glaube an seine Nonne hatte sich durch ihn am wenigsten bei ihnen befestigen können. Jedenfalls hatte die arme Stigmatisirte einen gefährlichen Apostel gefunden an dem Manne, dessen Hauptruhm immer die Einführung einer vollständig erfundenen und nur seiner Phantasie gehörenden Gestalt in dem deutschen Sagenschatz sein wird, der später so viel besungenen Loreley.

Einen tieferen Eindruck als die Nonne von Dülmen machte mir eine große, schweigsame, zuweilen stumm die

Gassen der kleinen Stadt durchschreitende Frau mit einer weißgelben Katze auf dem Arm. Ihr Bruder oder ihr Sohn — ich entsinne mich dessen nicht mehr — war in der Zeit der Franzosenherrschaft wegen irgend eines Verbrechens verurtheilt und guillotinirt worden. Sie hatte der schrecklichen Scene beigewohnt, hatte, als das Beil gefallen, unter dem Gerüst weg eine Katze davonspringen sehen, und in Wahnsinn verfallen, hegte sie nun diese Katze mit der Ueberzeugung, daß — in buddhistischer Metempsychose — die Seele ihres Bruders darin fortlebe. So wenigstens hat man mir damals die Erscheinung der stummen Bettlerin mit der Katze erklärt.

V.

Zuweilen trat in meiner ersten Knabenzeit ein gründlicher Decorationswechsel dadurch ein, daß ich zu dem väterlichen Großvater und Pathen nach Münster gebracht wurde. Da war nun Alles anders, aber auch gründlich anders — bis auf den Namen, mit dem man mich rief, und der hier Bernhard nach dem des Pathen lautete. Da war ein großes Zimmer, in dem alle Wände mit schönen alten Gemälden bedeckt waren, und hinten ein geräumiger

mit einer Fensterthür auf ein Gärtlein sich öffnender Saal, in welchem der Großvater seine Tage zubrachte. War das ein wunderlicher, schweigsamer, Respect einflößender Mann! Und welch ein Gegensatz zu meinem Vater in all seinem Wesen! Während dieser sich nie hat entschließen können, sich in irgend etwas, was wie ein Zwang aussah, wozu er z. B. ein Halstuch rechnete, zu finden, war der Großvater ceremoniös und feierlich, recherchirt in seinem Anzuge, ich würde sagen: wie ein französischer Marquis, wenn ich behaupten könnte, daß ich einen alten französischen Marquis jemals leibhaft zu Gesicht bekommen; beim Diner erschien er nicht anders als in gepuderter Perrücke und im feinen Frack mit großen besponnnenen Knöpfen, Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schuhen mit Schnallen, wozu am Sonntag auch noch der Galanteriedegen kam. Ich glaube, die übrige Welt hatte diese Tracht damals längst abgelegt. — Und dann seine Eigenheiten! Was Alles hatte man nicht in seiner Gegenwart zu vermeiden, was Alles nicht unberührt zu lassen! Er war seines Zeichens wie seit Langem alle seine Voreltern Jurist und lebte jetzt in vollständiger Abgeschiedenheit; er verließ nie das Haus; selbst die Kirche besuchte er nicht, nur bei

sehr schönem Wetter seinen Garten vor dem Thore, und zuweilen wagte er mit den Seinen einen Ausflug in einem dicht verschlossenen Wagen. Der letzte seiner näheren Freunde war seit Jahren gestorben — er hatte ihn nichtsdestoweniger noch mehrere Male zu Tisch einladen lassen, da er seinen Tod nicht ahnte, weil man ihm solche Botschaften nicht bringen, überhaupt das Wort Tod in seiner Gegenwart nicht aussprechen durfte. — Seitdem lebte er völlig isolirt, in etwas wie einer „vaticanischen Gefangenschaft", den Tag hinbringend in dem großen Gartenzimmer, in Gesellschaft der dunklen Ahnenbilder von geharnischten Männern und gepuderten Frauen, die an den Wänden hingen, und auf die das Licht durch Fensterflächen mit noch in Blei gefaßten Scheiben fiel; beschäftigt mit der Lectüre meist französischer Bücher, der Geschichtswerke von Rollin, Bossuet, Raynal, die ich mit zahlreichen Rothstiftbemerkungen am Rand in seinem Nachlasse fand; oder auf- und abgehend und das Brevier betend, was er aus irgend einem mysteriösen Grunde als eine Tagespflicht betrachtete; oder im anstoßenden Gärtchen seine Nelken pflegend und einen erbitterten Krieg mit ihren Erbfeinden, den Ohrwürmern, führend. Der zartgebaute Mann mit den

aristokratischen, feinen Gesichtszügen und den schönen braunen Augen war, glaube ich, nicht geschaffen für den Kampf um's Dasein, und der Lauf und der Lärm der Welt draußen hatte ihn einfach eingeschüchtert; vielleicht war es die französische Revolution, die's ihm angethan hatte; und dann Napoleon, den er haßte, schon aus dem einfachen Grunde, weil er seine nach dem Reichsdeputationshauptreceß ihm zukommende und international garantirte Pension nicht auszahlen lassen und ihn dadurch in schwere Bedrängnisse aller Art gebracht; und endlich die Kosaken, von denen sich einst ein Schwarm bei ihm einquartiert und ihn durch Wutki-Geruch und die auffallende Formlosigkeit ihres Benehmens tief gekränkt hatte.

Nervös angelegte Naturen werden expansiv erst in den Abendstunden. Das war auch bei meinem Großvater der Fall. Oben an dem langen Tisch in seinem Zimmer sitzend, die Flasche alten Rheinweins, die sein abendliches Deputat war, vor sich, und erwärmt von deren Einfluß de la dive bouteille, wie Rabelais sagt — empfing er nach dem Abendessen seine Hausgenossen: drei Töchter, mittelalterliche Jungfrauen und auch ziemlich wunderlich angelegte Gemüther, eine Enkelin, das Kind einer ver-

storbenen Tochter, und mich. Die Unterhaltung brachte ihn dann bald ins Erzählen, in dem zu seiner Zeit noch allgemein landesüblichen Plattdeutsch; nur mit mir — debetur pueris reverentia — sprach er Hochdeutsch, wie ich es im Elternhause gewohnt war. Er schilderte dann mit Vorliebe, was er in seiner Studienzeit, die er in Wien zugebracht, erlebt; oder er sprach von seinem Vater, der auch schon ein wunderliches Einsiedlerleben geführt zu haben schien und, während ein ungetreuer Verwalter ihm gründlich sein Vermögen ruinirte, seine Zeit mit der Abfassung von Büchern und Versen in französischer Sprache — ein guter Deutscher aus der Zeit Friedrichs des Großen that es ja nicht anders — ausgefüllt hatte (Strodtmanns „Gelehrtes Europa", Theil V, berichtet von ihm; so auch K. Gödekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung"). Oder von seinem Oheim, dem Kanzler des Hochstiftes, erzählte er, welche Gunst dieser in Wien bei der unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia genossen, und mit welch großmächtigem Train er zur heiligen Stadt Köln gezogen, so oft er dort, zusammen mit dem kurbrandenburgisch-clevesschen Gesandten, den Ständen des niederrheinisch-westfälischen Kreises zu präsidiren gehabt. Oder

von den Staatsactionen unseres ehemaligen souveränen Reichslandes, seiner Größe und all seinen jetzt, nachdem es an Preußen gefallen, untergegangenen Herrlichkeiten. Ich lauschte immer gespannt auf alle diese Dinge; die mittelalterigen Jungfrauen gähnten sehr viel dabei, denn sie hatten es oft, sehr oft bereits angehört; aber sie saßen still und lautlos da, mit dem tiefen Respect, den man in der guten alten Zeit der Jugend vor den Erzeugern beibrachte. Und doch hätte die eine, die älteste von ihnen, wenn sie gewollt, auch zu erzählen gehabt von mancherlei wunderlichem Wesen und Treiben an einem geistlichen Fürstenhofe der vergangenen Zeit. Sie war nämlich als Kind bei ihrem mütterlichen Oheim, einem Hofrath und Leibarzt des letzten Fürsten von Hildesheim und Paderborn, eines geborenen Freiherrn von Fürstenberg zu Hildesheim, gewesen, und dieser würdige und leutselige fürstliche Herr hatte für das junge Mädchen eine absonderliche Passion gefaßt, so daß sie täglich stundenlang in seinen Zimmern hatte zubringen müssen, wo er sich auch durch ihre wildesten Spiele nicht in der Arbeit und Ausübung seiner — wohl auch nicht just aufreibenden — Regentenpflichten hatte stören lassen. Leider hatte sie später einen

Ausfluß dieser Regententhätigkeit, der speciell sie betraf, auch zu sehr als Spiel genommen und das Decret, das ihr eine lebenslängliche Rente ausgesetzt — verloren.

Eine andere der Tanten war in ihrer Jugendblüthe Gegenstand einer Leidenschaft des Dichters Franz von Sonnenberg gewesen, dessen Vater, Friedrich von Sonnenberg, als Hauptmann im fürstlichen Militär zu Münster stand. Vielleicht kannte sie das schreckliche Ende dieses früh untergegangenen großen Talents, wie es Karoline Schelling in einem ihrer Briefe an Schelling vom 9. Mai 1806 schildert, und sprach deshalb nie seinen Namen aus, der nur mit einer großen Erschütterung für sie verbunden sein konnte. Aus ihrem Nachlaß aber besitze ich ein halb vollendetes Miniaturbild des Dichters der Donatoa in seiner blaugelben münsterischen Lieutenants-Uniform, das einzige, welches wohl von ihm existirt. —

Zu den Eigenheiten des Großvaters gehörte auch, daß man ihn nicht mit Fragen behelligen durfte — ich erinnere mich, wie ich ihm eines Tages bei Tisch sehr zornige Verwünschungen meines störsamen Fürwitzes entlockte: ich hatte ihn harmlos gefragt, wer die zwei geharnischten Männer seien, deren Bilder über einem alten geschnitzten

Schranke hingen; als ob die Erinnerung an diese zwei ehrenwerthen Mitglieder des Geschlechts ihm den Appetit verdürbe, oder als ob Reden über die Sippe nicht zur Suppe gehörten. Das Schlimme dabei war nur, daß er aus eigenem Antriebe auch nichts über die Angelegenheiten dieser Sippe sprach, als was ihm just für seine Abendunterhaltungen bequem war. Ueber die frühere Geschichte und eigentliche Herkunft der Familie hat er uns nie etwas geäußert. Und doch lag darin nichts, was ihm wie der Gedanke an jene zwei Männer über dem Schranke hätte kränkend erscheinen können. Seine Vorfahren, deren Name schon in dem uralten „goldnen Buche" der Abtei Freckenhorst vorkommt, lebten seit 1362 als ritterbürtige Patricier in der Stadt Coesfeld und haben vielfach als Oberhäupter derselben ihre Siegel an die Urkunden dieses städtischen Gemeinwesens gehängt; schon in grauen Urzeiten war einer von ihnen ein gelehrter Mann, der Magister Artium Johannes Schücking, der 1431 und wieder 1437 Rector der Universität Köln war, in den Tagen, als an diese Aeneas Sylvius Piccolomini, Papst Pius II., seine Dialogen und seine Retractationen richtete. In Allem dem lag im Grunde nichts Kränkendes, und auch darin nicht,

daß die Familie im dreißigjährigen Kriege verarmte, und ein energischer Mann im Kriegesdienste Bernhards von Galen sie wieder emporhob und nach Münster verpflanzte.

Mein armer Großvater ist gestorben, bevor ich herangewachsen war und dem Gemüthe des alten vereinsamten Mannes näher treten konnte, der mir in der Erinnerung stets den Eindruck macht, als ob er mit einem unverstandenen Gemüthsleben sich verlassen und allein gefühlt und deshalb so wie eine Auster in ihrer Schale gelebt habe. Als ein werthvolles Vermächtniß bewahre ich, wie den literarischen Nachlaß des Französisch schreibenden Urgroßvaters, seine Correspondeez mit berühmten Zeitgenossen und die Beschreibung seines „grand tour“ durch Holland, Belgien, Frankreich u. s. w., so vom Großvater eine von seiner klaren, zierlichen Hand geschriebene detaillirte Schilderung der Sitten und Zustände seiner Vaterstadt im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts.

VI.

Jede Familie hat ihre eigenen Sitten, ihren eigenen Ton, ihren besonderen Jargon — wenn sie auf dem Lande lebt, bildet sich dies noch schärfer aus, weil sie da eben für

sich lebt. Der in meinem elterlichen Hause herrschende Ton war im Ganzen sehr idealistisch angehaucht und trotz der humoristischen Ader meines Vaters im Ganzen doch sehr ernst. Wortwitze waren verpönt als von schlechtem Geschmack; Carricaturen, satirische Blätter hätten, wenn sie damals schon erschienen wären, wohl schwerlich Zugang gefunden. Desto besser für uns Kinder. Ich habe auch wohl daher meine völlige Unfähigkeitt mich an Travestien, Parodien, Mystificationen und dergleichen zu ergötzen und Spaßmacher und witzige Köpfe nicht unerträglich zu finden. Sagt doch auch Pascal: „Diseur de bons-mots, mauvais caractère," und Sidney Smith: „I wish I could satisfy myself of the good effect of wid and humour, but I am convinced, that the probable tendency of both is to corrupt the understanding and the heart," wobei er freilich unter humour wohl nur jene schnöde Witzhascherei versteht, welche sich mit den ernstesten Ereignissen und Erscheinungen des Lebens abgekauft zu haben glaubt, wenn sie auf Jedes glücklich ihren Spaß gelaicht hat; es giebt in Deutschland ein Paar Metropolen der Witzmacherei, die Sidney Smiths Anschauung nur bestätigen könnten. — Dagegen erinnere ich mich eines ge=

scheiterten Versuchs, ein Lustspiel, das uns meine Mutter geschrieben hatte, aufzuführen; ich hatte dazu eine kleine Bande angeworben, aber obwohl ihr vollständig „die Begriffe fehlten“, stellten sich doch auch „die Worte“ nicht ein — der Hauptheld, der im Stücke Heinrich hieß, konnte sich durchaus nicht abgewöhnen, diesen Namen, den er nun einmal in seiner Rolle gefunden und gelernt hatte, jedesmal voraufzusenden, so oft er den Mund öffnete — und so wurde das Ganze zu Wasser, trotz aller obligaten Kolophoniumblitze, die verschwenderisch von mir daran gewandt wurden.

Auch von Politik war nicht viel bei uns die Rede. Der deutsche Bürger kümmerte sich damals eben nicht um Politik, und es war ihm in der That nicht übel zu nehmen. Der einst so ruhige Strom der Zeit war seit den letzten Decennien zu einem brausenden, schäumenden Katarakt geworden; aus dem Drang der Ereignisse eben erst gerettet und aufathmend, erfreute man sich zwar nicht des Gewordenen und mit all den Leiden und Opfern Erreichten, aber vorläufig der Ruhe. Resignirt mußte man die Thatsache hinnehmen, daß die Einheit und Größe der Nation — mit dem kürzesten Ausdruck das Reich genannt —

dahin; unser altes Staatswesen, das Fürstenthum, mit dessen Geschichte unsere Familie seit so langer Zeit verflochten gewesen, war auch dahin; sein Kern war preußisch geworden, unser nördlichstes Stück dagegen hannoverisch. Mein Vater war als Unterthan eines österreichischen Erzherzog-Fürstbischofs geboren, Preuße als Student gewesen, französischer Friedensrichter als junger Mann. Was waren wir jetzt eigentlich, weß Herrn Unterthanen? Hannoveraner. Unterthanen von Georg IV., König des vereinigten Reichs von Großbritannien und Irland, auch König von Hannover, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, dessen Name groß genug über den Verordnungen u. s. w. stand. Aber was war uns Hekuba! Wer dachte an ihn, kümmerte sich um diesen „Georg Rex“, diese dickgefütterte Ruchlosigkeit, die ich einst in Münster sah, wie sie durch dichtes Volksgewühl zu einer ihr zu Ehren abgehaltenen Parade gefahren wurde. Wir waren nur noch Deutsche, in denen unter solchen Umständen der alte Reichsgedanke desto lebendiger bleiben, eine desto theurere Herzenssache werden mußte. Mein Vater behauptete mit einer Art resignirten Ingrimms, Kaiser Franz habe gar nicht das Recht gehabt, die Kaiserwürde abzulegen und so eine freventliche Auf-

lösung des Reichs zu besiegeln; es sei dies eine schreiende Verletzung des Rechts der Nation auf ihr höchstes Reichs-oberhaupt gewesen. Dabei kam denn auch wohl die Rede auf den Seher von Lehnin, freilich mit absolut keiner Hoffnung, daß Preußen einst so glorreich die geweissagten Geschicke erfüllen würde!

Das erste politische Ereigniß, dessen ich mich erinnere, ist der Tod Napoleons. Hinter meiner Mutter Rücken tummelte ich mich eines Tages auf dem großen Familien-canapee, als mein Vater erregt miteinem Zeitungsblatt in der Hand eintrat und ihr die große Mär verkündete — wie viel Zeit mochte sie gebraucht haben, um von der Insel St. Helena bis zu uns zu kommen.

Von literarischen Dingen war desto mehr die Rede, aber ich habe davon schon gesprochen und will nur noch erwähnen, daß ich damals zuweilen einer „Nette Hüls-hoff" erwähnen hörte, eines jungen Fräuleins, das meine Mutter im Hause eines alten gelehrten Freundes, der ihr als ehemaliges Mitglied des Hainbundes eine große Autorität war, näher kennen gelernt hatte, und die ein entschiedenes dichterisches Talent haben sollte.

VII.

Ich war so herangewachsen, daß der Unterricht, den mir und meinem jüngeren Bruder Hauslehrer gaben, am längsten jener sanfte junge Geistliche, den ich oben dem savoyardischen Vicar verglichen habe, nicht mehr auslangte und ich den ausgiebigeren Gymnasialunterricht nicht mehr entbehren konnte. Meine erste Communion, die ich tief zerknirscht und in rührendster Gläubigkeit, von meinem Vicar vorbereitet und von den Eltern zur Pfarrkirche begleitet, begangen, lag auch hinter mir: ebenso der 15. Geburtstag, und so wurde ich denn abermals in die Stadt — worin der Großvater nun seit Jahren todt — gesandt. Ich verließ meine Thiere, meine kleinen Sammlungen, meinen theuren Esel, meine weiten Haiden. „Elles furent humbles, sévères et douces, les premières impressions de ma vie," sagt Lamartine in seinen „Confidences" und fährt dann fort: „Peut-être est-ce la meilleure condition pour bien jouir de la nature et des ouvrages des hommes que de commencer par ce qu'il y a de plus modeste et de plus vulgaire, de s'initier pour

ainsi dire lentement et à mesure que l'ame se développe aux spectacles de ce monde." Das mag richtig sein, und jedenfalls ist eine unter einfachen Verhältnissen „im Schoß der Natur", auf dem Lande zugebrachte Jugend eine glücklichere, als sie in den meisten Fällen in der Stadt sein mag. Aber eben so wahr ist auch, daß der moderne Mensch nicht zu spät in die moderne Welt gelangen darf. Er lernt sonst auch zu spät das „nil admirari" und legt zu spät die Menschenfurcht ab, er stößt sich zu spät die Hörner des Idealismus ab — und bringt etwas von einem jungen Mädchen, das mit fragenden Augen verehrungsbedürftig in die Welt schaut, mit in diese. Und die zu spät kommende Entdeckung, wie wenig des Verehrungswürdigen die Welt eigentlich hat, nimmt ihm nicht immer, sondern erhöht vielleicht nur die Befangenheit und den Isolirungstrieb, den er aus seiner frühen Einsamkeit mit sich in's Leben genommen hat; und schwerlich wird er es je zu jener Kunst, sich geltend zu machen, und jenem siegreichen Vordringen glücklichen Selbstgefühls bringen, um das ich so viele meiner mitstrebenden Zeitgenossen beneidet habe.

Zunächst kam ich aus meinen Haiden mit einer sehr

mittelmäßigen Anlage, mich der Schulzucht zu fügen. Ich hatte zu lange unbehindert getrieben, was mir eben behagte, zu frei umhergeschweift, und dazu kam ein oppositioneller Hang in mir, der meinen Fortschritten in der Schule auf's Bedauerlichste entgegentrat. Ich sträubte mich gegen Studien, gegen Interessen, die man mir zur Pflicht machen wollte, und wählte andere, oft die entgegengesetzten. Um einen guten Griechen und Lateiner aus mir zu ziehen, hätte man besser gethan, mich auf eine Handels- oder Realschule zu senden. Da wäre Französisch, Englisch, Mathematik ꝛc. die Hauptsache gewesen — ich hätte dann sicherlich vorzugsweise für mich Lateinisch und Griechisch getrieben. Auf dem Gymnasium habe ich von diesen alten Sprachen so viel in mich aufgenommen, wie es eben nöthig war, im Ganzen aber alles das, was ich wissen mußte, höchst leichtsinnig und verkehrt dem, was ich nicht zu wissen brauchte, nachgesetzt.

Ich glaube, es lag das zum Theil neben jenem stark ausgebildeten Unabhängigkeitsbedürfniß, das durchaus seine eigenen Wege gehen wollte, auch in der Art, wie der Gymnasialunterricht uns den Geist der klassischen Welt hinter dem Formwesen verhüllt hielt. Bei den Werken

in den neueren Sprachen, die ich eifrig für mich trieb, leuchtete eben unter den einfacheren leichteren Formen sofort der Geist hervor, ließ sich fesselnder Sinn und Bedeutung des Ganzen sofort übersehen.

Und so las ich denn den Gil Blas, wo es an der Zeit gewesen, zu sehen, wie viel Parasangen und Stadien Xenophons tapfere Zehntausend einmal weiter gerückt waren; oder Yoricks sentimentale Reise, statt im Livius mich mit den alten Freunden aus meinen Kindestagen, den sieben Königen Roms und der weisen Nymphe Egeria zu beschäftigen. Diese sieben Könige, und alle Könige der klassischen Welt überhaupt, hatten ihren Antheil an meinen Sympathien vollständig an die Hohenstaufen überlassen müssen, die in Raumers Darstellung mich begeisterten, wie die Gestalten der Kreuzzüge in der Michauds; auch schienen mir Sainte-Palayes und Büschings Werke über Ritterthum und Turniere, ja Schmidts bändereiche trockene deutsche Geschichte — wer kennt sie heute nur noch? — unendlich anziehender als Alles, was in der Klasse von Cyrus, Darius und Xerxes vorgetragen wurde.

Es kam hinzu, daß ich nicht hinreichend vorbereitet in eine zu hohe Klasse aufgenommen war. Seit ich in

Grillparzers Selbstbiographie las: „Das Einmaleins ist mir bis auf diese Stunde nicht geläufig," schäme ich mich nicht, dasselbe Geständniß abzulegen; aber was schlimmer war, es fehlten mir auch die nöthigen Vorkenntnisse in der griechischen und lateinischen Grammatik und vielem Anderen. Bei der ersten Arbeit, nach der uns die Plätze angewiesen werden sollten, wurde meine natürliche Spannung darauf, wie sich meine gelehrte Leistung zu denen dieser Klasse (Obertertia) verhalte, dadurch erledigt, daß ich unter mehr als 60 Schülern zu den drei letzten auf die letzte der sanft ansteigenden Bänke gesandt wurde. Mein Ehrgeiz war nicht groß und meine Bank war hoch; so wußt' ich mir gleichmüthig mit Horaz zu sagen: Aequam memento rebus in arduis servare mentem. Aber einen Sporn zu Anstrengungen sah ich nicht darin. Vielleicht bestärkte es mich nur in einem Hang zu einsamen Streifereien durch die Gassen der Stadt Münster, in der ich mich nun wieder befand und die ich als Kind vom Hause des Großvaters aus durchwandert hatte, ohne andere als unverstandene Eindrücke und Bilder in mich aufzunehmen. Jetzt verstand ich den ausgeprägt historischen Charakter dieser Stadt, die einst ein mächtiges Gemeinwesen war,



und deren hochstirnige Giebel noch mit so viel verdrossenem Trotz auf die Wandlungen der Gegenwart herabblickten. Ihre schönen und bewundernswerthen Kirchen, ihre Wiedertäuferkörbe und alle die Spuren und Anklänge an die Zeiten des Königs von Sion, des westfälischen Friedens oder des großen Condottiere Bernhard von Galen ließen mich nicht los; ich begnügte mich nicht mit den Büchern, welche davon handelten, sondern vertiefte mich in das, was schon damals in Urkundenwerken darüber zu lesen und was mir verständlich war. Damals waren die alten Kirchen auch noch schön im Innern; in jeder hatten die sich folgenden Jahrhunderte ihre Spuren, ihre Denkmäler, ihre Epitaphien als eben so viele rührende Anrufungen an die Pietät der nachfolgenden Geschlechter, sich in Frömmigkeit der Dahingegangenen zu erinnern, hinterlassen; die Jahrhunderte hatten gewetteifert, sie zu schmücken, und jedes hatte dabei seinen Charakter ausgeprägt, das Mittelalter, die Zeit der Renaissance, die des Rococo. Auf den Leichensteinen suchte man unter den halb ausgelöschten Wappen bekannte oder blutsverwandte Namen; in den hohen figurenreichen Werken der Holzschnitzerei, die sich an den Pfeilern erhoben, die oft bewundernswürdige

Leistung des künstlerischen Fleißes. Und sprachen diese stillen Kirchen, die wie die letzten Asyle waren, in welche die Vergangenheit sich geflüchtet hatte, tief zum Herzen, so that es ergreifender und mächtiger der feierliche und pomphafte Cultus bei den bischöflichen Hochämtern in der Kathedrale, die von so vortrefflichen musikalischen Aufführungen begleitet waren. Diese musikalischen Aufführungen, deren wogende Klänge in einfacher Größe unter den Wölbungen des Domes dahinzogen, während die durch die hohen gothischen Fenster einfallenden und durch aufwallende Weihrauchwolken gebrochenen Sonnenstrahlen um die steinernen Gestalten alter Kaiser und Bischöfe spielten, denen sie neues Leben zu verleihen schienen, haben mir stets einen erschütternden Eindruck gemacht. In diesem Triumphliede, diesen stolzen Siegeshymnen der weltherrschenden Kirche, in denen doch so oft die tiefwehmüthigen Klänge eines ausbrechenden Schmerzes und eines sehnsüchtigen Verlangens sich mischten, lag etwas unbeschreiblich Ergreifendes. Wohl war es noch immer der stolze Siegessang der großen Weltherrscherin des Mittelalters, aber war es nicht jedem klar denkenden Menschen in's Bewußtsein eingeschrieben, daß diese Weltherrschaft eine

morsche und dahinsterbende Herrlichkeit sei; und hatten diese Töne nicht all' das Rührende, welches dem innewohnt, das aus dem Gewesenen, einst Großen und Mächtigen wie ein letztes verhallendes Echo zu uns herüberklingt? Ich wenigstens verstand diese Musik so, und obwohl ich schon damals eine kalte Entfremdung gegen die Kirche im Herzen trug, weil sie mir meine theuren Hohenstaufen ruinirt hatte, so lockte mir diese Musik doch stets die Thränen in's Auge.

Wenn ich so den Bildungen und Eindrücken der Vergangenheit nachging, hatte ich als Mentor dabei den redlichsten Mann und die weichste gutmüthigste Kindesseele, die ich je habe kennen lernen. Es war dies ein alter Herr, der sich einst auf mehreren Universitäten, wo er sich als Jurist inscribirt, aufgehalten, daselbst absolut nichts gelernt und jetzt absolut nichts zu thun hatte: in einem sehr reifen Alter hatte er meine Tante, die, von der ich erzählt, daß Sonnenberg sie einst verehrt, geheirathet, und diese — kinderlose — Ehe bot ihm nun auch keinen großen Zeitvertreib. Er nahm sich meiner mit warmem Eifer an, machte weite Spaziergänge mit mir und gab mir Unterricht im Englischen: wir lasen Molière

und Le Sage zusammen; daneben ward er nicht müde im Erzählen, und ich lernte durch ihn, wie man's früher getrieben in der Gesellschaft der guten alten Zeit, ehe noch die Revolution, die Emigranten, die Franzosen gekommen, und was man dann später Alles erlebt, lauter Dinge, die man sich nicht hatte träumen lassen in den goldenen Jugendtagen, als man noch in Göttingen nicht studirte. Der gute Onkel Ferdinand ist dahin gegangen und seine Stimme ist verweht wie die letzten Klänge jener musikalischen Aufführungen, die er an keinem Sonntage versäumte. Diese Aufführungen selbst aber sind abgeschafft und — es gehört das auch zu der großen Umwandlung der Kirche von einst in den Vaticanismus von heute — und die historischen Denkmäler werden aus den Kirchen hinausgeschafft; an die Stelle ehrwürdiger Leichensteine werden helle buntfarbige Estrichplatten gelegt, wie im Wintergarten eines reichgewordenen Gründers. Man wirft die Geschichte zu den Kirchen hinaus; freilich ist die Geschichte die alte fatale Feindin, und alle Syllabusmachtsprüche, daß die Theologie über der Geschichte stehe, können den heimlichen Abscheu gegen sie nicht aufheben.

—

Aber es ist hohe Zeit, daß ich in meine Schule zurückkehre. Ich thue es — leider mit Widerstreben.

Wie groß könnten wir sein, wenn das Schicksal uns groß behandelt hätte — wie gelehrt könnten wir sein, wenn in unserer ersten Jugend die Gelehrsamkeit uns in der richtigen Art und Weise zu fassen gewußt hätte. Bei mir aber war das, wie gesagt, keineswegs der Fall. Hätte man uns einen Blick werfen lassen auf die Schönheit und die Freiheit, die kunst- und poesieverklärte, von der Menschheit nie wieder erreichte Höhe des Hellenenthums; oder auf die stolze Größe des römischen Gemeinwesens und die welthistorische Entwickelung der Ideen, die in diesem Römerthum lagen, deren letzte Ausläufer noch bestimmend unser modernes Leben durchwirken; hätte man ein wenig nur unsere Phantasie mit dem Bilde der Lebensformen jener Männer und Zeiten, deren Bücher wir lasen, beschäftigt — wie begeistert würden wohl die meisten für solche Studien geworden sein! Statt dessen aber schienen unsere Lehrer vorauszusetzen, daß wir als unsere einfache Schuldigkeit diese Begeisterung ganz flammend mit in die Klasse brächten, und daß ihre Aufgabe nur sei, uns den heiß glühenden Kopf, damit er vor Wissensdurst nicht

springe, möglichst lange in das kalte Wasser ihrer etymologischen Haarspaltereien zu tauchen. Sie hatten dabei alle ihre Schrullen, die hinzukamen, das geistige Band in unserem Lernstoff unseren Autoren zu zerreißen. Der eine hatte einen Optativus potentialis in der römischen Sprache entdeckt und machte die Stunden, wo ein römischer Prosaiker gelesen wurde, zu Jagdstreifereien auf Fälle dieses wunderbar construirten neuen Modus. Einem anderen lagen in den griechischen Autoren nur das digamma aeolicum und das ν ephelkystikon am Herzen, so daß wir seine Gunst nur errangen, wenn wir solche vierblätterige Kleeblätter in dem Heu, womit wir genährt wurden, fanden und ihm brachten. Bis wir endlich einen Lehrer erhielten, der in der ersten der Stunden, worin er mit uns die Ilias lesen sollte, nachdem er sein Buch aufgeschlagen, mit einer wohllautenden Stimme und begeistert aufleuchtendem Blick über unsere Köpfe donnernd weg skandirte:

Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος.

Der Mann war begeistert für seinen Homer, seine Griechen, die Begeisterung vibrirte durch seine Stimme, und bei ihm hab' ich etwas gelernt.

Ein pium desiderium möcht' ich hier aussprechen. Es ist herzbrechend, wie viel kostbare Zeit uns in der Jugend verloren geht, indem man uns zwingt, sie an Dinge zu verwenden, für die wir absolut keine Anlage und kein Organ haben, oder die wir nur der Lehrer willen lernen, um sie alsdann sofort zu vergessen. Mir hat man sie geraubt mit der Mathematik, der sphärischen Trigonometrie, der Differential- und Infinitesimal-Rechnung — entsetzlichen Andenkens! In den alten Jesuitenschulen wurde in der Poesis-Klasse Alles auf das Dichten lateinischer und womöglich griechischer Verse dressirt. Heute ist man zu der Erkenntniß vorgedrungen, daß nicht alle Schüler geborene Dichter sind, und quält sie nicht mehr mit der Herstellung sapphischer Oden. Wann wird man so klug werden, einzusehen, daß man einem großen Theil der Schüler, deren Gehirn dafür einmal nicht organisirt ist, mit der höheren, der raffinirten Mathematik nur die Zeit stiehlt?

Einem meiner Mitschüler während des ersten Jahres, das ich auf dem Gymnasium zubrachte, war wie etwas von jener mitgebrachten Begeisterung, von jenem heißen Wissensdurst, von dem ich sprach, treu geblieben; er war

ein warmherziger, sinniger, liebenswürdiger Knabe, der sehr hübsche Gedichte machte und dem das Lernen unendlich leicht wurde, so daß er in allen Fächern beständig den ersten Platz behauptete und am Ende des Schuljahres sich regelmäßig sämmtlicher Prämien bemächtigte. Das stand so fest, daß ihn keiner mehr darum beneidete. Er schloß sich sehr bald nach meinem Eintritt in die Klasse an mich an und wir wurden unzertrennliche Freunde — unzertrennlich mit Ausnahme der Schulstunden natürlich, wo ihn, den primus, von mir, dem penultimus, nicht weniger als der ganze Raum der Klasse trennte.

Als das Schuljahr sich seinem Ende nahte, hatten wir für die Prämien zu „componiren". Und dann kam der feierliche Schlußact, wobei die Spitzen der Behörden und ein großes Publikum sich auf der großen Aula einfand, Reden anzuhören und die Belohnungen vertheilen zu sehen, die von den Schülern der untersten Klassen auf einer Estrade nach einer Declamation von Versen unter Pauken- und Trompetenschall überreicht wurden. Da ich kein persönliches Interesse bei der Sache hatte, kam ich zu spät, um mich zum Platz meiner Klasse durchzudrängen, und blieb an der Thür des mit Menschen dichtgefüllten

weiten Saales stehen. Die Reden waren gehalten; man gelangte an meine Klasse — zu meiner ganz unsäglichen Ueberraschung wird nach dem Ruf: Deutscher Stil — mein Name gerufen; es ist wirklich keine Hallucination des Gehörs; denn er wird, weil ich nicht auf meinem Platze bin, noch einmal laut schallend von dem Director wiederholt. Ich muß mich nun an der Thür geltend machen und kräftige Hände und Arme heben mich und fördern mich auf die Estrade, wo das, was ich für das reine Wunder halte, unter Declamation und Paukenschlag sich vollzieht. Leider ist dies das erste aber auch mein letztes Prämium geblieben und das Schicksal scheint, was die Ertheilung von Preisen angeht, sich damit für immer gegen mich abgefunden zu haben.

Ich nahm Abschied von meinem Freunde und zog stolz, mein rothsaffianenes Preisbuch unter dem Arm, in die Herbstferien nach Hause. Der Freund schrieb mir mehrere Brieflein mit seiner zierlichen klaren und feinen Hand dahin. Dann aber, als ich zum neuen Schuljahr zurückgekommen, fand ich ihn in gedrückter Stimmung und wunderlich kopfhängerisch und sich isolirend. Und an einem nebeligen Herbsttage, es war am 14. November 1830,

erschien er Morgens nicht in der Klasse — in die zweite Stunde aber brachten Schüler, die in seiner Nachbarschaft wohnten, die Nachricht, er habe sich am Morgen erschossen!

Es war eine zerschmetternde Kunde. Was ihn zu dem verzweifelten Schritt getrieben, ist nie recht klar geworden. Von drückenden Familienverhältnissen sprach man, auch von gekränktem Ehrgeiz, weil ihm am Ende des vorigen Schuljahres nicht wie sonst immer alle Prämien zugefallen. War das möglich? Dann hatte ja ich unwillkürlich eine Art Mitschuld an diesem Ausgang eines so bedeutend angelegten und hochbegabten jungen Mannes gehabt! — —

Ich war von meinen Eltern bei einem geistlichen Herrn untergebracht, der Caplan des Bischofs war und gern seine feineren und weltmännischen Manieren in adeliger Gesellschaft zeigte. Als ich ihm eines Tages sagte, daß meine Mutter mir einen Brief an ein ihr befreundetes Fräulein von Droste-Hülshoff mitgegeben, und daß ich diesen Brief, den ich schon lange aufbewahre, durchaus einmal auf dem Gute des Fräuleins abgeben müsse, zeigte er sich sehr beeifert, meinen Führer dahin zu machen.

An einem freien Nachmittage brachen wir denn auf und

wanderten aus einem der nördlichen Thore Münsters einen sandigen weiten Weg entlang; dann über Kämpe, bis wir den eigenthümlichen kleinen Edelhof Rüschhaus erreichten. Das Fräulein empfing mich sehr freundlich, ein wenig mit der gemessenen Zurückhaltung, welche ihr stets die Gegenwart der Ihrigen auferlegte, fragte viel nach meiner Mutter und zeigte mir ihre Schätze, in Glasschränken aufbewahrte kleine Naturaliensammlungen und ein paar runde Bleischeiben mit getriebenen Figuren, welche die Schmiede Vulcans darstellten, darauf, die Benvenuto Cellini gemacht haben sollte. Sie machte einen eigenthümlichen Eindruck, das zarte ätherische, äußerst schlicht in dem einfachsten hellen Musselinstoff gekleidete Fräulein, mit der vorgebeugten Haltung und den großen, wundersamen Augen. Sie war nicht schön und besaß doch so viele Züge, die sonst Schönheit geben, z. B. die mit anmuthiger Feinheit gezeichnete Nase und den reizendsten Mund, den ich je gesehen habe. Aber die Stirn war zu mächtig, das Auge zur Häßlichkeit groß; es war größer als das meiner Mutter sogar. Sie war die Undine ihres „Schilfhauses“.

Ich bin dann noch ein paar Mal in längeren Zwischenräumen zu ihr hinausgegangen. Im November 1831

hatte ich dann den Schmerz, meine gute Mutter zu verlieren; es kam danach ein Gefühl über mich, als sei die Welt um mich her ein mich weiter nicht berührendes Schauspiel geworden, ein Gebilde aus unwesentlichen Schattengestalten, die für mich ihre Bedeutung und ihr Leben verloren hatten. So dacht' ich auch nicht daran, andere Menschen, höchstens nächste Verwandte, deren ich mehrere, Geschwister beider Eltern, in der Stadt hatte, zu sehen. Annette von Droste sandte mir jedoch eine dringende Aufforderung, zu ihr herauszukommen, der ich mich nicht entziehen konnte. Ich ging zu ihr, um bei ihr die Ausdrücke einer tief gerührten Theilnahme zu finden. Sie selbst fühlte sich eigenthümlich durch die Thatsache erschüttert, daß sie, eben im Begriff, meiner Mutter zu schreiben, sich eine Zeitung zur Unterlage dabei genommen und, ihre Gedanken zum Schreiben ordnend, absichtslos auf diese Unterlage blickend, darin zu ihrem Schrecken die Todesanzeige meiner Mutter gelesen. — Sie sagte mir später oft, daß ich ihr von diesem Augenblick an wie ein Vermächtniß meiner Mutter gewesen. Und später, da hat sie eines ihrer schönsten Gedichte auf ihr Grab niedergelegt, den vollen rückhaltslosen Ausdruck ihres Gefühls für sie. Jenes Grab

aber, nur ein einziges Mal in meinem Leben habe ich es sehen, besuchen können; es liegt so weit abwärts von den Wegen, die ich durch's Leben gehen mußte. Fern in einer Welt, von der, wer sie nicht kennt, sich schwer eine Vorstellung macht, denn die Phantasie, welche sie ihm vorstellen müßte, gestaltet immer poetisch, und hier rings umher ist nichts poetisch als höchstens der Gedanke und das Gefühl des Menschen, der sich in diese schrankenlosen Haideflächen wagt und sich der tiefen Melancholie ihrer Eindrücke hingiebt. Inmitten dieser Haiden liegt ein weites Moorgebiet, inmitten des Moores eine weitgedehnte Ansiedelung armer Neubauer, inmitten der Ansiedelung eine Kirche, welche der Herzog von Aremberg den Dörflern erbaute und schenkte, und daneben ein Pfarrhaus, für dessen Herstellung meine Eltern sich mühten und sorgten. Im Schatten dieser Kirche, in der Hut dieses Pfarrhauses ist meine Mutter bestattet worden. Und wenn jetzt über ihr Grab die Winterstürme dahinfahren und um die Ecken der einsamen Kirche ihr schwermüthiges Lied wie eine immer erneute Todtenklage hören lassen, ich meine, es müßte dann ein verspäteter Wanderer zuweilen etwas wie einen leisen Schimmer darüber liegen sehen, den Reflex der sinnenden

Gedanken zweier Männer, die, oft weltenweit von dieser Stelle entfernt, doch über ihr mit ihrem Denken so oft sich begegnen müssen. Zweier Männer, denn von denen, welche die unvergleichliche Frau einst kannten, liebten, verehrten — wer ist übrig geblieben als — mein Bruder jenseits des Oceans und ich! —

Jugendleben.

I.

Ich mußte nun die Prima auf dem Gymnasium zu Osnabrück beziehen, weil ich im hannoverschen Lande das Maturitäts-Examen abzulegen hatte. Mein Bruder, der jetzt ebenfalls herangewachsen, begleitete mich dahin, wo die jüngste Schwester meines Vaters, die dort an einen Beamten der Landdrostei verheirathet war, für Unterkommen und leibliches Wohl sorgte. Dahin, nach dem in sehr freundlicher Gegend liegenden und von einem lebhafteren redseligeren Menschenstamme bewohnten Osnabrück, in welchem auch mein Vater eine brave und würdige zweite Frau fand, begann überhaupt jetzt das Leben der Familie zu gravitiren. Dort auch wurde — mit unverdientem Glück — die Abiturientenprüfung überstanden, und mit dem Zeugniß Nr. 2 konnte ich mich nun zum Bezuge der Hochschule rüsten. Dazu wurde von mir — um seines

Kunstrufes Willen — München gewählt; ich wollte eben mehr lernen als die Jurisprudenz, für die als Brotstudium ich bestimmt war. Ein junger Maler schloß sich mir für die Reise an, die wir nun äußerst langsam, theils zu Fuß, theils mit allerlei Vehikel zurücklegten. Einen nachhaltigen Eindruck machte mir Köln. Ich kannte genug von der Römer-, Merovinger- und Frankengeschichte, um in große Schwärmerei für diese damals noch ganz curiose und tausend merkwürdige abenteuerliche Dinge bietende Stadt, der, wie keiner anderen, die Vorzeit ihre charakteristischen Spuren aufgedrückt hatte, zu gerathen. Nichts Wunderlicheres konnte es z. B. in der Welt geben, als den Dom in seinem damaligen Zustande: Structuren, die sich himmelan schwangen, Bildungen von traumhafter Schönheit zwischen Holzverschlägen und dürftigsten, bettelhaftesten Mauerfüllungen. Ich erkletterte die Galerie des hohen Chors und sah im Abendscheine die alte heilige Colonia Agrippina mit ihren furchtbar verwitterten Thürmen und Kirchen, ihren schwarzen, barocken Giebeldächern, den weiten, verödeten Gärten und Feldern unter mir daliegen und erhielt einen Eindruck, durch den ich mich später, als der Gedanke des Ausbaues des Domes

laut wurde, verleiten ließ, ein, ich fürchte über alle Maßen romantisch-confuses und ungegohrenes Büchlein, „Der Kölner Dom und seine Vollendung", zu schreiben. Rheinaufwärts durch die enge „Pfaffengasse" begleitete mich eine wunderliche tiefe Schwermuth — ein Gefühl, als ob mein Leben in eine düstere schwarze Felsenenge mit Ruinen rechts und links und ohne Ausgang gerathe — eine solche Bedrücktheit kann mich noch jetzt in engen Berggegenden erfassen. Dann über Frankfurt, wo in der Jügel'schen Buchhandlung ein großes Portrait des großen Schotten aufgetrieben und bewegt des Ladenbesitzers Erzählung, wie W. Scott selbst noch vor wenig Monden in diesem Raume gewesen, und was er gesprochen, angehört wurde, ging es in's Frankenland, gen Nürnberg mit seiner Kaiserburg, und nach vielen, vielen Tagen und nach mancherlei Abenteuern wurde München erreicht. Es war das eine ganz neue Welt, die mit tausend neuen Bildungselementen und bei einem lebhaften Interesse für diese auch mächtig förderND auf mich einwirkte. Ein eigentliches Studentenleben gab es dort nicht; ich habe wenigstens nichts davon gewahrt; die juristischen Vorlesungen waren nicht sehr anziehend, nur G. Phillips fesselte durch seinen lebendigen

und ideenreichen Vortrag über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte. Und ein wunderlicher, orakelnder, fesselnder Seher war J. Görres. Er stand auf seinem Katheder wie ein steinerner Comthur, einen Punkt auf der ihm gegenüber liegenden Wand starr fixirend, und ergoß so in monotonem Redefluß den Strom seiner Bilder und großen Gedanken über uns. Es ist ewig schade, daß den reichen mächtigen Geist dieses Mannes die unaussprechlich erbärmlichen und niederträchtigen Zustände des Polizeistaats von damals aus Desperation getrieben hatten, katholisch zu werden und in eine Kirche zu flüchten, in der doch wenigstens noch die Poesie der Vergangenheit lebte und in deren Theorie wenigstens doch noch die Ideen lebendig waren! — Ich besuchte auch Clemens Brentano, mich mit Grüßen vom Großvater in der Stadt seiner Nonne einführend. Ich fand ihn — einen mittelgroßen untersetzten Mann mit auffallend feurigem dunklen Auge — in einer großen geweißten Kammer, deren Wände von Repositorien eingenommen wurden, sämmtlich gefüllt mit Cartons, voll, wie er sagte, von Aufzeichnungen der Offenbarungen der Nonne, geordnet nach Jahren, Monaten, Wochen. An dem tannenen Schreibtisch baumelte an einem Bindfaden

ein Stecher, wie ihn der Student im Colleg benutzt. Die übrige Einrichtung war im selben Stile freiwilliger Armuth. Er empfing mich mit großer Güte und wollte, ich solle ihn alle Sonntage um 10 Uhr besuchen und eine Stunde bei ihm zubringen. Ein paar Mal bin ich dieser Aufforderung nachgekommen; dann wurde mir sein ewiges Alleinreden beschwerlich; ich entzog mich diesem Privatissimum und studirte auch, was er dringend von mir verlangte, Baaders Philosophie nicht. Es war seltsam, ein so schlechter Mathematiker ich gewesen, die philosophischen Systeme, mit welchen ich damals bekannt zu werden suchte, waren mir nicht mathematisch genug; sie begannen, als würden sie auf einem durchaus logischen Unterbau mit mathematischer Consequenz und Klarheit ihr speculatives Gebäude bis zur Spitze in die Höhe führen und von dieser Spitze herab dann das Weltengeheimniß als gelöstes Räthsel klar überschauen lassen. Aber hatte ich mich ein wenig in sie vertieft, so fand ich, daß sie aus Mathematik und Logik in's Nebelhafte geriethen, daß sie die Phantasie und Bilder und Sprachwendungen zu Hilfe nahmen und mit Vorstellungen zu arbeiten begannen, die nicht bewiesen waren. Da habe ich mir denn die Hoffnung, bei ihnen

auf den letzten Seiten das Weltengeheimniß zu finden, vergehen lassen und Immermann geglaubt:

Das Weltengeheimniß ist nirgendwo,
Es ist nicht hier und nicht dorten,
Es schaukelt sich wie ein unschuldiges Kind
In des Sängers blühenden Worten.

Einmal bin ich auch zu Schelling in's Colleg gegangen; es war ein häßlich und plebejisch aussehender Mann, dieser große Philosoph, und er sprach in einer Terminologie, daß ich eben so viel verstanden hätte, wenn ich ein Colleg in der El-Ashar-Moschee zu Kairo gehört hätte, wo die Professoren arabisch reden; ich ging und kehrte nicht wieder und machte es mit dieser Philosophie wie Messer Angelo Poliziano, der sagt, er habe es mit ihr gemacht wie die Hunde mit dem Nil: ein Trunk und dann fort.

Was mich am meisten in München anzog, war das Theater, in dem damals Sterne erster Größe, Eßlair, Sophie Schröder und Vespermann glänzten. Vor Allem war es Eßlairs Heroengestalt, die auf mich einen Zauber übte wie später nie wieder ein Schauspieler, selbst die Rachel nicht, die mit ihrer erschütternden Leidenschaft sonst

die höchste Kunstleistung, die wohl je auf der Bühne erschienen ist, dargestellt hat.

Das Münchener Klima bekam mir nicht, ich fühlte mich krank, hypochondrisch, und weder homöopathische Pulver änderten das, noch half mir trotz all seiner Gründlichkeit der berühmte Geheimrath Ringseis, dem man nachsagte, er beschäftige sich in seinen Vorlesungen über Pathologie bis Weihnachten mit dem Sündenfall, als dem Princip aller Uebel und Siechthümer des Menschengeschlechts. Bei mir mußte er sich über das Princip des Siechthums irren, seine Aderlässe waren sicherlich sehr unnütz. Dazu kam eine aufdringliche Freundschaft, die mir durch einen sentimentalen Schwung, dem ich nicht folgen konnte, lästig wurde, und ich rettete mich. Bei der Abreise wurde ich von einer jener Polizeimaßregeln betroffen, womit damals in wunderlicher Beflissenheit die Regierungen darauf ausgingen, sich jeden anständigen Menschen und auch den sanftmüthigsten endlich zum persönlichen Feinde zu machen. Ich war versehen mit allen möglichen Studienzeugnissen, Matrikel und Exmatrikel und einem Paß, der ein Dutzend Gesandtschaftsvisas der durchreisten und zu durchreisenden deutschen Länder und

Ländlein trug. Trotzdem wollte man mich an den Linien von München nicht reisen lassen, weil ich keine polizeiliche Auslaßerlaubniß eingeholt hatte, ein Ding, von dem ich nie vernommen. Wie ich durchkam, ob rasch und leicht, durch Grobheit oder durch sanfte Vorstellungen, erst nach langer Zeit, weiß ich nicht mehr. Wohl aber, daß ich ein Jahr später auf einem Rheindampfboot oberhalb Coblenz förmlich verhaftet wurde, weil mein Paß, den mir der Universitätsrichter zu Heidelberg als hier und in Karlsruhe, wohin er geschickt war, mit allen Visas und nöthigen Förmlichkeiten versehen, übergeben hatte, in den Augen des preußischen Polizeibeamten, der auf dem Schiff revidirte, eine scandalöse Lücke hatte; ich glaube gar, sie bestand darin, daß der Paß nicht in Berlin gewesen, um da seine letzte Weihe für die kurze Durchreise durch Preußen in meine hannoversche Heimath zu erhalten! Hätte ich nur etwas bärtiger, burschikoser und hambacherfestmäßiger ausgesehen, es wäre mir wohl schlecht ergangen. So aber ließ man mich endlich laufen, d. h. weiter rheinabwärts dampfen. Ich erwähne an dieser Stelle noch, daß, als ich zur Universität abging, mein Vater mir ein mit seinem größten Amtssiegel bedrucktes Zeugniß mit-

geben mußte, daß ich nicht unter denen gewesen, die einige Monate vorher die Frankfurter Constablerwache zu stürmen versucht; ich würde sonst nicht in München immatriculirt worden sein! Glücklich aber damals, wer noch mit solchen Scherereien durchkam. Ich erinnere mich, später in Augsburg an einer Landpartie Theil genommen zu haben, bei der sich ein Dutzend Männer befinden mochten. Diese hatten sich an einem schattigen Waldplatz zusammengesetzt, und das Gespräch wandte sich unter dem grünen deutschen Eichenlaube auf die Universitätszeit und die Zeit der Verfolgung; und nun stellte sich wundersamerweise heraus, daß alle diese Männer ohne Ausnahme in Gefängnissen, Zuchthäusern und Festungen gesessen; daß alle einmal Verbrecher gewesen; alle Jahre ihrer Freiheit, ihres Lebens durch die „Demagogenriecherei“ verloren hatten. Und doch trugen alle diese Männer jetzt hoch geachtete, rühmlich bekannte Namen, und einem von ihnen hat man in seiner Vaterstadt eine eherne Ruhmessäule gesetzt. Und die Ideen, um derentwillen sie gelitten — ach, wie harmlos, wie conservativ, wie reactionär man sie heute finden würde! —

Ich bezog also die Universität Heidelberg. Und so

ernst ich es noch in München mit meiner Vorbereitung zum gründlichen Juristen genommen, trat doch hier in der wunderbar schönen Natur, wo Alles blühte und Alles froher Lebenslust sich hingab und man die Wissenschaft nur als einen geistigen Extract betrachtete, den man sich in die große Bowle schäumender Jugendfreude goß, ein bedenkliches Nachlassen des juristischen Eifers ein. Ein besonderer Umstand kam hinzu. Ich ward bald nach meiner Ankunft dort, nach Ostern, krank, schwer krank. Zwar rettete mich des trefflichen Geheimrath Puchelts Behandlung; aber als ich halb genesen mich wieder erhob und mit dem wundersamen Gefühl, dem Leben wiedergegeben zu sein, eines schönen sonnigen Morgens in den entzückenden Frühling hinausblickte, welcher unterdeß draußen in und über dem wonnigen Heidelberg aufgeblüht war — da stand unter den Gefühlen tiefer Rührung, die mir die Brust schwellten, und unter den frommen Ausblicken in die nächste Zukunft wohl der Gedanke an hingebungsvollen Dienst der Themis, dem ich hier in diesem Paradiese nun mich weihen sollte, nicht im Vordergrunde! Doch war ich ein zu guter und pietätvoller Mensch, als daß ich meine Herzenserkaltung gegen sie ihr

schuld gegeben und sie, die so vielen Vorvätern treue Milchkuh gewesen, zum Danke etwa langweilig und trocken gescholten hätte. Ich motivirte meine Abkehr in einer Weise, welche ihr nicht im Entferntesten zu nahe trat; ich bildete mir ein, ich sei unheilbar krank, herzkrank, ich würde nur noch wenige Jahre leben und bedürfe daher eines Brotstudiums gar nicht. Und so hörte ich nur die Collegien, die mich anzogen, des geistreichen Zachariä Staatsrecht, Mittermairs anregende Vorlesungen und Aehnliches. Nebenbei trieb ich mit größerem Eifer geschichtliche und culturgeschichtliche Studien der Literatur des Mittelalters, der Provençalen, der südlichen Nationen, und folgte nun auch wieder dem lebhaft erwachenden Triebe eigenen Schaffens, der so lange geruht hatte. — Kunz von der Rosen, der berühmte Hofnarr Kaiser Maximilians I., kann sich rühmen, den allerletzten seiner vielen schlimmen Streiche mir gespielt zu haben; er verführte mich nämlich, ihn zum Helden eines historischen Romans zu machen, der zu gutem Glück nie das Licht der Welt erblickt hat!

Die juristischen Studien neben den literar- und culturgeschichtlichen habe ich dann in Göttingen fortgesetzt. Ich hörte hier praktische Collegia, die in die gerichtliche Thätig-

keit einführten, und arbeitete nebenbei mit Anfällen großer Begeisterung an zwei Dramen; das eine hatte Ulrich von Lichtenstein, den Frauendiener, zum Helden und das andere, in Schiller'schem Jambenschwung mit allen Glocken des Pathos läutend, Niemand geringeren als Richard Löwenherz. Nebenbei hörte ich bei Wilhelm Grimm eine Vorlesung über Gudrun, die mich mit dem wackeren Frommann, dem jetzigen Vorstand des germanischen Museums, zusammenführte. Daneben schwelgte ich in den Schätzen der gar nicht genug zu preisenden Göttinger Bibliothek. In dem großen ehemaligen Kirchenraum, dem Hauptsaal derselben, ist Wilhelm Grimm, der Bibliothekar war, der schwer leidende und doch immer gleich freundliche, brave Mann, mit unermüdlicher Güte manches Mal für mich die Leiter hinaufgeklettert; er sagte mir einmal lächelnd, ich kenne die Bibliothek besser als er selber.

Ein Moment, den ich in jenem Raum verlebte, ist mir stets in der Erinnerung geblieben. Ich war ganz allein darin und harrte Grimms, der kommen wollte, mir, ich glaube „Brantômes Memoiren" zu geben — nachdem ich zum Zeitvertreib mir einige Reihen Rückentitel angesehen, fielen meine Blicke auf den gerade vortrefflich be-

leuchteten Abguß des Apollo von Belvedère, der am Aufgang zu dem früheren Chore steht; und eine plötzliche heftige Erregung, ein inneres Aufjubeln erfaßt mich, wie blitzartig trifft mich die Macht der Schönheit dieser Gestalt, wie eine plötzliche Offenbarung kommt diese Macht mit allem Hinreißenden und Göttlichen, was sie hat, über mich. — Seltsam — ich war seither an so viel Gypsbildern und an allen Antiken der Münchener Glyptothek ziemlich stumpf vorübergegangen — hier zum ersten Male ging mir ein Licht über griechische Plastik auf, ergreifend und mich mit einer nicht zu beschreibenden tiefen Seelenfreude erfüllend!

Es war das freilich nichts Wunderbares, denn über mehr Dinge als die Schönheit der Plastik ist mir nachher plötzlich das rechte Licht — und zwar erst spät, oft unglaublich spät, aufgegangen — im Begreifen bin ich nur langsam, fürchte ich, meinen Jahren nachgekommen; aber solche Lichter erfüllen dann leider selten mit großem Jubel, sie sind schon mehr wie das Aufgehen des Lichts am Morgen, bei Sonnenaufgang, bei dem es kalt wird.

II.

Ich habe stets mit Vorliebe Lebenserinnerungen und Biographien von berühmten und unberühmten Leuten gelesen, und es ist mir aufgefallen, wie groß die Gleichartigkeit des Charakters, die Aehnlichkeit der Rolle ist, welche in den meisten derselben der Vater spielt. Er ist ein strenger wortkarger und sehr ernsthafter Mann, der, einst ein tapferer Lebenskämpfer, jetzt sich kühl gegen die Welt abschließt; er ist von unerschütterlicher Rechtschaffenheit, aber mehr engem als weitem Gedankenhorizont, und nur durch einzelne rührende Züge, welche meist erst gegen das Ende seines Lebens eintreten, verräth seine tüchtige und männliche Natur eine größere Tiefe des Gemüths, als man sie ihm zugetraut hat.

Ich habe in diesen Blättern ein abweichendes Bild von meinem Vater zeichnen müssen. Er hatte ganz jene Integrität, welche die Ehre des deutschen Beamtenstandes ist; aber daneben einen wunderlichen und schwer zu definirenden Charakter, in dem eine große Leidenschaftlichkeit, ein großer Idealismus und ein totaler Mangel an Ver-

ständniß der nüchternen realen Lebensmächte sich verbanden. Er war ein Kind einer Zeit, die Alles aus den Geleisen geworfen hatte, die alten gesicherten Verhältnisse der Familien, die Staatsbildungen, die Sitten, die Gesetze. Außerordentlich viel Menschen von Talent und Bildung sind in jenen Zeiten zu Grunde gegangen, weil alle Grundlagen, auf denen sich einst die Existenz sicher begründet aufbaute, zerbrochen waren, und sie nicht die Energie hatten, sich auf die neuen zu stellen. Mein Vater hatte diese Energie gehabt, er nahm in der Hierarchie des Staatsdienstes eine ganz respectable Stellung ein, aber man hatte ihn, der von Hause aus schwer jede Controle ertrug, doch gar zu weit procul a Jove gestellt. Und dazu hatte man bei einer Reorganisation der Behörden meinem Vater, dem einzeln stehenden Manne, außer allen juristischen Geschäften seines weitgedehnten Bezirks auch noch die sämmtlichen administrativen übergeben. Er besaß freilich eine bewunderungswürdige Arbeitskraft und bewältigte, was ihm oblag; ja er that noch unendlich viel mehr als seine Pflicht, indem er für seinen Bezirk rastlos thätig war, für Wegeanlagen, für Schul- und Kirchenbauten, für Verbesserung der Lage der armen Moorcolonistendörfer sorgte. Aber

leider war er doch zu sehr ein esprit remuant, mehr wenigstens, wie es in dieser kühl realistischen Welt gut ist, und nicht der Mann, nach „des Dienstes immer gleich gestellter Uhr“ seinen Gang zu reguliren. Auch fürchte ich, daß seine Vorgesetzten die Segel seines Selbstbewußtseins und eines gewissen Souveränitätsgefühls, das in der ganz entlegenen Gegend über ihn gekommen, zu hoch gebläht fanden; und so entfernten sie ihn von seinem Amte und entlasteten ihn der Geschäfte, deren ihm aus leidigen Sparsamkeitsrücksichten, um das Gehalt für einen zweiten Beamten zu ersparen, viel zu viel auf die Schultern gebürdet worden waren. Er konnte sie hinter sich lassen mit dem Bewußtsein, viel Gutes gethan zu haben — seine Hand war für Alle offen gewesen, die ihn ansprachen, er war zugänglich und hilfsbereit gewesen für Alle und am meisten für das arme Volk. So erinnere ich mich, daß eines Tages ein gutmüthiges Bäuerlein, das stundenweit hergekommen, uns ein dunkelbraunes schwarzäugiges Mädchen, etwa vier oder fünf Jahre alt, in's Haus brachte — er hatte, über die Haide gehend, des Kindes Mutter, eine arme Zigeunerin, in einem einsamen Schafstalle sterbend gefunden; sie hatte ihn in der Angst um ihr Kind, für

das sie in der weiten Gotteswelt keine Zuflucht wußte, angefleht, dieses meinen Eltern zu bringen; sie würden sich seiner annehmen. Und so war der Mann drei, vier Stunden weit mit ihm hergekommen und brachte, von den überraschten Hausgenossen umringt, beklommen und verlegen seine wunderliche Botschaft vor. Mein Vater aber beruhigte ihn sofort, und das Vermächtniß der armen Zigeunerfrau, die auf den geborenen Feind ihres Stammes, die gestrenge Obrigkeit, ihr Vertrauen gesetzt, ist im Hause meiner Eltern aufgezogen und herangewachsen, bis sie in Dienst gehen konnte. Sie hat dann in späteren Jahren als Dienstmagd im Stillen noch manchen Kranz aus wilden Blumen geflochten und auf meiner Mutter Grab gelegt.

Das Alles aber änderte nichts an der Thatsache, daß ich, in dem Augenblick, wo ich hätte die Staatsprüfungen ablegen müssen, ohne alle Mittel, die langen unbesoldeten Vorbereitungsjahre zum Staatsdienst zu überstehen, hilflos und ganz auf mich selbst angewiesen dastand. Und das war hart. Denn die Art unserer Jugendbildung ist wenig darauf gerichtet und war es damals noch weniger als heute, den Mann auf seine eigenen Füße zu stellen.

Wenn ihm die Laufbahn, für die er geschult und eingerichtet ist, versagt, sieht er sich ziemlich hilflos dastehen. Ich hätte der meinen allenfalls treu bleiben können, statt der langen, in jener Zeit noch viele Jahre raubenden Vorbereitung auf die Richterlaufbahn, Anwalt werden können — wenn ich mich in die Einsamkeit und Stille meiner ersten Heimath, jenes weltentlegensten Erdwinkels, hätte begraben wollen. Aber all meine Aspirationen strebten bereits einer reicheren und bewegteren Welt zu, einem anderen Leben — ich trug in mir wie ein stilles Bewußtsein, daß ich für die furchtbare Abhängigkeit des Staatsdienstes nicht bestimmt und nicht geschaffen sei. Mein eigentliches Ideal wäre das Leben eines begüterten Landjunkers gewesen; in Ermangelung der Güter hätte ich mich auch zu einem Privatdocententhum auf einer Universität entschlossen, aber da auch hierzu die Güter, die Anknüpfungspunkte, die „Hilfen", wie der Reiter sagt, fehlten, so mußte ich mir damit helfen, daß ich endlich ein Privatdocententhum auf eigene Faust begann. Ich war mit meinem Vater und einem nächstältesten Bruder — ein zweiter blieb auf dem Gymnasium zu Osnabrück — nach Münster zurückgekehrt; es war im Jahre 1837, in jenem Sommer größter Er-

regung der Gemüther, als der erste Zusammenstoß von „Krone und Tiara" erfolgte. Mein Vater schrieb in ironischem Tone ein Buch unter diesem Titel; aber mancherlei Versuche, in irgend eine andere Laufbahn zu gelangen, auf irgend einer festen Scholle Fuß zu fassen in diesem Eisgang unseres Lebensstroms, schlugen ihm fehl; der Arbeit war damals so wenig und der Menschen so viele im armen Deutschland; so wanderte er mit meinem Bruder aus in die damals noch so ferne, fremde Transatlantis: ich blieb zurück, vertrauend auf die Hilfsquellen, welche meine „Allotria" mir bieten würden, die mir so oft von besorgten Freunden vorgeworfene Beschäftigung mit anderen Dingen als dem einen, was dem Juristen noth thut, den Pandekten. Das just half mir jetzt in der That, die erworbenen Kenntnisse der neueren Sprachen und die an Kunz von der Rosens tiefsinniger und ernster Narrheit, an Ulrich von Lichtensteins windbeuteliger Liebesodyssee geübte Feder — daß ich zu Helden meiner ersten literarischen Versuche zwei Narren genommen habe, ist mir, nebenbei gesagt, heute noch unverständlich. Zuerst ergriff ich ein Metier, für das der Franzose den bezeichnenden Ausdruck hat: je courrais le cachet. Und das Metier

gestaltete sich, da ich ja der Verwandten und der Beziehungen in der Stadt so manche hatte, bald leidlich und befriedigend. Man lebte von so wenig damals. Und ich habe nie das Bedürfniß dessen gekannt, was eine so große Rolle im Leben der Jugend zu spielen pflegt, des Vergnügens.

Doch blieb es immerhin eine schwere Zeit, die viel des Niederdrückenden und des Demüthigenden hatte, viel des Herzbeklemmenden und des Bittern, bis ich so weit kam und eine kleine zerbrechliche Selbständigkeit gewann. Vielleicht hatte ich auch Stunden, wo ich an jene gute Frau in München dachte, die mir einst einen so peinlichen und meinen gutmüthigen Optimismus störenden Eindruck gemacht hatte. Ich hörte sie in einer Unterredung mit meiner Hausfrau mit einem unverkennbar aus dem Herzen kommenden Tone sich den Tod wünschen; und das erschien mir damals als etwas so Ungeheuerliches und aller Vernunft Widerstreitendes, daß ich mehr Zorn als Mitleid mit der Frau fühlte. Vielleicht hatte ich jetzt Stunden, wo ich diese Frau begriff.

Aber nichts ist wahrer, als daß wenig auf unser Schicksal und Alles darauf ankommt, wie wir unser

Schicksal nehmen und es auffassen. Ich nahm das meine im Ganzen mit einer Gelassenheit, die vielleicht etwas von Leichtsinn hatte, in welchen sich doch auch Selbstvertrauen und Muth mischte. Doch war es nicht eigentlich das. Wenn wir aus warmen Klimaten kommen, oder nach heißen Sommern, tragen wir noch lange die leichten Kleider in den kälter werdenden Tagen. Wir haben so viel Wärme in uns aufgenommen, daß diese noch lange in uns vorhält. Ich hatte in meinem bisherigen Leben so viel von Wärme und Sonnenschein in mich aufgenommen, daß es mich in diesen Tagen, wo es kalt und dunkel um mich her wurde, warm und auch heiter erhielt.

Ich weiß nicht, wer es gesagt hat: die Frauen brüten über ihre Sorgen, die Männer werfen sie zur Thür hinaus, bis sie so stark geworden sind, durch's Fenster wieder hereinsteigen zu können. Auch das mochte sich bei mir bewähren. Ich ebenfalls warf wohl die meinen zur Thür hinaus, und wenn sie auch oft wieder mir in's Fenster meines engen Hinterstübchens schauten, so konnten sie mir doch nicht den großen Wechsel auf das Glück der Zukunft stehlen, den die Jugend in der Tasche trägt, freilich ohne zu wissen, welche Bank ihn acceptiren wird. Alle Schick-

sale sind eben erträglich, in welche sich nicht unsere Leidenschaften mischen und auf die Seite dessen stellen, gegen das wir zu ringen haben.

III.

Es freut mich jetzt, daß ich in all jener Zeit Annette von Droste nicht sah. Sie hatte einen jahrelangen Aufenthalt in der Schweiz bei einer verheiratheten, dort lebenden Schwester genommen. Wäre sie anwesend gewesen, so würde sie sich geängstigt und vergebliche Versuche gemacht haben, mir eine Stellung zu verschaffen; es war einmal in den Sternen geschrieben, daß ich auf keiner glatt geebneten Bahn durch's Leben wandern sollte.

Gesellige Anknüpfungen jedoch fehlten mir nicht. Eine alte Dame, eine Frau von Aachen, die in ihrem 75. Jahre dichtete, componirte, malte — Alles mit derselben hexenhaften Virtuosität — und die eine Bekannte meiner Mutter gewesen, brachte mich in Berührung mit Elise von Hohenhausen und deren in Münster verheiratheten Tochter; um diese letztere schloß sich ein kleiner

Kreis literarisch angeregter Menschen, der sich viel mit Immermann, mit Alexander von Sternberg, mit den ersten noch profanen und noch geistreichen Romanen der Gräfin Hahn beschäftigte und mehr noch für die Sand und für Balzac schwärmte. Als Vorleser glänzte in diesem Kreise ein Geheimer Rath Carvacchi, der seine Kunst Tieck abgelauscht haben wollte, ein Mann, der, obwohl ein wenig von dem, was die Franzosen Blagueur nennen, durch sein vielseitiges Interesse und seine in einem bewegten wechselreichen Leben gewonnene Weltbildung höchst anregend wirkte, dabei einen höchst liebenswürdigen unermüdlichen Diensteifer für alle seine Freunde hatte und mit eben solcher Unermüdlichkeit als wohlthätiges, verbindendes Glied der Geselligkeit diente. Mit einer sich stets gleich bleibenden Höflichkeit des Herzens scheute er keine Mühe, wenn es galt, einen Bekannten in seinen Bestrebungen zu fördern. So, als ich später einmal mit einer Novelle beschäftigt war, worin der bekannte Trenk eine Rolle spielt, erschien er früh eines Morgens bei mir und stellte mit freudestrahlendem Gesicht einen alten zinnernen, aber über und über mit Kritzeleien bedeckten Becher vor mich auf den Tisch: es war einer jener Becher, wie Trenk sie in seinem Kerker mit Gra=

virungen bedeckt hat, und es war ihm gelungen, solch eine seltene Curiosität für mich in Magdeburg aufzutreiben. Aehnlicher Aufmerksamkeiten und Liebesdienste hatten alle seine Freunde sich von ihm zu berühmen. — Die lyrische Poesie, eine weiche und schwermüthige Poesie der Gemüthsinnigkeit, vertrat ein junger Dichter, W. Junkmann, eine reiche Seele voll Romantik und paradoxer Lebensanschauungen; und die âme damnée unseres Kreises war eine Convertitin, ein Fräulein Louise von Bornstedt aus Berlin, die unter dem Titel „Pilgerklänge einer Heimathlosen“ Gedichte herausgegeben hatte — einer der wunderlichsten Frauencharaktere, der mir je vorgekommen ist. Man hätte auch von ihr sagen können: Il semblait que née du commerce de deux anges elle eut sucé le lait d'une Furie; ein wirkliches lyrisches Naturell, Gemüth und aufrichtiger Enthusiasmus vereinigte sich in ihr mit Schlauheit, Komödiantenthum und einem Geist der Intrigue, der Alles gegen einander zu hetzen liebte. Sie war der Hecht in unserem Karpfenteich; später im Leben ist sie Karl Gutzkow begegnet und er hat ihr Züge zum Charakter seiner Lucinde in dem Zauberer von Rom entlehnt. Außerhalb dieses Kreises fand ich in meinen Stu-

dien und Arbeiten Förderung durch den Professor der Akademie Dr. Schlüter, einen Mann von außerordentlich vielseitigem Wissen und eine anima candida, wenn je einer lebte, mit dem ich Coleridges Gedichte übersetzt und der — ohne glänzenden Erfolg — meinen unphilosophischen Kopf für jene Ideen Jakobis, Baaders, Schellings, die bei ihm den Unterbau einer katholischen gläubigen Weltanschauung bildeten, empfänglich zu machen suchte. Ich war auch eine anima candida, aber mit dem Katholicismus war's bei mir zu Ende. Ich stand nicht mehr darin, nur noch davor wie vor einem großartigen und erhabenen, auf der Bühne der Weltgeschichte tragirten Schauspiel, mit Scenen voll erhabener Poesie, für die ich schwärmen konnte, mit ergreifenden Charakteren, mit blendenden Pracht- und Sieges- und Krönungszügen — und dann auch mit Kerkerdecorationen, Mordscenen, heiligen Scheusalen, blutigen Katastrophen, in denen die edelsten Helden zu Grunde gingen; und wenn ich auch den ethischen Gehalt, die welthistorische Culturidee in diesem großen historischen Schauspiel nicht verkannte, konnte mir doch längst alle Philosophie nicht mehr den Deus ex machina darin plausibel machen, den die Schauspieler im Stück an ihren

Fäden hatten und regierten. Ich habe auch nie mit Zweifeln zu ringen, zur Freiheit mich schmerzlich durchzukämpfen gehabt, wie es vielen anderen, vielleicht tiefer angelegten Naturen beschieden ist. Aus der historischen Richtung, die mich beherrschte, ist mir ganz von selbst die Freiheit als eine einfache Consequenz gekommen, und ich möchte allen gebundenen Seelen noch heute zurufen: Die Geschichte wird euch frei machen. Eure Naturforschung lehrt euch nie die ganze Natur mit all ihren Wundern kennen; aber die Geschichte lehrt euch den ganzen Menschen und Alles, was sein eingeborenes Glaubensbedürfniß an Wundern zu leisten im Stande ist, kennen.

Das Journal, welches damals am rührigsten und mit der eifrigsten Hingabe, mit der rücksichtslosen Ueberzeugungstreue, die sich nicht darum kümmert, ob sie sich mit jedem Schritte Feinde und Widersacher erweckt, die modernen Ideen vertrat, war Karl Gutzkows Telegraph. Ich sandte ihm Beiträge, welche bereitwillige Aufnahme fanden, und ich wurde für lange Zeit regelmäßiger Mitarbeiter an diesem Journale; und da mein Talent weder stark noch reif genug war, um eigene Schöpfungen von Erheblichkeit hervorzubringen, kritisirte ich mit der neidens-

werthen Naivetät meiner grünen Jugend und mit einer so dilettantenhaft gewonnenen Bildung die Schöpfungen Anderer; heute danke ich den Göttern, daß der rasche Schritt der Zeit alte Journale vom Jahre 1838 in das vollständigste Nichts hinuntergestampft hat, und daß die Menschen leben wie die Goldfische in einer Fontaine, daß beständig das alte Literaturgewässer von ihnen abfließt und ihnen neues zuströmt. Doch nahm Gutzkow meine Beiträge gern und entfernte die jugendlichen Auswüchse meines Stils, und da ich vor seiner geistigen Ueberlegenheit und seinem heiligen Feuereifer für die Interessen der Literatur, vor dem sittlichen Ernst, womit er für seine Ueberzeugungen kämpfte, einen großen Respect hatte, traten wir in die besten und lebhaftesten Beziehungen zu einander. Und diese Beziehungen waren mir nur wohlthuend. Gutzkow orientirte mich in der mir fremden Schriftstellerwelt, und seine Schneidigkeit gab mir Eisen in's Blut. Das Schauspiel der Kämpfe aber, in welche er mit der verletzten Eitelkeit so mancher von ihm ecrasirten winzigen Tagesgröße gerieth, bestärkten mich in der Scheu vor dieser Welt, in der ein Gutzkow, der denn doch wie ein Gigant in ihrer Mitte stand, auf so viele hämische Angriffe und Feindseligkeiten

stieß. So freut' ich mich zwar, wenn er später mich versicherte, wie er sich „zu dem eigenthümlichen Geist, der aus all meinem Thun und Lassen spreche", innigst hingezogen fühle, aber wenn er dabei es seinen Lieblingswunsch nannte, den Telegraphen einmal mir, dem er allein den Tact und die Umsicht, die dazu erforderlich seien, zutraue, zu übergeben, sobald er sich von der Lenkung zurückzöge, so dankte ich ihm doch herzlich für eine solche Cession, die in meinen damaligen Verhältnissen sehr viel Verlockendes hatte. Die Lebenskunst ist eben Abwehr alles dessen, was uns aus unseren eigenen Geleisen heben will, und bevor ich diese Kunst besaß, hatte ich ihren Instinct.

Ich bin der Zeit voraufgeeilt und in's Jahr 1840 gelangt, während ich doch noch aus den zwei früheren zu erzählen habe. Zuerst, daß Annette von Droste zurückgekehrt war und daß ich sie wiedersah. Es lagen sieben Jahre dazwischen, daß ich nicht in ihrem Rüschhaus gewesen; sie war, wie mir schien, nur wenig älter geworden und sah viel gesunder und viel stärker aus. Aber älter war ich geworden, alt genug, um, wenn nicht die ganze geistige Bedeutung dieser seltenen, ja einzigen Natur zu erkennen, doch sie zu ahnen und davon nachhaltig gefesselt zu wer-

den. Ich ging jetzt sehr oft zu ihr hinaus; es wurde dazu ein Wochentag festgesetzt, den ich mir von meinen Stunden frei machte; und so wurde ich bald, da sie mit der Mutter oder auch ganz allein auf dem einsamen Landsitz wohnte und höchst selten in die Stadt kam, ihr Hauptvermittler mit der Stadt und auch einem guten Theil ihrer Welt. Obwohl sie mir nicht viel mehr als ein kritisches Talent zutraute, nahm sie herzlichen Antheil an meinen Arbeiten und setzte auch ihre Verbindungen in Bewegung, mir den Eintritt in irgend eine Laufbahn im Staatsdienst zu verschaffen — aber ach, die Verbindungen des einsamen Landfräuleins reichten nicht weit, und ich freute mich im Stillen der Erfolglosigkeit — mit jenem Instinct, den ich eben erwähnte. Sie hatte damals vier erzählende Gedichte geschrieben, von denen sie das erste, als eine romantische Jugendarbeit, verworfen, die drei letzten nebst einigen wenigen lyrischen Gedichten in einer Münster'schen Verlagshandlung ohne ihren Namen hatte erscheinen lassen (1838), nachdem über das Passende eines solchen Schrittes für ein adeliges Fräulein viel Verhandelns mit der Mutter gewesen. In der That blieben diese Gedichte vollständig unbeachtet. Nun wurde ihr mannigfach zuge-

sprochen, ihre Gabe in anderer Weise, namentlich in Prosa zu versuchen; aber da die Lust am Schaffen bei ihr nicht die Energie hatte, sie aus dem angenehmeren Träumen zur That zu führen, so blieb es eben dabei.

IV.

Es war im Sommer 1839, als eines Tages ein merkwürdig offen und gutmüthig aussehender wohlgenährter junger Mann bei mir eintrat; ich erschrak fast bei seinem Anblick, denn ich glaubte meinen todten Freund bei mir eintreten zu sehen, so groß war die Aehnlichkeit mit dem so traurig durch Selbstmord untergegangenen Mitschüler. Aber hatte man diesem früh einen berühmten Namen prophezeien dürfen, der eben Eintretende hatte sich ihn bereits glorreich erworben — es war Ferdinand Freiligrath. Ich war natürlich hoch erfreut, ihn kennen zu lernen. Er kam aus Barmen, wo er damals noch lebte, und war, begleitet von einem Maler Schlickum aus Düsseldorf, auf einer Streiferei durch Westfalen begriffen, um es gründlich kennen zu lernen und zu

beschreiben, während sein Begleiter die malerischen Punkte des Landes zeichnen sollte. Es hatte damals ein buchhändlerisches Unternehmen: „Das malerische und romantische Deutschland“, Glück gemacht; in diesem Werke, das den einzelnen Ländern einzelne Sectionen widmete, war Westfalen nicht vertreten, und so hatte sich ein Verleger in Barmen entschlossen, diese Lücke durch ein „malerisches und romantisches Westfalen“ zu ergänzen; er hatte Freiligrath, der eben seine kaufmännische Laufbahn aufgegeben und im Begriff stand, sich in einem Rheinstädtchen niederzulassen, für die Lieferung des Textes gewonnen und den Düsseldorfer als Zeichner ihm beigegeben. Ich zeigte ihm nun, was ihn in meiner alten westfälischen Hauptstadt interessiren konnte, und dann verabredeten wir ein Wiedersehen auf einem Gute im Lippeschen, seiner Vaterstadt Detmold nahe. Wir trafen uns da nach einigen Wochen in einer der meinigen befreundeten Familie, die ich schon von einem früheren Besuche her kannte; denn seit je war das von einem Herrn Tenge, dem Besitzer der Grafschaft Rietberg, bewohnte Gut Barkhausen mit liebenswürdigster Gastlichkeit Freunden und Bekannten aus Nah und Fern geöffnet gewesen; so trafen wir uns dort für

einen achttägigen Aufenthalt, der unterbrochen wurde durch Ausflüge nach Bielefeld, auf die Ruinen des Sparenbergs und Detmold. Freiligrath war seit langer Zeit nicht mehr in seiner Vaterstadt gewesen und kehrte jetzt als ein im ganzen Vaterlande rühmlich bekannter Dichter zurück. So wurde er viel gefeiert; ein ländliches Fest wurde ihm an einem Vergnügungsort auf einer der dem reizend liegenden Ort benachbarten Höhen, dem „Peters-Stieg", gegeben, wo von der eleganten jungen Welt Detmolds auf dem grünen Rasen ein Ball improvisirt wurde — und dann machte man den Versuch, ihn dort als fürstlichen Bibliothekar festzuhalten, was er aber ablehnte. Der Grundstein zum Hermanns-Denkmal war damals noch nicht gelegt, und mehr als mit der Idee von Bandels beschäftigte man sich eben mit den curiosen Ideen, die Franz Dingelstedt in einem Aufsatz: „Ferdinand Freiligrath," in K. Gutzkows Jahrbuch der Literatur, Hamburg 1839, über die Culturzustände des Lippeschen Landes verbreitet hatte und über die man höchst entrüstet war. Dann mit den Erinnerungen an den seit drei Jahren hingeschiedenen Grabbe. Dabei kamen denn nun allerhand nicht feine und manche in hohem Grade anstößige Dinge

zu Tage; man sah, ein Prophet war Grabbe in seiner Vaterstadt auch jetzt noch nicht, und Freiligrath tobte endlich, als wir einmal wieder allein in unserem Gasthof waren, einen wahren Berserkerzorn wider all diesen Philisterklatsch aus, in dem jede Anerkennung der großen und mächtigen Dichterflamme erstickte, die sich im Leben leider mit so viel faulem und eklem Brennstoff genährt hatte. Wir gingen in Grabbes Wohnung zu dessen Wittwe, die mit großer Zungenvolubilität den alten Bekannten aus ihrer Jugendzeit aufnahm und uns in das mit großen Abbildungen der Externsteine verzierte, sehr einfach bürgerlich eingerichtete Empfangs- und in das kleine Wohnzimmer ihres Mannes führte. Sie machte einen nicht angenehmen Eindruck, die kleine wohlgenährte, überaus lebhafte Frau mit ihrer mielleusen Beredtsamkeit: wie von einer aus ihren Angeln geworfenen und mit Leidenschaftlichkeit gepaarten ordinären Natur; und es trug Alles umher das Gepräge erdrückender Kleinbürgerlichkeit.

Ich hatte damals von Grabbe sehr wenig gelesen. Bei der Beschäftigung mit ihm ist mir dann später das aufgefallen, daß in den Anfängen aller westfälischen Dichter — und Grabbe ist ja über den Anfang, über den Anlauf

zu einem Dichter der eigentlich nie hinausgekommen, der gewaltig gährende Most hat sich bei ihm nie zu klarem goldigem Wein abgeklärt — daß in ihren Anfängen allen ein merkwürdig verwandtes Element liegt. Franz von Sonnenberg stürmt in seinem Donatoa Himmel und Erde zusammen. Er besingt eine Welt, die sittlich und physisch so morsch in sich zusammenbricht, daß sie der donnernde Urkraft-Gott Donatoa selber nicht mehr retten kann; er wagt sich an das Ungeheuerlichste, zu dem je das Wildfeuer poetischen Wahnsinns emporgelodert ist. Und nun Grabbe, dem das Gewaltsame, Uebermenschliche, Titanenhafte Poesie ist, der über das künstlerische Maß hinaus sich bis in das krampfhaft Outrirte verirrt, und der aus einem Dichterleben selber einen Zerstörungsproceß des Lebens macht, so daß Tieck die Poesie seine geborene Feindin nannte, und ihm der „Dichtung Flamme zum Fluche“ wird. — Und dann Freiligrath, der in der ersten Zeit seines Schaffens, in der vollen Jugendkraft seiner Productivität mit einer gewissen Unbändigkeit, mit dem unaufhaltsamen Schwung seiner Phantasie sich hinausstürzt in die allerweitesten Fernen und da allen möglichen Naturwundern, Farbeneffecten und grell beleuchteten Scene-

rien nachgeht, die er in dröhnenden Rhythmen und einem oft ganz türkischen Schellengeklingel von Reimen wiedergiebt! Seine spätere Entwickelung hat gezeigt, wie sehr ihm Unrecht gethan wurde, wenn ihm deshalb Mangel an Gemüth vorgeworfen wurde. Aber so viel ist gewiß, selbst als er sein Gedicht „Poesie" schrieb, ahnte er so wenig wie Grabbe, daß die Poesie einzig im Menschenherzen und dem, was das Menschenherz spiegelt, zu suchen ist. Und sodann Annette von Droste; zu ihrem Anfange gehören die Schilderungen der Schrecken der Alpenwelt, die ihr in Wirklichkeit so fern lagen wie Freiligrath die Städte der Pentopolis oder die Babd-el-Mandab-Enge; dann giebt sie, die Frau, ein großes Schlachtgemälde voll packendster Realität; und mit Vorliebe sucht sie erschütternde Wirkungen zu üben durch das Hereinziehen einer mystischen Nacht- und Schattenwelt, und die Schauer des Dämonischen, des Geheimnißvollen und des Visionären oder Spukhaften.

Es ist also von einem gemeinsamen Zuge in diesen westfälischen Dichtern zu reden, und es muß etwas in der Stammesnatur sein, was dieser Gleichartigkeit zu Grunde liegt. Und stelle ich mir selber die Gewissensfrage nach

einem eigenen Antheil an diesem Gemeinsamen, so kommt mir der Glaube, daß es gerade der Antheil daran ist, was mich nur mit stiller Scheu an meine Jugendversuche denken läßt; ich weiß, daß darin eine ungezügelte und das feinere Kunstgefühl verletzende Sucht herrscht, dem Leser eine große Menge möglichst wunderlicher Gestalten und überraschender Begebenheiten und an Charakteren und Geschehnissen möglichst viel des Frappanten und Originellen zu liefern. Es wird da im Farbenreichen und Spannenden die Poesie gesucht, die doch nur durch Vertiefung in's Innere der Menschenbrust gefunden werden kann, und es wird zu wenig erstrebt, das einfach Alltägliche und schlicht Natürliche, wie es durch seinen gemüthlichen Inhalt poetische Bedeutung erhält, zu zeigen: und so spielt eine von der wahren, innerlich belebenden und organisirenden Dichterphantasie sehr weit entfernte Einbildungskraft ihre Rolle in vielen meiner Arbeiten, die ich deshalb von der Sammlung meiner „Ausgewählten Romane" ausgeschlossen habe.

Es liegt zunächst in jenem gemeinsamen Zuge etwas Kindliches; die Freude am Wunderbaren, in der Natur oder im Leben mit befremdenden, glänzenden, großen For=

men oder mit gewaltigen, zerstörenden Kräften Auftretenden. Der Verehrungssinn und der Zerstörungstrieb halten sich im Kinde die Wage. Daß nun ein gewisser kindlicher Sinn sich lange in den Naturen erhält, die in einer patriarchalisch einfachen und dem modernen complicirten Leben fremd gebliebenen Welt sich entwickeln, kann nicht auffallen. Sie ahnen nicht, daß diese moderne complicirte Welt äußerst blasirt und skeptisch ist und an nichts mehr hinaufsieht, von nichts mehr sich imponiren läßt. Weder von Grabbes bluttrinkendem und berserkerwüthigem Herzog Theodor von Gothland, noch von Freiligraths nach Menschenfleisch verlangendem Neger, noch von der Droste „Vorgesichte". Und so geben sie Bilder und Gestalten, von denen ihre eigene Seele noch sich ergriffen fühlt, einer ganz anders gestimmten Welt.

Jedem kindlichen Volke ist der Drang in die Ferne eigen, den Westfalen zu allen Zeiten die Wanderlust; was Wunder, daß auch ihre Poesie diesem Triebe folgt und, statt sich mit dem nahe Liegenden und den schlichten Erscheinungen ihres Alltaglebens zu beschäftigen, auszieht, um das Wunderbare, das Große, Gewaltige, Frappante zu suchen; daß sie über das stille und wenig belebte Leben

daheim hinaus das höchst belebte, statt der eintönigen Erscheinungen daheim die Welt der Phantasmagorie suchen. Ich könnte auf eine analoge Erscheinung bei den stammverwandten Engländern hindeuten. Nirgends mehr als in diesem nebelverschleierten Albion liebt man die grelle Farbe; in einer englischen Kunstausstellung nimmt man ein wunderliches Schwelgen in Farbenunmöglichkeiten wahr; und im selben England, vielleicht in den Stunden tödtlich öder Sonntagsnachmittage, in einem Familienkreise von tugendhaftester Langeweile, werden die Sensationsromane geschrieben. Und dann, der Westfale ist eigentlich eine gründlich realistische Natur, ausgerüstet mit einem starken Thatsachensinn; wenn er einmal sich daran macht, etwas zu geben, so soll's nicht in leisem lyrischen Wehen versäuseln, sondern voll und wuchtig auftreten. Haben wir doch auf dem religiösen Gebiet etwas Aehnliches gesehen; der Westfale ist im Grunde nicht von einem vorwiegend religiösen Naturell; als ihn aber einmal, im 16. Jahrhundert, die große religiöse Frage erfaßte, stürmte er sich sofort in die tolle Wiedertäuferei hinein; er grabbisirte das zahme Lutherthum — und so sind der wirkliche König von Sion und der fingirte Mohrenfürst Freiligraths

vielleicht verwandtere Gestalten, als man denkt. Und last, not least, er ist absolut nicht demonstrativ; er verschließt sein Gemüthsleben; seine ganze Erziehung und die bei ihm geltenden Lebens- und Umgangsformen drängen es zurück; seine scheue Verschlossenheit liegt in seiner Natur; und so werden nie aus seinem Stamme die Gefühlshuber und Gemüthskrämer hervorgehen, die bei dem Publikum, das gerührt zu werden liebt, so wohlfeile Erfolge finden. Denn nichts ist leichter, als mit Gefühl und schöner Seelenhaftigkeit zu kokettiren, weil der wahre und echte Ausdruck des Gefühls nicht zu den Dingen gehört, die Jedermann beobachtet hat; die Schilderung und Darstellung desselben, mag sie nun wahr oder ganz falsch und verkehrt sein, wird aber vom Publikum in seinem Bedürfniß, gerührt zu werden, gutmüthig auf Treu und Glauben hingenommen und bewundert. Und doch sind diese Schilderungen des Gehabens empfindsamer Seelen, hypertrophischer Herzen oft nichts als widerwärtige Schönthuerei und falscheste Sentimentalität.

Ferdinand Freiligrath setzte seinen Wanderstab durch Westfalen weiter fort; ich kehrte von Barkhausen, wo damals auch Mathilde Rawen zum Besuche war, nach

Münster heim; er schrieb mir zuerst von Barmen aus am 12. August 1839 einen Brief voll heitersten Jugendübermuthes; und dann, nachdem er in Barmen seine Zelte abgebrochen und in der Nähe von Honnef, wohin er anfangs ziehen wollte, einen anderen zusagenderen Wohnort in einem idyllischen Rheinstädtchen gefunden, schrieb er am 9. September 1839:

„Honnef liegt eine Viertelstunde vom Rhein ab, am Fuße des Drachenfelsen. Kaiser Heinrich IV. hat dort einen Theil seiner Jugendzeit verlebt, ich aber bin weder ein Bischofsmündel, noch wohn' ich im Lande, wenn ich das Wasser haben kann. Und so sitz' ich denn hier in Unkel, hab' ein Belvedère hart am Rhein, um das mich ein Fürst beneiden würde, lasse mir von Trinchen Unkeler Rothen credenzen und schreibe am malerischen Westfalen, so gut es unter Rolandseck gehen will:

‚In seiner Trauben lust'ger Zier,
Der dunkelrothen wie der gelben,
Seh' ich das Rheinthal unter mir
Wie einen Römer grün sich wölben.‘

„Und der Römer muß getrunken sein! — Die Romantik ist der Wein, von dem er schäumt; die Minne

seines Weines Blume! — Mir ist fabelhaft wohl hier, Alter!

„Einsam ist's hier, lieber Kerl! Das Oertchen ist so kleinstädtisch wie nur möglich; etwelche Engländer und Adelige jedoch, die übrigens ganz abgesondert sich halten, haben den guten Krähwinklern schon den Comment beigebracht, und man kann darum thun und lassen, was man will. Ich lebe ganz der Natur und meiner Arbeit und cultivire durchaus keine Gesellschaft als die meiner guten alten Speisewirthin zur Löwenburg und ihrer beiden artigen Nichten, guter Naturkinder, mit denen sich ein traulich Wörtchen schwätzen läßt. Ein paar Originalkerle, die außer mir Stammgäste sind, gereichen mir zum Amüsement und zum Studium. Es läßt sich kein vernünftig Wort mit ihnen reden, aber es sind Figuren, wie man sie einmal in einem Roman oder einer Novelle gebrauchen kann.

„Komm an den Rhein, Kerl! — Ich denke hier mit 180 bis 200 Thalern jährlich ganz famos herumzukommen. In dem Hause, von dem ich die ganze, aus fünf Zimmern bestehende hübsche Mansarde inne habe, wohnt außer mir Niemand; zehn Mal des Tages saust der Dampfer mit grünen Schleiern flaggend, unter meinen

Fenstern vorbei: man ist so einsam und doch so in der Welt."

Im October dann besuchte ich ihn in dem reizend unmittelbar am Rhein liegenden Unkel und fand ihn inmitten der schönsten Natur in einer Art von bewegtem dolce far niente schwelgen. Ein paar junge, ohne viel Talent literarisch strebsame Menschen von größerer Harmlosigkeit als geistiger Bedeutung leisteten ihm nebst seinem zeichnenden Amanuensis Schlickum und nebst Strolch, dem treuen Jagdhund, der nie recht wußte, wo er in der lustigen Massoney hingehöre, Gesellschaft; ein paar junge Frauen, die wir „the merry wives of Windsor" nannten, wohnten während des Herbstes auf ihrem benachbarten Weingut und belebten den Kreis; kleine Ausflüge wurden nach allen Seiten gemacht, die schon länger werdenden Abende in der Löwenburg, dem Hauptquartier, mit dem Erzählen von guten Geschichten aller Art zugebracht. Dabei zeigte Freiligrath sich ganz besonders empfänglich für die Wirkungen einer guten Gespenstergeschichte, woraus denn ja auch seine „Die Rose" entstanden ist. Er trug sich damals mit dem Gedanken eines Cyclus von Gedichten, der eigene Erlebnisse umfassen sollte; die „Rose" sollte ein Bruchstück

daraus sein — dann erweiterte sich der Plan zu etwas wie einem deutschen Childe Harold, und endlich versank er in die Reihe — der guten Vorsätze!

Mit der Weinlese auf Karl Simrocks Gut im nahen Menzenberg, wo wir die Trauben für zukünftiges „Drachenblut" sammeln halfen, schlossen für mich diese Tage, nach denen ich, von Freiligrath bis Bonn geleitet, nach M. heimkehrte. Gearbeitet war da natürlich nicht viel worden; das Einleitungsgedicht zum malerischen und romantischen Westfalen hatte Freiligrath geschrieben; als er dann aber die Prosa begonnen, hatte er unerwartete Schwierigkeiten gefunden; entmuthigt betheuerte er, er habe kein Talent für die Prosa, und das mochte richtig sein, obwohl er geistreiche, durch Humor und Witz höchst liebenswürdige Briefe schrieb; kurz, die Arbeit war nicht gefördert zum Kummer des Verlegers, der seinen Abonnenten bestimmte Lieferungen versprochen hatte. War der bekümmerte Sosier doch schon eines Tages selber den Rhein heraufgedampft gekommen, in sehr kriegerischer Stimmung und todesernster Entschlossenheit, nicht zu kehren ohne wenigstens ein Stück weiteren Textmanuscriptes. Aber der Gute war trotz seiner unangenehm überraschenden

Erscheinung doch mit so unendlicher Wärme und Herzlichkeit aufgenommen, daß er sich nach und nach besänftigter und heiterer der hier herrschenden Stimmung hingegeben, den schäumenden Kelch, den die frohgemuthete Jugend ihm immer wieder gefüllt, immer begeisterter wieder geleert hatte — bis ihm endlich die irdischen Sorgen um Manuscript, Lieferungen, Abonnenten und anderes Erdenelend in die wesenlose Schattenwelt tiefen Traumes hinabgesunken; in diesem Zustande hatte man ihn auf das Verdeck des nächsten Dampfers gebracht, der ihn dann wieder glücklich rheinabwärts trug in die Arme der liebenden Gattin. Diese mag denn freilich sich aus Herzensgrunde dem drastischen Urtheile angeschlossen haben, welches über einen dem Unkeler benachbarten Poetenkreis, den von Sophie Laroche in Ehrenbreitstein, einst die würdige Hausmutter sprach, von der bei Stramberg im Rheinischen Antiquar, Abth. II., Bd. 1, Seite 100 zu lesen.

Als ich, heimgekehrt, nun zunächst über die stillen Kämpe nach dem einsamen Rüschhaus hinausging und Annette von Droste von den sonnigen Herbsttagen am Rhein, von denen Carl Simrock ja dazumal just gesungen:

An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein
Mein Sohn, ich rathe dir gut,
Da geht dir das Leben so lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth —

erzählte, schalt sie zwar solche „Verwilderung", aber angeregt dadurch schrieb sie ein — für die Veröffentlichung nicht berechnetes Lustspiel in einem Act: „Dichter, Verleger und Blaustrümpfe", auf das ich wohl zurückkomme.

Mit Freiligrath aber spann sich der lebhafteste Briefwechsel fort über eine Menge gemeinsamer Interessen und Beziehungen. Er gab mit Simrock und Matzerath ein rheinisches Jahrbuch heraus, bei dem ich nach Kräften half; der Rolandsbogen stürzte ein und für die Herstellung wurde gesammelt; Immermann starb und ein literarisches Denkmal zu seinem Gedächtnisse wurde von Freiligrath geplant; in all den langen, über solche und andere Angelegenheiten geschriebenen und mit einem eigenen Talent des frischesten Herzensergusses hingeworfenen Briefen des Freundes herrschte die froheste, bis zum Uebermuth gehende Heiterkeit, wie sie nur bei unendlicher Herzensgüte uns frohes Kraftgefühl geben kann. Und dann kam ein Augenblick — freilich nur ein kurzer Augenblick, — wo „eine

Lebenskrisis“ sich vorbereitete, wo er, „von den Conflicten des Lebens“ gefaßt, das Gleichgewicht nicht wieder finden zu können hoffte, wenn er der Welt nicht mit blutendem Herzen Lebewohl sage, oder „wenigstens in einem wilden, wilden Walde Einsiedelei treibe“. — Gottlob, die Krisis löste sich bald — und die nächsten Briefe schon zeigten das Gleichgewicht wiederhergestellt, bis er mir seine Verlobung (im September 1840) ankündigte und schrieb:

„Kerl, ich bin ungeheuer glücklich! In mir jubelt's und singt's und jauchzt es! Solch ein Mädchen giebt's nicht mehr, solch ein gutes, schönes, liebes, gescheidtes, herziges! Ich bin wie im Himmel! — Komm bald, daß ich dir Alles erzähle! Denn schreiben mag der Teufel Alles! Es ist ein ganzer Roman! Du wirst dein blaues Wunder hören!

„Daß ich faul gewesen bin all die Zeit über, wirst du dir jetzt erklären können. Namentlich hat das arme Westfalen schnöde brach gelegen, und die Lust dazu ist mir, aufrichtig gestanden, ganz und gar vergangen. Des Verlegers Vorschlag an dich kommt mir eigentlich durchaus à propos. Du kannst das Ding besser als ich. Du hast in jeder Beziehung mehr das Zeug dazu, hast mehr Kennt=

nisse, mehr Begeisterung, der Lambertithurm schaut dir in's Fenster, dem Friedenssaal kannst du's, die Haide rauscht um dich herum — ich möchte meinen Freistuhl Keinem lieber cediren als dir. Schreib' also bedingungsweise zu und pack' dein Bündel gleich, wie du diesen Brief empfängst, damit wir mündlich Alles richtig machen können. Laß aber keinen Tag verstreichen."

Die letzten Zeilen bezogen sich auf den mir gewordenen Antrag, das unternommene Buch über Westfalen zu schreiben, dem ich mich denn jetzt leider unter Bedingungen unterzog, die mir nicht Zeit und Muße zu gründlicher Ausführung ließen.

Ich begab mich im Herbst 1840 also wieder an den Rhein, und es folgte wieder eine Reihe schöner und fröhlich durchschwärmter Tage. — Damals lebte in Bonn Berthold Auerbach, und ich erinnere mich namentlich eines frohen Zusammentreffens und einer bis tief in die schöne Mondnacht hinein verlängerten Sitzung mit Auerbach, Simrock, Fr. Giehne und Ludwig Braunfels auf der Insel Nonnenwerth, die damals noch nicht als Kloster gesperrt, sondern gastlich den Besuchern geöffnet war.

Carl Simrock ist nun in den jüngsten Tagen auch

hinübergegangen in das Land der Sage, wo die Helden, die er dem deutschen Volke wiedergegeben, es ihm lohnen mögen; der gute, stets ein wenig sorgenvolle Simrock, dessen trockener Humor so wenig von der forcirten rheinischen Witzhascherei hatte! Und Siehne, damals der gefeierte süddeutsche Publicist, den heute Niemand mehr kennt! Welch verschiedene Geister in jener Nacht der stille Mond, der über dem Drachenfels stand, auf dem romantik-umwobenen Eiland des Ritters Roland beschien; und alle doch bewegt von demselben Cultus jugendlicher Ideale, demselben muthigen Schaffensdrang, denselben goldenen Zukunftsträumen, und nichts ahnend von dem, was die leise die Ufer umplätschernde Rheinnixe über diese Zukunft den schwärmerischen Jünglingen Verhängnißvolles zusang!

Als wir uns in dem alten Klostergebäude zur Ruhe begaben, bezogen Freiligrath und ich dasselbe Zimmer, und plauderten, weil der Schlaf nicht kommen wollte, noch lange. Vielleicht sprachen wir von der westfälischen Heimath oder von etwas Anderem, das mich darauf brachte zu erwähnen, ich habe den Urenkel des Anführers jener aus Westfalen bestehenden Cohorte gekannt, die unsern

Herrn gekreuzigt. Er kannte die alte Geschichte, die mehr ein Gelehrtenscherz als eine Sage ist, sehr wohl; aber dieser Scherz erfaßte jetzt plötzlich seine erregte Phantasie; er ward ihm zum Motiv eines Gedichtes, und sofort schien Alles lebendig vor ihm zu stehen; mit raschen Worten gab er an, wie der Hergang darzustellen sei — bis zum Ende, bis zu den um den Mantel würfelnden Kriegsknechten. „Und dann," rief er aus, indem er aufsprang, in den Kreis des hellen Mondlichts trat und mit tragischem Pathos die Decke seines Bettes als Mantel um die Schultern schlug, „und dann zum Schluß:

In Christi Mantel der Germane"!

Freiligrath reiste bald darauf nach Stuttgart, um mit Cotta zu verhandeln; ich begleitete ihn rheinaufwärts bis Mainz, bis Frankfurt; wir genossen Beide zum ersten Male in unserem Leben den erregenden Genuß, auf einer Eisenbahn — auf der noch nicht seit Langem eröffneten Taunusbahn — zu fahren. In Frankfurt lernten wir Franz Liszt, der dort eben Concerte gab, kennen, und in einer Abendgesellschaft die Frankfurter Schriftstellerwelt von damals, zu der auch Theodor Döring — begriffen auf einer Gastrollenreise — sich gesellt. Beim Nachhause-

gehen tobte Freiligrath einen flammenden Zorn gegen die ganze „Bande", aber noch mehr gegen sich selber aus — bei all der elektrisch sprühenden Geistreichigkeit und den Scherzen und Witzen der erregten Gesellschaft hatte er schweigsam dagesessen, und nun lastete es auf ihm, daß sein ganz innerliches Gemüths- und Phantasieleben in solcher Welt doch in so tiefem Schatten stehe. Ich hatte Mühe, seine Zerknirschtheit zu beruhigen. Er begleitete mich darauf am anderen Tage, wo wir Döring in Mainz als „armen Poeten" auftreten sehen wollten, bis Mainz zurück. Aus Groß-Monra bei Weimar, aus dem Hause seiner Braut, schrieb er dann im November einen Brief, worin jene Scene noch nachklang:

„Mein lieber, guter, alter Levin! Der wievielte October war's doch? — Ich hatte Dich in meinem Pelz an die Abfahrtsbrücke begleitet, die Prinzessin Marianne machte majestätisch ihren Bogen und zog dann rasch herunter nach Geisenheim und der Lurlei und unserem lieben Unkel. Du standest in der Nähe des Steuers, ich sah dir lange, lange nach, länger, als du vielleicht gedacht hast, mir war ungeheuer trüb zu Muthe. Ich habe dich sehr, sehr lieb, Levin! Unser jetziges Zusammegsein hatte

uns erst recht verbunden, so mancher verwandte Ton in uns war erst jetzt angeschlagen, wir hatten uns in dem kleinlichen, miserablen Literaturtreiben von Mainz und Frankfurt als ein paar stolze Einsiedler an's Herz gedrückt, und ich war weich genug gewesen, mir die Thränen des Zornes und der Wehmuth, die mir das Unwesen eines Abends entpreßte, von deinem Freundesmund fortküssen zu lassen. Sieh', dergleichen Situationen binden für's Leben! Hätt' ich dich nicht schon früher unendlich lieb gehabt, so hätt' ich's jetzt, das fühlt' ich recht, zu Mainz auf der Brücke, als ich dir nachsah trüb und beklommen. Ich kam mir so einsam vor, so verlassen; ein Stück Herz war mir fortgerissen, ich war recht, recht traurig!"

Aus dieser elegischen Stimmung — sie hatte sich in Mainz schon Morgens im Dom Luft gemacht, den wir besucht hatten, und wo Freiligrath vor einer alten Darstellung der Grablegung mit plumpen, aber in ihren kindlichen Kunstformen zum Herzen sprechenden Gestalten in Thränen der Rührung ausgebrochen war — aus dieser elegischen Stimmung ging der Brief jedoch bald in eine heitere Beschreibung seiner Reiseerlebnisse und die be-

geistertste Schilderung seines überströmenden jungen Liebesglückes über.

Unser Briefwechsel aber litt wenig unter diesem; und wenn ich jetzt wieder diesen hohen Stoß vergilbter Blätter seiner klaren und schönen Handschrift durchsehe, möchte ich jedes einzelne der Welt kund machen als ein rührendes Zeugniß, daß nie ein wärmeres, edleres Herz in einer treueren reineren Natur und einer redlicheren Mannesbrust schlug als in der des jüngst dahin gegangenen Dichters. Seine Seele war so rein und lauter, von jeder schlechten menschlichen Beimischung und kleinlichen Schwäche frei wie ein Tropfen Morgenthaus, der an einem Laubblatte im freien Walde hängt. Er hatte nicht viel scharfe Menschenkenntniß, just nicht viel Einsicht in die tieferen Bedingungen, unter denen die politischen und socialen Bildungen der Völker sich vollziehen. Und wenn seine „rothe Demokratie“ auch nur der Widerschein einer großen und in ihrer Innigkeit seltenen Menschenliebe war, so bewies eine revolutionäre Gewaltsamkeit, die in manchem seiner Gedichte tobt, doch nur einen ganz auffallenden Mangel an Einsicht in die historischen Gesetze, wonach die Entwickelung der Menschheit nur sehr allmälig und langsam weiter

schreitet und den kakodämonischen unterwühlenden Mächten die eudämonische Gewalt und Zucht entgegengesetzt werden muß, ohne welche die Gesellschaft eine Räuberbande wird. Aber es war eben die überströmende Fülle seines Herzens, die ihn fortriß. Wenn er der Unterdrückten, Leidenden, Armen Elend sah, so empörte sich dies brave und tapfere Herz; „der Menschheit ganzer Jammer" faßte ihn an, und als Poet, dem nur das Unmittelbare gilt, griff er zu dem, was er für das drastische Heilmittel hielt. Und da ihn der kindliche Zug seiner Natur nicht verließ, war er dann wie einst König Chlodwig, der große Merowinger, der bei der Erzählung, wie die Juden den Heiland gekreuzigt, ausrief: Ah si j'y avais été avec mes Francs! Das aber war das Schöne in seiner Natur, daß ihr jeder kleine Zug, jeder Hauch jener Affeneitelkeit, wie sie nur zu oft neben rasch aufgeblühtem Ruhme emporwuchert, fremd und fern blieb; daß kein Augenblick in seinem Leben gewesen ist, wo er nicht „voll guten Willens" war; und wenn der Satz war ist:

Wo fängt das Unrecht eigentlich an?
Wo Einer dem Andern wehe gethan —

so ist sicherlich Ferdinand Freiligrath aus dem Leben geschieden, ohne je Unrecht gethan zu haben.

Gewiß, könnte ich die Blätter, von denen ich rede, veröffentlichen, sie würden zeigen, daß nie die große Sonne der Poesie sich in einer reineren Menschennatur gespiegelt hat. Aber sie sind so durchflochten von Beziehungen auf Persönlichkeiten, Besprechungen gemeinsamer Interessen, Hinweisungen auf gemeinsame Lebensereignisse, daß sie sich dem Verständniß Fremder entziehen; ich will nur eines mit Weglassung der warmblütigen Ausdrücke seiner Freundschaft, die den Anfang bilden, hier noch folgen lassen; es ist schon aus Darmstadt geschrieben, wohin Freiligrath nach seiner Verheirathung im Frühjahr 1841 gezogen war:

„O unser liebes, stilles, abgeschiedenes Moor- und Eichen- und Haideland! Mir geht das Herz auf, wenn ich daran denke — an die eingehegten friedlichen Gehöfte, an die grauen verwitterten Rococostädte auf dem platten Lande, an die einsamen grasbewachsenen Wallgräben unter ihren Ringmauern, an das Kreuz am Wege — ach, an Alles, Alles das! — Da ist's still, da ist's friedlich, da saust kein Dampfschiff und da stöhnt keine Eisenbahn, da kann man sinnen und träumen und das Auge in dem schönen Wahnsinn rollen lassen, den unser altes ver-

schlossenes Geschlecht mehr vielleicht als irgend ein anderer deutscher Volksstamm schon der Verwandtschaft wegen mit den Briten gemein hat. — Wahrhaftig, ich glaube immer noch, daß ich später einmal nach Westfalen zurückkehre und in der Ruhe des Landes oder einer ländlichen Stadt, meinetwegen mit Gras auf den Straßen, mein Lebensepos, meinen Childe Harold vollende. Herr Gott, Kerl, das Leben ist doch das einzige wahrhafte Gedicht! Geboren werden und Kind sein und am Mund der Mutter hangen und sterben sehen und weinen, lachen, lieben, glücklich und unglücklich machen, Ebbe und Fluth im Inneren und Aeußeren, gebrochene Herzen und Traualtäre — alles das und mehr noch, ist's nicht das famoseste Gedicht, was aufkommen kann? Ich will sehen, was ich zurecht schneide! Das Leben eines Poeten, poetisch gefaßt, muß was Excellentes werden und ist noch nicht dagewesen. Denn Byron giebt nur Theile seines fahrenden Ich, und selbst denen fehlt der Abschluß, die Versöhnung! — Und auch die mein' ich gefunden zu haben — Gott Lob!

„Aber wohin gerath' ich? — Ich wollte dir ja nur sagen, daß du mir unendlich lieb bist und in Gesellschaft Schlicki pictoris bald kommen sollst. Denn auch dieser

westfälische störrische ‚Distelirer‘ (du wirst von ‚Destillirer‘, zu unterscheiden wissen) ist ein prächtiger Kerl, und wir drei müssen jedenfalls beisammen sein, wenn wir unseren heimathlichen Strich (ich meine Strich Landes und keineswegs den westfälischen Strich oder Sparren, von dem Immermann einmal mir redete) in allen seinen Richtungen zu Darmstadt vertreten wollen. Pack' ihn ja auf zu Unkel und laß ihn dich mit einem prächtigen Menschen, C. K., jetzt zu Köln, früher im Brohlthal, bekannt machen, den ich sehr liebe und den auch du lieb gewinnen wirst. Ich hab' ihn und seine Schwester Anfangs Juli mit meiner Frau auf seinem alten Thalschlosse besucht und (da ich nicht nach Unkel mochte) Schlickum auch dahin beschieden. Wir haben ein paar herrliche Tage im Thal und am Laacher See mit einander verlebt. — Besuche doch auch Simrock (in Bonn oder auf dem Menzenberg), ehe du hierher kommst. Der Sappermenter antwortet mir in seiner gewöhnlichen altdeutschen Faulheit gar nicht einmal auf meine Einladung zur Britannia. 's ist aber doch ein lieber Kerl, eine rechte Kernnatur. Wasch' ihm übrigens den Kopf.

„Von meinen Büchern bring' mir vor allen Dingen

den Simplicissimus mit, mich verlangt nach seiner Derbheit. Von deinen eigenen vergiß das in Coblenz acquirirte Lord Byron and some of his contemporaries von Leigh Hunt nicht, es kann uns bei der Britannia wesentliche Dienste leisten, und ich habe kein Geld, es mir jetzt anzuschaffen. Darum sei freundlichst gebeten! Hast du vielleicht den Macbeth Delii erhalten und meinen Wunsch, eine kleine Beurtheilung des Büchleins zu schreiben, erfüllt? Bejahenden Falls schicke mir das Manuscript umgehend oder wenigstens recht bald, da mir sehr darum zu thun ist, Vorrath zu haben. — Was hat der lasterhafte Erotiker Kleucker denn zu Kostnitz für ein Concil abzuhalten? O Prudens, Prudentissime! — Ad vocem meines Lateins: in meinem vorigen Briefe steht: odiendum für adeundum! So sagt' ich einmal als Pennal, als wir beim alten Möbius mündlich aus dem Griechischen in's Lateinische vertirten: davit für dedit. Ueber diesen König in Israel ist viel gelacht worden.

„Die jetzigen Detmolder Gymnasiasten sind vorgestern altdeutsch im Federbarett zum Hermann hinaufgezogen. Unterdessen ist Herwegh zu Zürich, ‚lebendig‘. Ein famoser Kerl, aber die politische Poesie, insofern sie eine

diplomatische ist, taugt eben nichts und ist von der patriotisch-politischen wohl zu distinguiren. Die Poesie soll sich eben an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Dreck und Schund unseres kläglichen, miserablen Menschen- und Staatslebens zu schaffen haben. Meine Kameele und Neger sind nun freilich, Gott sei's geklagt, auch just nichts Ewiges und Bleibendes, an dem man sich in die Höhe ranken könnte, aber wenn mir der liebe Gott nur etwas mehr freien Odem, und ein gut Theil weniger Sorgen giebt, als ich jetzt habe, so denk' ich noch, was Tüchtiges zu leisten. Für's Erste muß ich aber noch in diesem materiellen Druck, in diesem Kampf mit den Verhältnissen drin sitzen, dann wird die Geschichte nachher um so famoser.

„Meine Ida grüßt und läßt sich für deine Grüße bedanken. Ihre Uebersetzungen sind gut, nicht wahr? Wir werden Beide mit der Hemans in der Britannia debütiren. Da hast du noch ein Lied der Felicia, von mir übersetzt:

Der Krieger zog auf's Meer hinaus
Zu Gefecht und Bannerweh'n —
Das Mädchen blieb im sonn'gen Haus,
In der Heimath still und schön.

Seine Stimm' erscholl bei Schwert und Spieß,
In des Handgemenges Staub —
Ihr Wandeln war durch Blumen süß
Und ihr Sitz im Rebenlaub.
Seine Lanze barst und sein Visir,
Um sein Haar floß Blut und Schaum; —
Die Brust indeß zu fächeln ihr,
Weht' ein Sonnenlüftchen kaum.
Doch kehrt' er wieder auf der Fluth;
Schwert und Pfeil — was focht ihn an?
Sie aber starb, wie die Rose thut,
Die ein Hauch schon tödten kann.
Wie die Rose stirbt, wenn der Sturm sie faßt,
Der da heult so dumpf und hohl —
In ihr sonnig Haus trat der Tod als Gast —
O, wie fand er dort sie wohl?

„Ist die Schlußwendung nicht superb? Ich war wie verzaubert, als ich das Ding zuerst las! — Vale, lieber Kleucker! — Dies ist nun wohl der letzte Brief, den ich dir vor deinem Kommen schreibe — werd' ich von dir noch einen kriegen? Adieu, Alter! — In allen Wegen

dein Freiligrath."

V.

In die heimischen Kreise zurückgekehrt, hatt' ich diese durch eine interessante Erscheinung vermehrt gefunden. Als

Gast Annettens, dieser von einem früheren Aufenthalt in Bonn her befreundet, weilte auf Rüschhaus Adele Schopenhauer, die Schwester des berühmten Philosophen. Sie war eine merkwürdige Erscheinung, diese begabte und liebenswürdige Trägerin eines berühmten Namens, der damals jedoch allen Glanz erst von der Mutter Johanna erhalten; denn um Arthur und seine Philosophie kümmerte sich damals noch Niemand in der Welt, und selbst die Schwester nicht viel, nach deren schonenden Andeutungen des Bruders Charakter nicht viel Anziehendes und Verträgliches haben mußte. Was nun diese selbst anging, so waren die Grazien von ihrer Wiege in einer wahrhaft empörenden Entfernung geblieben; die große knochige Gestalt trug einen Kopf von ungewöhnlicher Häßlichkeit, der nicht im Mindesten an den des Philosophen erinnerte, sondern in ganz eigener Weise Victor Hugos großes Wort „Le laid, c'est le beau“ zu bestätigen gewußt hatte; er war rund wie ein Apfel, er wäre vom Typus der Tataren gewesen, wenn er in seiner eigensinnigen Originalität nicht jedes Typus gespottet hätte. Aber ein Paar ernste treue Frauenaugen leuchteten aus diesem Kopf, und Niemand konnte sie kennen lernen, ohne sich bald von ihr angezogen

zu fühlen, von einem Charakter von seltener anspruchsloser Tüchtigkeit und einer Bildung von ganz ungewöhnlicher Gründlichkeit und überraschendem Umfang. Sie hatte ihre Jugend in Weimar verlebt, beständig im Goethe'schen Hause verkehrt, war die vertraute Freundin von Goethes Schwiegertochter Ottilie: bei ihrem Erzählen und Mittheilen davon wehte etwas von der Luft, in der die großen Gedanken des Olympiers zu Gestalt und Leben gediehen, in das Entresolzimmerchen eines westfälischen Gehöfts. Adele Schopenhauer war nicht genial, aber sie besaß eine Menge Talente; sie zeichnete und malte und schnitt die reizendsten Bildchen aus; eine Zeichnung, die sie Annette von Droste und mir widmete, und auf der zwei Kinder einen geflügelten, ihnen entschwebenden Stern haschen wollen, besitze ich als ein Andenken an dieses Talent, dem sie doch wegen ihrer Kränklichkeit bald entsagen mußte. Es wurde ihr vom Arzt verboten, zu malen, und sie griff nun zur Feder. Sie schrieb zuerst „Haus-, Wald- und Feldmärchen“ (Leipzig, 1844), die gefielen; dann einen Roman „Anna“ (Leipzig, 1845), in welchem Geist und Gemüth doch nicht den Mangel ursprünglicher Gestaltungskraft ersetzen.

Sie ist dann später mit Frau Mertens-Schaffhausen, einer anderen Freundin von Annette von Droste, einer in den Rheinlanden wegen ihrer Originalität, ihres Reichthums, und ihres für eine Frau seltsamen wissenschaftlichen Eifers für archäologische und Kunstforschungen bekannten Dame, nach Italien gegangen, wo sie mehrere Jahre verlebte; und im Jahre 1847 sah ich sie in Bonn wieder, beschäftigt mit dem Plane eines großen Reisewerks in der Art, wie es später Dr. Gsell-Fels ausführte; in Bonn im August 1849 ist sie auch gestorben — fremd und fern dem damals in Frankfurt lebenden Bruder, diesem wunderlichen Weltweisen, der es vorzog, seine absolute und am Ende doch ein wenig herzbeklemmende Einsamkeit in der Welt mit einem Pudel zu theilen statt mit einer geist- und gemüthreichen und am Ende ihres Lebens der Pflege und Theilnahme bedürfenden Schwester. —

Ich würde den geneigten Leser mit der Geschichte meiner Arbeiten aus dieser Zeit verschonen, wenn ich nicht des Antheils erwähnen müßte, den Annette von Dorste daran nahm. Zunächst galt es in jenem Winter von 1840 und 1841 möglichst schnell das Buch über Westfalen herzustellen; und in der That, ich hätte diese Auf-

gabe nicht lösen können ohne die lebhafte Theilnahme Annettens daran. Das Land nach allen Richtungen hin zu durchziehen, um noch unbekannte Striche aus eigener Anschauung kennen zu lernen, dazu war nicht die Zeit gelassen, auch begann der Winter es unmöglich zu machen. Hier half eben Annette; sie kannte von früheren Aufenthalten auf Gütern der Verwandten jene Punkte, und so schrieb sie mit ihrer kleinen, oft mikroskopisch feinen Hand ganze Blättlein dazu, die in der Abschrift ganze Bogen wurden. Dann gab sie den Sagen- und historischen Stoffen, welche sich dazu zu eignen schienen, mit ihrer unvergleichlichen Leichtigkeit der Production die poetische Form, in welcher diese Bearbeitungen später in ihren Gedichten erschienen sind. Und so kann man das Buch entstanden nennen aus einer Zusammenarbeit von Freiligrath, dem freilich nur die erste Lieferung angehört, Annette von Droste und mir.

Diese werkthätige Theilnahme Annettens setzte sich fort für meine nächsten Arbeiten. Sie besaß unter ihren wenigen Büchern, die aus einigen alten Schweinsleder-Bänden bestanden, eines, betitelt: Het Treur-Tooneel der doorluchtige Mannen onser Eeuwe, waerop den val der

grooten levendigh vertoont wordt. t'Amsteldam 1650. Aus dieser Fundgrube von Geschichten abenteuerlicher und leidenschaftlicher Natur, wie sie den Geist des 17. Jahrhunderts charakterisiren, entnahm ich das Motiv einer Erzählung, „Der Familienschild," welche in zwei Abtheilungen im Cotta'schen Morgenblatt erschien. Von dieser Arbeit schrieb sie ein beträchtliches Stück des zweiten Theils — ich kann jetzt selbst nicht mehr meine geringen, zur Abrundung hinzugefügten Zuthaten von dem, was sie verfaßt, unterscheiden; und als ich alsdann einen Roman zu schreiben unternahm, der unter dem Titel „Eine dunkle That" (Leipzig, 1846) erschienen ist, fügte sie ihm die reizende Schilderung eines Stiftsfräuleins in ihrem alten Curiengebäude ein, die etwa von Seite 63 bis 100 dieses Buches reicht. Ihr Gedicht „Meister Gerhard, ein Notturno," entstand dann, um als Beisteuer zu jener Romantik zu dienen, die mir die Idee der Vollendung des Kölner Doms entlockte, und die ich als die schlimmste der literarischen Jugendsünden einer verhängnißvollen Schaffenslust betrachte. Solch ein jugendliches Gemüth ist ja wie ein neuangelegter Brunnen. Es muß erst viel, viel ungenießbares Wasser abfließen, bevor die Quelle sich abgeklärt hat.

Und wenn ich auf jene Zeit zurückblicke, ist mir, als ob sie überhaupt an einem Mangel an Abklärung, einem wunderlichen Durcheinanderströmen romantischer und moderner Strebungen und Anschauungen, feudaler Restaurationen und erhitzter Zukunftsgedanken gelitten habe, einer Vermengung teutonischer Ernsthaftigkeit und französischen Esprits, die von unserer praktischer und phlegmatischer gewordenen Zeit überwunden ist. Oder war Alles das am Ende nur in mir selber vorhanden? —

Am Bodensee.

Ich fahre in meinen Erinnerungen fort — mitten in einem neu aufblühenden sonnigen Frühling und der üppigen grünen Lenzesfülle, die mein einsames Haus umgiebt, fahre ich fort, die Gedanken an Todtes und Geschwundenes zu heften und die Bilder weit entrückter oder längst dahingegangener Gestalten vor mir heraufzurufen. Es ist eben ein unwiderstehlicher Drang in uns, das Flüchtige dauernd zu machen und das Hinschwindende wenigstens im Gedanken festzuhalten; wir fühlen Alle eine innere Empörung gegen das Gesetz der Vergänglichkeit dessen, was uns theuer war, und fühlen dies Gesetz gerade so grausam und unserem inneren Wesen widersprechend wie das abscheuliche Gesetz des Todes, der nur zu oft der Menschen Leben endet, als sei dies die Erfindung eines schlechten

Romanschreibers, welcher seine Figuren umbringt, weil er nicht weiß, was weiter mit ihnen machen. Das erste Recht des Lebenden ist eben zu leben. In jenem Drange aber errichtet man Denksäulen verdienter Männer, hängt große Bilder bedeutungsvoller Ereignisse in Museen auf, erzählt den Enkeln von der Welt von einst, hütet wie kleine Schätze allerlei Briefblätter, Sträuße und Andenken oder — schreibt gar seine Lebenserinnerungen und fängt mit allemdem doch nur Wasser mit den Händen! Der Strom der Zeit rauscht weiter und weiter von dem Gewesenen fort und reißt die Gedanken der Menschen mit sich; die jüngere Generation versteht schon die voraufgegangene ältere nicht mehr und die jüngste kennt sie nicht mehr!

Wenn ich auch mit einer bewundernswürdigen Sorglosigkeit in den Tag hineinlebte in jener Zeit, von der ich erzählt habe, so wurde mir das Leben darum doch gerade nicht leicht. Es war eine schwere Aufgabe, von der Literatur leben um die Zeit von 1840. Bücher hat man ja nie gekauft in Deutschland — es gehörten damals gar Jahre dazu, bis von Immermanns Münchhausen 400 Exemplare abgesetzt waren — aber damals kaufte man auch keine Journale und keine Zeitungen. Heine

rühmt in seinen Briefen aus Berlin (1822) dem Gubitz'schen „Gesellschafter“ nach, er habe es als das beste und gehaltreichste Blatt Deutschlands zu einem Absatz von 1500 Exemplaren gebracht; 1840 war das Cotta'sche Morgenblatt jedenfalls das vornehmste und bestredigirte; aber selbst unter der Leitung Hermann Hauffs, des geistreichen und gelehrten Bruders von Wilhelm Hauff, hat es dies Journal, ich glaube, nie zu 2000 Abonnenten gebracht! Die Honorare waren demgemäß äußerst schwach. Unter diesen Umständen durfte man nicht bettelstolz und arbeitscheu, nicht wählig und eigensinnig sein und sich darauf versteifen, blos seinem „inneren Genius“ gehorchen und nur das schreiben und schaffen zu wollen, wozu man Drang und Stachel in sich fühlte; man mußte das begeisterte Ergriffensein von irgend einem Stoffe, einem Gedanken in sich zu beherrschen wissen, um, wenn Herr von Cotta dazu aufforderte, Briefe für die allgemeine Zeitung oder Correspondenzen für das Morgenblatt zu schreiben. Es wäre thöricht, solche Lohnarbeit des Schriftstellers entwürdigend nennen zu wollen. Um leben zu können, sind Uechtritz und Immermann Landgerichtsräthe gewesen, und ein Dutzend Andere haben sich in Staatsämtern mit der

Lohnarbeit in ihren Acten geplagt; Grillparzer hat viel dichterische Weihestunden seinen Archivalien opfern müssen und Platen Rekruten exercirt; wie viele gepriesene Männer sind aus dem Staub und Qualm dumpfer Schulstuben oder Auditorien, worin sie sich mit einer stumpfsinnigen und hartköpfigen Jugend abzuplacken hatten, „Abends auf den Helikon“ gestiegen! Selbst Schiller hat sich der bestellten Lohnarbeit unterziehen müssen, und was Lessing in dieser Beziehung geleistet, darüber unterrichtet Simes uns. „Ich dien',“ ist heute noch auf dem Wappenschilde des Prinzen von Wales zu lesen — einst war es der Wahlspruch, worin der Geist des Ritterthums sich zusammenfaßte —, und ich habe damals, wenn ich einem Verleger oder Redacteur diente, meine Sofier nicht viel schlimmer gefunden, als mancher mittelalterige Lehnsherr auch sein mochte. Mit solcher Fügsamkeit, gesellt zu jugendlichem Gott- und Selbstvertrauen, ließ sich das Leben denn so gestalten, daß seine Sorgen nichts unmittelbar Hemmendes und Störendes haben konnten. In der blauen Nebelferne der Zukunft sah ich zwar weder goldene Berge, noch setzte ich mir große Ziele des Ehrgeizes, „des Schweißes der Edlen werth“; aber ich lebte wohlgemuth

in die Zukunft hinein, mit Selbstvergessenheit dem objectiven Stoff, der mich beschäftigte, hingegeben mit jenem Mangel — oder mit jenem Uebermaß? — an Sehsucht eines richtigen Westfalen, der von der Welt nichts verlangt, aber auch nicht von ihr gestört sein will. Die Stunden der Nachmittage wurden auf langen einsamen Spaziergängen durch die der Stadt zunächst liegenden Wälder zugebracht, die Abende im kleinen Zimmer bei der Studirlampe mit der Aufgabe, irgend eine Begeisterung in Vers und Reim zu bringen, ein Drama aufzubauen, irgend ein neues Buch zu verschlingen. Darüber vergaß ich die Welt und ihre Bedingungen. Ein Mal in der Woche kam die alte Botenfrau und brachte einen Brief, ein Packet mit durchlesenen Büchern von Annette von Droste, worauf ich durch eine Sendung von neuen antwortete; ein Mal in jeder Woche auch, am Dienstage, wanderte ich nach Tisch zu ihr hinaus, über Ackerkämpe, kleine Haiden und durch ein Gehölz, an dessen Ende ich oft ihre zierliche kleine Gestalt wahrnahm, wie sie ihre blonden Locken ohne Kopfbedeckung dem Spiel des Windes überließ, auf einer alten Holzbank saß und mit ihrem Fernrohr nach dem Kommenden ausblickte. Ich wurde dann zunächst in ihrem Entresol-

zimmerchen mit dem klassischen westfälischen Kaffee gelabt, ein Teller mit Obst stand im Sommer und Herbst daneben — eine kleine Streiferei in der nächsten buschreichen Umgebung des Hauses wurde dann gemacht; zu dem ihrem Bruder gehörenden alten Hause Schenking z. B., wo von der Pächterin ein frisches Gänseei requirirt wurde, das Annette mit einem verwegen starken Zusatz von Zucker zu einem vortrefflichen Crème verarbeitete und das verzehrt wurde im Schatten irgend einer alten Wallhecke oder Eichengruppe. Sie führte dabei zumeist ihren leichten Berghammer bei sich, und wir kehrten selten heim, ohne daß mir alle Taschen von allerlei Kieseln und Feuersteinen und anderen Raritäten gestarrt hätten — aber ich erinnere mich nicht, daß eines dieser kostbaren Dinge je zu etwas Anderem gedient hätte, als später genauer gemustert und wieder zum Fenster hinausgeworfen zu werden. Wenn schlechtes Wetter oder gar Winterschnee diese Streifereien unmöglich machten, flossen die Stunden nicht minder darum mit Windeseile vorüber, verplaudert in dem stillen Stübchen, das Annette ihr „Schneckenhäuschen“ nannte und das so bürgerlich schlicht eingerichtet war wie möglich. „Ein Instrument,“ so schildert eine Freundin Annettens

sehr gut den Raum, „noch aus der Kindheit des Clavierbaues stammend, das wegen seines leisen Harfentones sich besonders zur Begleitung des Gesanges eignete und deshalb von der Dichterin sehr geliebt wurde, stand neben einem großen häßlichen Sopha und einem unpolirten Tische; auf demselben befanden sich stets mehrere Porzellanschalen mit frisch gepflückten Feldblumen und Haidekräutern. Ein Schreibzeug hatte kümmerlich zwischen ihnen Raum; Briefcouverts und Papierschnitzel lagen daneben, um zu Concepten für die herrlichen tiefsinnigen Gedichte verwendet zu werden. Mit völlig unleserlichen kleinen eigensinnigen Buchstaben wurden diese niedergekritzelt, eine Runenschrift, die von der Schreiberin selbst kaum entziffert werden konnte. Auf dem großen schwarzen Sopha pflegte sie mit untergeschlagenen Füßen zu sitzen, um abwechselnd zu träumen, zu dichten und zu schreiben. Wenn ein Besuch zu den Auserwählten ihres engen Kreises gehörte, also die Hausgeister der Behaglichkeit und Zutraulichkeit nicht verscheuchte, blieb sie ihrer kauernden Stellung getreu, und man durfte sich am Fußende des großen Sophas ebenfalls bequem einrichten, um ein unvergleichliches Plauderstündchen mit ihr zu feiern. Man mußte immer wieder von Neuem mit

einem Gemisch von Staunen, Bewunderung, Ergötzen und liebender Verehrung in ihr merkwürdiges Sibyllenantlitz schauen. Schon hatte das nahende Alter seine Netzlinien in die feine Haut gezogen; aber das goldene Haar glänzte noch ohne Silberfäden, und das blaue Nixenauge, das in die Geisterwelt hinüberzusehen schien, hatte noch jugendlichen Glanz." — Es wurde bei unseren Plaudereien Abend, es wurde Nacht, und nun wiederholte sich oft ein Phänomen, welches etwas vom Reiz des Spukhaften hatte. Unter dem Zimmer von Annette befand sich das Gesindezimmer, worin in den Abendstunden die Beschließerin und die Hausmagd ihre Spinnräder drehten, während Hermann, der Knecht, und Trimm, der schwarze zottige Hausköter, ihnen Gesellschaft leisteten. Das Schnurren der Räder, das Wechseln der Stimmen war den ganzen Abend hindurch in dem darüber liegenden Zimmer deutlich vernehmbar. Gegen sieben Uhr verstummte es, die Leute nahmen ihre Abendmahlzeit ein und rüsteten sich dann, zur Ruhe zu gehen — aber seltsam, wenn sie längst sich zurückgezogen hatten, wenn nach und nach eine immer tiefere Stille, ein lautloses Schweigen in die Räume eingezogen war, begann das Räderschnurren, das dumpfe Stimmenwechseln von

Neuem — zumeist von uns unbeachtet, weil eben das Geräusch ein so gewohntes, vertrautes war, bis die Seltsamkeit der Erscheinung plötzlich dem Einen oder Anderen von uns auffiel, auch wohl eine da unten vorgenommene Untersuchung Alles wieder todtenstill machte und uns unsere „Gehörhallucination" zeigte.

Annette von Droste erzählte sehr gern und erzählte vortrefflich, und wie es bei zwei Leuten, welche von der Natur mit einem bedeutenden Organ für das Wunderbare heimgesucht waren, natürlich, wandten sich diese Erzählungen nicht selten allerlei Geschichten aus dem Gebiet des Visionären und der Geisterwelt zu, und hatte einen um so größeren Reiz, weil wir Beide, Zuhörer wie Erzählerin, uns selber nicht recht im Klaren darüber waren, ob wir an die Wahrheit und Wirklichkeit dieser Erscheinungen und Thatsachen aufrichtig glaubten oder nicht; es war diesen Dingen gegenüber eine Gemüthsstimmung, ein Glaube in uns, der einer jener Weiherblumen glich, die darum nicht weniger berauschend duften, weil sie nicht im festen Boden wurzeln, sondern mit ihren zarten gebrechlichen Fäden tief im beweglichen und schwankenden Grunde des Wassers. Der Wunderglaube, genährt durch unzählige Geschichten

von Vorgeschichten und second sight-Erlebnissen, gehört jedenfalls einmal zu den Besonderheiten des heimischen Stammescharakters — und es hat mich noch jüngst gefreut, in einer großen Gesellschaft inmitten einer geräuschvollen Weltstadt, in einen stillen Plauderwinkel zurückgezogen, darüber die rührendsten Geständnisse tauschen zu können mit dem größten plastisch bildenden Künstler, den Westfalen hervorgebracht hat, und in dessen Phantasie aus der Jugendzeit Phänomene und seltsame Mären haften geblieben waren, genug, um ein ganzes Buch zu füllen.

Wovon aber niemals zwischen uns die Rede war, das ist der religiöse Glaube oder gar kirchliche Fragen. Annette klammerte sich, wie es ihr „geistliches Jahr" beweist, mit einer krankhaften Seelenangst vor den schwindelerregenden Abgründen, die die Skepsis vor uns aufreißt, an den kirchlichen Glauben an, weil sie seiner bedurfte, und war überzeugt, daß die Welt seiner bedürfe. Aber sie scheute es, dem Glaubensstoff selber mit forschenden Blicken und kritischem Auge nahe zu treten; sie sprach nicht davon, sie ließ es ruhig zu, daß ich mich damals in Strauß' Leben Jesu vertiefte, sie ließ Jedem seine Meinung, so lange diese nur mit Pietät gegen den Glauben der Väter sich vertrug

— so lange war ihr Jude, Türke und Christ völlig gleich und jedes religiöse Thema ein noli me tangere. Auch hat sie sich nie auch nur eine Minute lang einer Sorge um mein Schicksal in der anderen Welt hingegeben — weit mehr der um mein Schicksal in dieser und um meine Unbekümmertheit, was die Erringung irgend einer Stellung, das Eintreten in irgend eine bestimmte Laufbahn anging.

Ich muß hier nachholen, daß ich etwa im Jahre 1838 mich vorschriftsmäßig mit einer Immediateingabe an den König Friedrich Wilhelm III. gewendet und die Bitte um die Erlaubniß vorgetragen hatte, nachdem das Schicksal mir die Heimstätte im hannoverschen Nordwestfalen geraubt, jetzt, als einer alten Familie des Münsterlandes angehörig, auch hier bei einem preußischen Obergericht mich zum juristischen Examen melden und in den preußischen Justizdienst treten zu dürfen. Aber — natürlich auf den Bericht der Behörden — schlug mir ein blaues Cabinetsschreiben meine demüthige Bitte kurzweg ab. Ich war ja kein preußisches Landeskind, ich war ein Fremder! Die guten Behörden! Sie selber waren seit 1814 in unserem Lande, von dem sie nicht gerade sehnsüchtig herbeigerufen worden, etablirt; ich konnte schwarz auf weiß oder besser

auf gelb, auf gutem gelben Pergament, beweisen, daß allermindestens seit dem 13. Jahrhundert meine Vorfahren*) im Lande gesessen; trotzdem war ich der Fremde und konnte deshalb nicht zugelassen werden in den magistralen, vielleicht mit Pommern, Schlesiern und Lausitzern gemischten Kreis um den grünen Tisch im alten Stammlande meines Geschlechts. Wie schon gesagt, es kränkte mich nicht sehr, und seitdem danke ich Gott, daß es so gekommen; aber es hat mir doch einen tiefen Eindruck insoweit hinterlassen, als mir seitdem mit der Vorstellung von irgend einem Gesuch an ein Organ der regierenden Gewalt sich auch die Vorstellung von einem abweisenden Bescheide, einer gründlich abschlägigen Antwort, verbindet. Die jetzige Generation ist glücklicher darin, scheint es, wie denn ja auch so Vieles besser geworden; ich selber habe jedoch keine Gelegenheit gehabt, Erfahrungen darüber zu machen!

Wie gesagt, der blaue Cabinetsbrief kränkte Annette von Droste mehr als mich. Aber allmälig, nach mehrerer

*) Der Name derselben findet sich zuerst in dem „Goldenen Buche“ der im 9. Jahrh. gegründeten, auch durch ein anderes niederdeutsches Sprachdenkmal, das Heberegister, berühmten Abtei Freckenhorst.

Jahre Verlauf, wo unterdeß keine andere bürgerliche Laufbahn ihre glückverheißenden Thore vor mir erschlossen — um so weniger, als ich auch seit jener Zurückweisung an keine mehr angeklopft — war sie mit der Lage der Dinge ausgesöhnt oder darein ergeben, wenn sie in ihrer mütterlichen Sorglichkeit auch in eine furchtbar ungewisse und mit schwerer Lebensmühe verbundene Zukunft für mich blickte. Und darin hatte sie ja leider um so mehr Recht, als wir 1840 schrieben und noch inmitten jener schönen Zeit standen, wo in dem großen wohlgepflegten Garten des Gesammtlebens der Nation der Schriftsteller von oben her als eine Art Unkraut betrachtet wurde, das entweder unnütz oder geradezu schädlich, die reine böse Nessel war; wo in den herrschenden Regionen der lebenden Literatur gegenüber eine Art zu empfinden vorwaltete, welche so offenherzig jener bureaukratische Jubelgreis aussprach, dem seine Bureaubeamten zu seiner Feier ein schön auf Seide gedrucktes Gedicht überreichten und der darauf erwiderte: „Wollen Sie mir das nicht schriftlich einreichen?“ Wo also nicht daran zu denken war, daß der unzünftige, keine wissenschaftlichen Ziele verfolgende, der unabhängig seiner Natur und Anschauungsweise treu bleibende Schriftsteller es jemals

zu einer Stellung bringen oder auf einen grünen Zweig kommen werde. Ob diese Sorte Menschen, die freilich in ihren Dramen, in ihren Gedichten und in ihren Romanen, in ihren Essays und in ihren Zeitungsartikeln der allgemeinen Stimmung ihren Ton, der Gedankenströmung der Zeit ihre Farbe und dem nationalen Leben viel von seinem Inhalt gaben oder, wenn dies zu viel gesagt ist, doch ihn zum Bewußtsein brachten, ob sie hungerten oder dürsteten, ob sie starben oder verdarben, war den ausschließlich herrschenden Klassen vollständig einerlei; da, wo ihre Opposition zu laut, ihr Einfluß zu offenbar, ihre Wirkung zu sichtbar, der Widerhall ihres Wortes zu vernehmlich wurde, jagte man sie fort und über die Grenze; man warf sie zur Thür hinaus und trieb dies so lange, bis sich endlich in den Asylen solcher Verbannten, namentlich in Paris, eine Gesellschaft zusammenfand, welche Physiognomien von der rührendsten Harmlosigkeit, Menschen von der anstößigsten Bescheidenheit ihrer politischen und socialen Ideale aufwies, aber lauter Verfolgte und Verfehmte. Das hielt sie nicht ab, von jenseits der Grenzen aus auf die öffentliche Meinung daheim zu wirken und die Regierungen dann zu Gegenmaßregeln zu stacheln; diese

armen Regierungen, welche ihres Lebens nicht mehr froh wurden, ganz so wie bei Dickens die vielgeplagte Mistreß Soundso in ihrem Kampfe mit den „Donkeys“. Und wenn heute das lächerliche Bemühen, den Volksgeist mundtodt zu machen, dem vernünftigeren Bestreben gewichen ist, dem Volksgeist und seinen nationalen Forderungen gerecht zu werden, so sind wir doch noch ziemlich entfernt von der würdigeren Art und Weise den Schriftsteller zu betten, womit andere Nationen uns beschämen sollten. Wir sind ein Volk von „Dichtern und Denkern“, das heißt im großen Ganzen ein Volk, an dessen Wiege als brave Tanten viel achtbare Tugenden, aber nicht als liebliche Schwestern die Grazien gestanden haben; und so viel Idealismus in einzelnen Köpfen bei uns herrschen mag und so stolz wir auf unseren Idealismus sein mögen — im großen Ganzen herrscht der Idealismus bei uns unendlich weniger als bei den Italienern, diesen Erstgeborenen der modernen Cultur, diesen Erben hoher Civilisationsgedanken; als bei den Franzosen, diesem Volke, bei dem zwischen dem begeisterten Gedanken und der That lange nicht der unendlich weite Weg liegt, der beide in Deutschland trennt; ja als bei den nüchtern praktischen Söhnen Englands sogar, bei

denen der Idealismus an der Hand ihres Patriotismus eingezogen ist, nach der alten Regel, daß, wenn man einer Tugend die Thür öffnet, die anderen alle mit einreten. Und mit diesem Idealismus respectiren diese Nationen die Vertreter desselben — ihre Geltung bei ihnen ist eine vollständig andere als bei uns; in Italien würde sich Niemand verwundern, wenn ein einfacher Dramendichter wie Pietro Cossa zum Senator des Königreichs ernannt würde, und einstweilen laden ihn Municipien berühmter Städte ein, ihr Gast zu sein; in Frankreich hat man für Romanschreiber, dramatische Autoren, Essayisten eine Akademie, und für Publicisten Präfecturen und andere Stellungen; in England ist ein Romanschreiber in diesem Augenblick Premierminister und giebt England seinen alten halbverlorenen politischen Einfluß wieder; ja selbst Spanien beschämt uns, der jetzige Besitzer der berühmten Farnesina in Rom, der Herzog von Lema, hat als Madrider Literat begonnen und dann einen Gesandtenposten erhalten. Und in Deutschland?

Aber genug davon — wenn die Rosse nicht am verkehrten Ende aufgezäumt werden sollten, wozu hätten wir dann die Zäume erfunden. Auch will ich ja nur zeigen,

daß es im Jahre 1840 eine noch unendlich bedenklichere Sache war, sich von dem Hange zu unabhängigem Schaffen in eine bahnlose Zukunft locken zu lassen, als heute; und was die Stellung des deutschen Schriftstellers innerhalb seiner Nation angeht, so hat sie ja auch das ganz Gute, ihn bald erkennen zu lassen, daß er eben „die Welt in seinen Freunden sehen“ muß. Damit kehr' ich zu meiner mütterlichen Freundin zurück und zu dem sehr erfreulichen Gedanken, den Annette von Droste mir im Sommer 1841 mittheilte. Es war bestimmt, daß sie den Winter bei ihrer Schwester auf der jetzt von ihrem Schwager Laßberg erstandenen und bezogenen Meersburg am Bodensee zubringen sollte, und sie machte mir klar, daß ich recht wohl ihr dahin nachfolgen könne, wenn ich übernehmen wolle, die reiche und durch ihre Schätze berühmte Bibliothek ihres Schwagers zu katalogisiren; ich war von Herzen damit einverstanden, und nachdem sie im August aufgebrochen, rüstete auch ich mich zur Reise gen Süden. Ich nahm Abschied von dem nächsten Freundeskreis, von den Verwandten, wanderte zum letzten Male durch die noch sommerlichen Wälder, durch welche ich so oft, den Kopf voll Träume und Schäume, das Herz voll von mitleidswürdigem

Optimismus, geschweift war und sang dem guten Westfalen, das ich für ein Decennium nicht wiedersehen sollte, bewegt mein Abschiedslied:

O, sei gegrüßt zum Scheiden,
Du Heimath, gute Nacht!
Mit deinen sonn'gen Haiden,
Mit deiner Wälder Pracht!
Wie deine Hünensteine
Fest in uralter Treu,
Wie Tauben deiner Haine
Verschlossen, rein und scheu!

Mir gieb zum Angedenken
Dies Laub, dem Zweig entrafft,
Am Hute will ich's schwenken
Auf meiner Wanderschaft;
Mir unter's Haupt es legen,
Träum' ich am fernen Strand, —
Noch einmal: Gottes Segen!
Gegrüßt, gegrüßt mein Land!

* * *

Rheinaufwärts ging dann die Fahrt, an dem jetzt wie leer stehenden Unkel vorüber, nach Frankfurt, und in der schaukelnden Postkutsche weiter nach Arheiligen; ich muß diese Station nennen, denn sie hatte damals eine Merkwürdigkeit — in der Ecke hinter dem großen Kachel-

ofen der Passagierstube das alte verhutzelte Männchen, das mysteriöse Wesen, das Niemandem eine Antwort gab und von dem erzählt wurde, daß es schon seit ich weiß nicht mehr ob einem halben oder ganzen Jahrhundert just ebenso alt Abends da hinter dem Ofen hocke. So gelangte ich an mein erstes Reiseziel, welches Freiligraths damaliger Wohnsitz, Darmstadt, war. Ich fand ihn als glücklichen Gatten, im Schatten der katholischen Kirche, einer wunderlich verschlossen und menschenfeindlich aussehenden Rotunde, wohnend, und in der Stille einer merkwürdig friedfertigen Stadt, die ganz danach angelegt war, einen schweifenden Dichtergeist auf correcten, schnurgeraden Bahnen zu erhalten. In der That hatte der theure Freund damals nichts Besseres vor, denn als friedfertiger, solider Hausvater, der er geworden, die Poesie seines Genius streng bewacht zu halten von der Prosa eines bürgerlich vernünftigen Lebensganges; er arbeitete, viel mit englischer Literatur beschäftigt, er bereitete die Ausgabe eines Immermanns-Albums vor, einer Zeitschrift, „Britannia,“ welche die englische und deutsche Literatur vermitteln sollte, aber trotz vieler Arbeit und vieler Mühen dafür nicht zur Verwirklichung kam. Zum Bekanntenkreise Freiligraths

gehörte Louise von Plönnies, eine stille, begabte Dichternatur, die eben auf einer Reise durch Flandern viel gefeiert worden war, weil sie in Deutschland für eine wärmere Theilnahme an den vlämischen literarischen Auflehnungen wider die geistige Herrschaft der „Franskillons“ und das Erwachen des germanischen Volksbewußtseins dort thätig gewesen war. Ihre treffliche dichterische Bearbeitung eines höchst interessanten niederländischen alten Volksbuches, welches den Titel trägt: „Eene schoone historie van Mariken van Nimweghen — hoe sy meer dan seven jaren met den duyvel woonde ende verkeerde. T'Antwerpen 1615“ hat nicht die Beachtung gefunden, welche sie verdiente, wenn der Dichterin auch nicht gelungen ist, die Gestalt der Teufelsbraut Mariken zu etwas wie einem weiblichen Faust zu vertiefen. Und sodann Eduard Duller, dem ich befreundet wurde — der Herausgeber des in Frankfurt erscheinenden „Phönix“, der Geschichtsschreiber der Maria Theresia, des Erzherzogs Karl und des deutschen Volkes, Bücher, welche er nebst einer Anzahl Gedichte, Romane und Novellen mit seinem unbändigen Fleiße in unglaublich kurzer Zeit zu Tage zu fördern pflegte; ein aufgeregter, enthusiastischer, herzensguter, magerer blonder

Mann, der aus Wien stammte und um seiner freiheits-bedürftigen Seele willen von da ausgewandert war „in's Reich", wo man damals freilich freiheitsdurstigen Seelen auch keinen Labetrunk credenzte, aber den guten Duller doch gründlich harmlos fand. Er war zuerst nach Trier gewandert, wo Friedrich Sallet seinem Enthusiasmus noch ein gut Theil seiner eigenen krankhaften Forcirtheit hinzu-gefügt hatte; jetzt lebte er in Darmstadt, ohne trotz alles seines Fleißes auf einen grünen Zweig kommen zu können, und verbiß sich endlich in den Gedanken, in dem Deutsch-Katholicismus liege eine Zukunft nationaler Befreiung von Rom; in der Begeisterung dafür wagte er sich in Heidel-berg in ein theologisches Examen, das er richtig bestand, und wurde Pfarrer der deutsch-katholischen Gemeinde zu Mainz, wo er 1853 starb. — —

Als ich dann die Reise fortsetzte, die Bergstraße hin-auf, über Freiburg, Donaueschingen, durch das Höhgau, machte mir, dem Flachländer, diese Welt des äußersten Südens von Deutschland einen lebhaften und bleibenden Eindruck. Für neue Naturscenerien ist mir immer die Eindrucksfähigkeit eines jugendlichen Gemüths geblieben, welches mit seiner Zugänglichkeit für alle Illusionen im

Theater eine neue phantastische Decoration erblickt und aus dieser eine innere und symbolische Bedeutung herausfühlt, je nach der Handlung, welche sich vor derselben abspielt. Ich dachte in jeder an die Dramen der Geschichte, welche sich darauf abgespielt hatten oder hätten können — eine Gegend ohne historische Weihe war mir deshalb auch immer ziemlich interesselos, und ich habe nie den Wunsch empfunden, neue, spät entdeckte Continente zu besuchen, während ich mich stets gesehnt habe, das alte Urland der Menschheit, das Wiegenland der arischen Stämme, den Ganges und das heilige Land Indra's zu sehen.

Solch eine Richtung konnte sich nur steigern und verstärken in der Welt, in welche ich gerieth und die mich fremd und doch so heimathlich anmuthete. Es war dunkel geworden, als ich, von dem reizenden alten Reichsstädtchen Ueberlingen herkommend, vor dem Posthaus im oberen Meersburg abgesetzt wurde; in nächtlichem Dunkel schon schritt ich über die Holzbrücke, welche über den tiefen, in die Felsen gehauenen Burggraben des alten Schlosses an das Burgthor führt. Unten in der Tiefe rauschte eine Mühle, glänzten die Lichter des am Seeufer liegenden unteren Theiles des Städtchens und drüber weithin leuchtete

im Sternenlicht wie matter Stahl die Fläche des Bodensees. Ein alter Burgwart öffnete das Eingangspförtchen; sein Laternenlicht fiel in dem langen niederen Thorgewölbe, das ich betrat, auf eine Tafel mit einem großen Beil über einer ausgestreckten Hand und der Unterschrift „Burgfrieden", und dann in die tückischen Augen eines schwarzen Hatzrüden, der mich höchst mißtrauisch anschnupperte. In den Hof herab, der sich gegen den See hin öffnete, fiel der Lichtschein der erhellten Wohngemächer im ersten Stock des Burggebäudes; im Inneren führte eine Holztreppe zu ihnen empor, und ich stand bald vor dem alten Freiherrn, dem letzten zum Ritter geschlagenen Manne im römischen Reiche und berühmt als „Meister Sepp von Eppishusen" bei allen schwäbischen Geschichtsfreunden und bei allen Germanisten in deutschen Landen. Eine hohe, trotz seiner Jahre sich straff aufrecht haltende Gestalt mit einem schönen, ausdrucksvollen Kopfe, mit edlen, aber mehr strengen und verschlossenen als offenen Zügen, mit weißem Haar unter einem rothen Käppchen und in einem grünen Schnürrock erhob er sich von einer Tric-Trac-Tafel, an der er mit einem Bekannten aus dem Städtchen spielte, und bewillkommnete mich freundlich, mit der aristokratischen Hand

seinen dünnen weißen Knebelbart zupfend. Wie ganz zu seiner Burgfrau geschaffen, stand sein Gemahl neben dem alten siebzigjährigen Ritter — ebenfalls eine hohe schlanke Gestalt mit schwanenhaft vorgebeugtem Hals und feinen edlen Zügen, nicht im mindesten der Schwester Annette ähnlich; Niemand in der Welt hätte sie für desselben Blutes Kinder gehalten. Die letztere kam, schwer athmend wie immer, wenn es für sie Treppen zu ersteigen galt, aus ihren Gemächern herüber; dann tauchten noch zwei kleine Mädel von fünf oder sechs Jahren auf, des alten Herrn Zwillingstöchterchen, und darauf beschränkte sich der Kreis der Insassen der weiten alten Schloßburg.

Es gab eine Welt von neuen Eindrücken zu verarbeiten in den nächsten Tagen — eine ganz fremde und eigenartige Welt; Naturscenerien großartigster Schönheit, beim volltönenden Klange großer Namen erstehende Gestalten der Vergangenheit; bei jedem Anlaß sich ergebende bedeutungsvolle Beziehungen zu verehrten Männern der Gegenwart. Da war das schwäbische Meer, in dessen Fluth sich die Thürme des alten Kostnitz spiegelten wie das Gelände des blühenden Thurgaus, wie die Alpenkette der „sieben Kurfürsten“ und des Säntis; da unten links

stiegen die blauenden Höhen des Vorarlberges und Räthiens auf, zwischen denen durch die Cäsa piana lugte, rosig im Abendroth verdämmernd, verlockend an die Zauber Italiens mahnend; da unten rechts glänzte die Mainau und barg sich dem Auge die Reichenau mit der Grabstätte eines deutschen Kaisers; Sanct Gallen, Hohenems, Lindau, Arbon, das Haus der gewaltigen Montfort, die Burgen der Werdenfels, die zahlreichen Sitze berühmter Minnesänger — das Alles lag in dem culturhistorischen Rayon der alten Meersburg, stand voran in den Interessen ihres Besitzers. Und die alte Burg selber, war sie nicht von Dagobert, dem Frankenkönige, gebaut, war nicht an ihrem uralten Belfried der Hammer Karl Martells zu sehen, hatte sie nicht zu dem Stammgut des hohenstaufischen Hauses gehört und war eine Zeit lang bewohnt worden von dem vielbesungenen jungen König Conradin, kurz ehe er sich rüstete zu seinem Zuge über die Alpen? Laßberg selbst hatte über das Alles 1838 an seinen Freund Uhland geschrieben:

„Lieber Freund Uhlandus! In der Freude meines alten, aber noch immer grünen Herzens kann ich nicht umhin, Inen zu sagen, daß ich vorige Woche die Nachricht

erhielt, wie daß mir die alte bischöfliche Burg zu Meersburg, für den von mir gebotenen Preis von der Domainenkammer in Carlsruhe zugeschlagen worden ist. Eine schöne große Burg, wohlerhalten (da vor einem Jare noch das Hofgericht sammt dem Hofrichter darinne saß), hell, warm und in einer Lage, die eine der schönsten Aussichten am Bodensee gewährt. Sagen Sie dies auch Schwab und Abel, und daß man in einem Sommertage, von Stuttgart oder Tübingen, wenn man ein wenig frühe aufstehet, mit der Post bequem nach Meersburg kommen kann. Wie viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diese Besitzung! König Dagobert von Austrasien baute sie, Carl Martell erneuerte die Burg, die Welfen, die Hohenstaufen besaßen sie. Wahrscheinlich trat sie Conradin seinem Vormunde, dem biederen Bischofe Eberhard von Waldburg ab. Bischof Nicolaus aus dem Minnesänger-Geschlechte von Kinnzingen hielt 1334 eine vierzehnwöchentliche Belagerung gegen Kaiser Ludwig dem Bayer darinne aus und nötigte diesen mit Schimpf abzuziehen. Die Gegend sowie die ganze Nachbarschaft ist fruchtbar, freundlich und wohl angebaut; der Wein, welcher seit einigen Jaren da aus Traminer Trauben gezogen wird, gehört gewiß unter die

vorzüglichsten Weine Schwabens, und ich hoffe, wir sollen in einem der runden Gemächer der guten alten Burg, welche die Aussicht auf die blauen Fluten des Potamus geben, mer als einmal die Erfarung hievon machen! — Hoc erat in votis: dii melius et auctius fecere! bene est! nil amplius oro!"*)

Eine solche Umgebung war ganz geeignet, eine romantische Stimmung wachzurufen und mittelalterliche Schwärmereien zu entzünden, denen sich dann reichste Nahrung darbot in den pfeilergetragenen Gewölben und runden Thurmzimmern der Burg, worin die Bibliothek Aufnahme gefunden hatte, welche neben dem berühmten Nibelungen-Codex, dem ältesten und reichhaltigsten aller, den die Germanisten mit dem Buchstaben C bezeichnen, als sei er der Codex par excellence, eine Anzahl anderer wichtigster Handschriften, klassischer Autoren, mittelhochdeutscher Dichter, Chroniken, Evangeliarien u. s. w. enthielt. Der alte Freiherr mußte nach solchen Schätzen sein Leben lang gefahndet haben mit dem Eifer eines Renaissance-Menschen, wie Aeneas Sylvius, Petrarca und Poggio Bracciolini;

*) S. Briefwechsel zwischen J. Freih. v. Laßberg und L. Uhland. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Wien 1870.

auch war fast sein ganzes Vermögen in diese Sammlungen gewandert, welche jetzt von nah' und fern, von zünftigen Gelehrten und Dilettanten in Alterthumskunde und germanistischer Wissenschaft besucht wurden, die, herzlicher Bewillkommnung und gastlicher Aufnahme sicher, auf der alten Meersburg ein- und ausflogen wie die Schwalben, und denen der alte Herr mit rührender Unermüdlichkeit seine Unterstützung bei ihren Studien, seine Beihülfe aus dem reichen Schatze seines Wissens gewährte.

Ich war noch nicht lange von ihm in die Geheimnisse der Bibliothekwissenschaft, in die Methode des Katalogisirens eingeweiht, als er eines Tages in die Bibliothekräume herabkam, begleitet von einem Herrn, der seiner ganzen äußeren Erscheinung nach den Eindruck eines bedächtigen, nachdenksamen Technikers machte, einem Manne von mittlerer Größe, unschönen Zügen und scharfsichtigen, lebhaften kleinen Augen, dem man es wahrlich nicht ansah, daß vor Kurzem in dem deutschen Seehafen, den er um seiner Forschungen willen eben besucht (Kiel), alle Schiffe ihm zu Ehren ihre Flaggen gehißt, daß auf seiner Rheinfahrt die Dampfer ihm beim Betreten ihres Verdecks mit Salutschüssen empfangen hatten. Der stille, an sich

haltende Mann, der Gedichte wie des Sängers Fluch machen, aber sicherlich niemals in seinem Leben etwas, das einem Fluch auch nur entfernt ähnlich sah, hat über seine Lippen bringen können, war Ludwig Uhland. Ich konnte mich — auch später bei Tische — in die absolute, gar nicht aus dem Geleise zu bringende wortkarge Ruhe des berühmten Mannes nicht finden, der sich auch dann nicht erwärmte, wenn die ihn offenbar am intensivsten beschäftigenden Gegenstände zur Sprache kamen, und fand die mancherlei Anekdoten jetzt sehr glaublich, welche man zur Charakteristik der Wirkung seiner Persönlichkeit auf Fremde erzählte. Als er einst die schöne Burg Lichtenstein lange sinnend betrachtet, unter welcher damals in der Thalschlucht eine Papiermühle angelegt war, hatte ihn ein Bauerfrauchen endlich angeredet und gefragt: „Er ist auch wohl ein Papiermacher?“ Uhland hatte darauf geantwortet: „Das nicht, liebe Frau, Papier machen kann ich nicht, aber verdorben hab' ich schon vieles!“

Uhland blieb den Tag über auf der Meersburg, redete in seiner bedächtigen Weise einige Male mit mir, ein wenig, aber nicht viel mehr mit Annette von Droste und schied am andern Tage wieder; ich aber schrieb und reimte über

diese merkwürdige, von solchen Gästen besuchte Meersburg ein langes Gedicht.

Annette von Droste hatte ich auf der Meersburg in einem runden Thurmgemach, rechts vom Eingange in die Burg, installirt gefunden, wo sie, von den Wohngemächern der Familie entfernt, wie eine einsame Thurmschwalbe träumend, sinnend, selten mit irgend einem nöthigen Briefe oder irgend etwas Anderem beschäftigt — „faul wie ein invalider Mops,“ sagte sie von sich selber — ihre meisten Stunden zubrachte. „Meine Schwester will mir auf meine Bitte,“ hatte sie darüber in einem ihrer Briefe gesagt, „ein ganz abgelegenes Zimmer in ihrem alten weiten Schlosse, worin sich doch die wenigen Bewohner verlieren wie einzelne Fliegen, einräumen, ein Raum so abgelegen daß, wie Jenny einmal hat Fremde darin logiren und Abends die Gäste hingeleiten wollen, sie Alles in der wüstesten Unordnung und die Mägde weinend in der Küche getroffen hat, die vor Grauen daraus desertirt waren.“ Hier wäre denn volle Muße und Ruhe gegeben gewesen, ihren westfälischen Roman, das Buch „Bei uns zu Lande auf dem Lande“, wie sie beabsichtigte, zu Ende zu bringen. Aber sie zog es vor, zu sinnen, zu träumen, und wenn

es hoch kam, einen nöthigen Brief in die Heimath zu schreiben, am Vormittag einmal eine kleine Reise über allerlei Corridore und Treppen in meinen Bücherthurm zu unternehmen und nach Tisch die Haupttagesaufgabe zu erledigen, den vom Arzt vorgeschriebenen weiten Spaziergang, auf dem ich sie dann begleitete, über die Höhen oder am Seeufer entlang.

Wie auf den heimathlichen Kämpen Steine, wurden dann hier vom Strande die Früchte des schwäbischen Meeres aufgelesen — Muscheln, Schnecken, Tange — und mit dem großen schildpattgefaßten Augenglas gemustert, um endlich demselben Schicksal wie die Steine zu verfallen. Geplaudert wurde im langsamen Weiterschreiten von Menschen, von Büchern und von denen, welche sie schrieben; aber der liebe Gott hatte uns Beide nicht mit den Scheuklappen für Alles und Jedes, was nicht zum Fache gehört, auf die Welt kommen lassen, mit jenen Scheuklappen für Alles, was rechts und links von ihrem Wege liegt, die aus so manchen berühmten Leuten so herzbrechend langweilige Gesellen machen, weil nichts sie interessirt als ihr Ich und ihr Schaffen in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. So wurde denn viel auch geplaudert von Vor-

gängen in der Heimath, von den Tagesinteressen, von befreundeten und bekannten Gestalten, und Annette wußte oft daran psychologische Zergliederungen zu knüpfen, welche ihren merkwürdigen Scharfblick in die Seelen der Menschen bewiesen. „Wenn Ihnen ein Ehegatte viel von seinem Glück spricht, so können Sie darauf schwören, daß beide leben wie Hund und Katze.“ Oder: „Schlimm sind die guten Menschen, die bereitwillig ein Unrecht eingestehen, und sich bessern wollen. Nur auf die Reue hartnäckiger Sünder ist Verlaß.“ — „Wenn Zwei sich lieben, glaubt immer der Eine des Anderen Liebe noch viel größer als die seine.“ — „Ein Aristokrat ist auch der ärmste Bauer. Etwas, davon ist er überzeugt, versteht er besser wie alle Anderen: dem Saatkorn den richtigen Wurf zu geben, oder einem spatlahmen Pferd zu helfen — in dem Ding ist er der Oberste.“ — Das waren so Bemerkungen, die, humoristisch gewendet, sich in ihr Plaudern flochten. Ich kam zuweilen, im Angesicht der riesigen Alpenbühne, auf meine Sehnsucht nach dem sonnigen Jenseits dieser hohen Scheidewand, nach dem Lande Italien, zu reden. Annette aber theilte diese Schwärmerei nicht im mindesten. Sie glaubte, man werde von da grausam enttäuscht zurückkehren.

Die Art von Idealität, welche am Großen, Prächtigen, Glanzumflossenen, von aller Welt Gepriesenen und Verherrlichten sich nährt, war nicht die ihre, und wie sie durch keine Namen sich imponiren ließ, so auch nicht durch den Klang des Wortes Italien.

Den Rückweg vom Seeufer nahmen wir zumeist über die Höhe, durch einen Weinberg mit einem Winzerhäuschen darin, an dem gerastet wurde und wo der „geschäftige Pygmäe“, ein beredtsames Männlein mit einem Zöpfchen, der mit seiner ebenso alten Baucis da hauste, uns Trauben brachte — Annette hat in ihrem Gedicht „Die Schenke am See“ dem Orte ein Erinnerungsblatt gelassen.

Zuweilen kam es denn auch zu kleinen Störungen des Friedens, wenn die Meinungsverschiedenheiten zu schroff sich aussprachen; ich erinnere mich eines scharfen Kampfes, der über Herwegh entbrannte; aber wir waren Beide weder rechthaberisch noch herrschsüchtig und hatten ja nicht „für's römische Reich zu sorgen“. Bei der oft angeregten Debatte, wo eigentlich der Schwerpunkt ihres Talents liege, für welche Art der Production sie sich concentriren solle, folgte sie endlich meinem Rath, weil dieser Rath mit der Aeußerung des Unglaubens an ihre Versicherung verbunden war, sie

werde im Laufe der nächsten Monate einen ganzen Band lyrischer Gedichte aus dem Aermel schütteln können. „Das sollen sie sehen," sagte das selbstbewußte Fräulein und zog sich in ihren Thurm zurück, um das erste niederzuschreiben. In den nächsten Wochen entstanden nun ein und auch oft zwei Gedichte an einem Tage, — sie wußte die Wette glorreich zu gewinnen.

Eines weiteren Ausfluges wie dieser Spaziergänge am See entsinne ich mich, den wir zusammen mit dem Burgherrn machten. Es war ihm eine Freude, uns eine seiner geliebten alten schwäbischen Abteien, dieser Heimstätten ältester Cultur, zu zeigen, und er führte uns über Hügel und durch herbstlich sich entlaubende Wälder nach dem benachbarten Salmansweiler, der Abtei Salem, einst einem reichsunmittelbaren Cistercienserkloster, das über ein Gebiet von 6 Quadratmeilen herrschte. In die dortige Kloster-Schule war Laßberg in seinen jüngsten Jahren gegeben worden; er wußte viel von der harten Zucht darin zu erzählen, wie die Schulzimmer nie geheizt gewesen, die Tinte im Winter zu Eis gefroren und wie er einst, ein sechsjähriger kleiner, mit rothem Mäntelchen angethaner Junker, sich auf dem Wege zur Kirche, weinend vor Frost,

auf den Schnee geworfen. In der Höhe, nicht fern, das Thal von Salem beherrschend, sahen wir Heiligenberg ragen, das durch seine Lage berühmte große Schloß der Fürsten von Fürstenberg. Da oben hatte unser alter Ritter seine schönsten Jahre verlebt. Nach der Mediatisirung des Fürstenthums Fürstenberg, das doch viel größer gewesen als so manche souverän gelassene deutsche Stätlein, hatte die verwittwete Fürstin Elisabeth, eine geist- und gemüthreiche Frau aus dem Hause Thurn und Taxis, als Vormünderin ihres minorennen Sohnes auf Heiligenberg residirt, und als Berather, als eine Art Alter ego, hatte ihr Freund, der Oberjägermeister von Laßberg, ihr zur Seite gestanden. Des Schlosses lange vernachlässigten Räume waren von ihnen wohnlich hergestellt, mit schönen Anlagen war seine Umgebung geschmückt worden; „zu dem romantischen Traum von einer edlen Ritterwelt alter Zeiten, der ohnedies bei dem öffentlichen Elend der deutschen Nation das Gemeingut der Besten geworden war, lud das Schloß mit seinem Rittersaal, seiner Burgcapelle, seinen Kreuzgewölben und seiner Geschichte ganz besonders ein. Hier entstand aus jener Freundschaft der Fürstin und Laßbergs, deren Erinnerung eine Felsengalerie durch ihre Namen auf die

Nachwelt bringt, die innigste — wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen, durch priesterlichen Segen geknüpfte Verbindung.“ In der That war später, nachdem ihr Sohn die Regierung übernommen, die Fürstin Laßberg nach Eppishausen in der Schweiz gefolgt und dort auch gestorben.

Ich würde an dieser Stelle mehr aus den still, aber inhaltreich verfließenden Tagen des Winters von 1841 bis 1842 zu berichten haben, wenn ich nicht bereits das Bild Annettes von Droste, so weit es der Welt angehört und die Welt interessiren kann, an anderer Stelle zu geben versucht hätte und nicht die beste Charakteristik die Gedichte enthielten, die, so langsam sie auch gewürdigt worden sind, über kurz oder lang in den Händen der ganzen Nation sein werden. Und so lasse ich die romantische Meersburg, die edlen Gestalten, welche in meiner Erinnerung sie beleben, die Gedankenwelt, mit welcher sie mich umgab, sowie die über sich selber nicht ganz klaren Empfindungen, womit ich dort in das große und leuchtende Auge der besten Freundin, die ich im Leben gefunden habe, blickte, wie eine Fata Morgana in die Wellen des weiten Bodensees versinken. Wenn wir, wie so oft, hart am Rande dieser Wellen ent-

lang schritten, darauf erpicht, ihnen Muscheln und hübsche Schneckengebilde zu entraffen, kamen diese Wellen, die bis an unsere Füße spülten, und strudelten in die tiefen Fußstapfen hinein, welche der schmale kleine Schuh des westfälischen Edelfräuleins in dem weichen Sande zurückließ. Das konnte für sie nichts Symbolisches haben, denn die Wellen der Zeit können „die Spur von ihren Erdentagen" nicht fortspülen und auslöschen, aber die steilen und harten Alpenwände, welche jenseits der weiten Wasserfläche im Süd und im Ost sich aufthürmten, hatten nur zu viel Symbolisches für den Pfad durch's Leben, den ich von dieser Hauptetappe an weiter wandern sollte!

Am Mondsee.

Um Ostern 1842 gab es einen sehr traurigen Abschied von der Meersburg und ihren Bewohnern. Ich durfte eine Stellung nicht ausschlagen, welche mir unter sehr günstigen Bedingungen und mit der Aussicht auf eine lebenslängliche Versorgung angetragen war; zuerst durch einen ehemaligen, in Darmstadt zu Würden und Ehren gekommenen Schulmann, welcher einst Lehrer des Fürsten Wrede in Baiern gewesen, und sodann durch den Fürsten selber. Ich sollte Erzieher seiner zwei Söhne im Alter von vierzehn und dreizehn Jahren werden, bei der Leitung der geistigen Entwickelung der beiden Knaben durchaus unabhängig bleiben und für die einzelnen Lehrfächer sollten besondere Lehrer thätig sein. Der Freiherr von Laßberg

erkundigte sich nach den Verhältnissen des fürstlichen Hauses, und da Alles sich befriedigend anließ, entband er mich mit großer Uneigennützigkeit von der Vollendung der für ihn übernommenen Arbeit, von der ich nur die Katalogisirung seiner Handschriftschätze hatte fertig stellen können, den schwereren, aber auch angenehmsten Theil der Aufgabe. Und dann verließ ich das alte romantische, mir unvergeßliche Schloß am Meere.

Ich reiste über Ravensburg, wo ich den Abend mit dem auf der Meersburg mir bekannt gewordenen Hermann Reuchlin zubrachte. Von all' den zahlreichen Schwaben, tüchtigen und gediegenen, aber oft auch gründlich wunderlichen Gesellen, die ich habe kennen lernen, fast alle von großer Innerlichkeit und Tiefe des Gemüths, aber alle auch mit einer hervorragenden Anlage versehen, sich das Leben schwerer zu machen als nöthig, sind mir wenige sympathischer geworden als dieser Urenkel des berühmten Humanisten Reuchlin, der damals, wenn ich nicht irre, Pfarrer in Ravensburg oder in der nächsten Nähe war. Sie leiden zumeist alle an argwöhnischem Wesen, diese Schwaben, und an der Neigung, beim Beackern des Lebensfeldes den Pflug zu tief einzusetzen. Reuchlin hat später,

als Pfarrer in Pfrondorf bei Tübingen, der Theologie entsagt, der seine gründlichen Werke über Pascal und über Port-Royal, diese ausgezeichneten Darstellungen des Jansenismus, angehörten, und ist nach Stuttgart gezogen, um dort, von dem Gedanken der deutschen Einigung unter Preußen warm durchglüht, seine die Einigung Italiens darstellende Geschichte dieses Landes zu schreiben, welche ihn jenseits der Alpen, wo das Werk übersetzt wurde, fast bekannter machte als diesseits. Es war eine Natur von seltener Liebenswürdigkeit, und dazu der erste Mann, welchem ich begegnet bin, der die Bedeutung der Dichtergabe Annettens von Droste, welche ihrer Umgebung noch völlig verschlossen war, ahnte. — Durch das schöne Schwabenland, an der alten Abtei Weingarten vorüber, die ich im Stillen von dem alten Ritter, der so Vieles von der berühmten Weingartner Minnesänger-Handschrift zu sagen wußte, grüßte, gelangte ich nach Stuttgart, wo ich einige Tage verweilte, gefesselt durch mehrfache persönliche Berührungen, welche sich hier ergaben — mit H. Hauff, G. Pfizer, W. Menzel, Arthur Schott und dem liebenswürdigen Ludwig Bauer, dem D. F. Strauß ein schönes Denkmal gesetzt hat.

Und dann finde ich mich in meinen Erinnerungen an einem kühlen Aprilmorgen in einer fremden, weit entlegenen Landschaft wieder, durch die mich ein königlich baierischer Postwagen langsam schaukelt; die noch winterlich kahlen, niederen Höhen rechts und links umschließen ein ziemlich melancholisch aussehendes Thal, feuchte Nebel lagern auf dem Gewässer, das sich trägen Ganges hindurchschlängelt und das Mitreisende die „Altmühl" nennen, mit wunderlicher Verwirrung der Begriffe. Und dann muß ich an ein dickes altes Foliowerk in der Meersburger Bibliothek denken, an Falkensteins „Nordgauische Alterthümer", denn der Wagen rollt einem alterthümlichen Reichsstädtchen, dem Hauptort dieses Nordgaus, zu, Weißenburg genannt, ebenso wenig weiß, wie der nahe Fluß eine Mühle ist. Und nach einer halben Stunde ist mein Ziel, Ellingen, erreicht, das Städtlein, auf der Route von Nürnberg nach München, in dem ich mich erinnere, schon einmal eine Nacht zugebracht zu haben — vor Jahren auf der Reise zur Universität München —, wo ich damals, zur Weiterfahrt gerüstet, Morgens früh um sechs Uhr in der Gaststube Männer und Weiber traf, die zum Frühstück Bier, kaltes Bier, in sich hineingossen;

ich gedenke noch meines Entsetzens über diese altbaierische Thatsache, die mir so sehr gegen alle Gesetze der Natur, welche den Menschen zum warmen Frühstück den Mokka und die Cichorie gegeben hat, zu verstoßen schien.

Eine Stunde später stellte ich mich auf dem Schlosse zu Ellingen vor.

Das Schloß zu Ellingen ist ursprünglich als stolzer Herrensitz für die Landcomthurei der Ballei Franken des deutschen Ritterordens erbaut — weshalb so ausschweifend groß, fürstlich, imposant für einen Landcomthur, das weiß ich nicht zu erklären —; für die Ausübung seines Berufs, die verwogenste Repräsentation des „fruges consumere natus“ darzustellen, hätte solch ein frommer Bruder des Marianerordens nicht so viel Raum bedurft. Jedenfalls war es jetzt ganz geeignet, als Ausstattung für einen neucreirten Fürsten zu dienen; hatte doch der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian Franz, als ihm die Franzosenfluth von 1794 aus seinem linksrheinischen Erzstift Köln weggeschwemmt, keine stattlichere Residenz als Ellingen gefunden und sich da heimisch gemacht.

In diesem schönen Schlosse nun herrschte unter dem ältesten Sohn und Erbfolger des gefürsteten Marschalls

von Wrede ein ziemlich reges Leben, das dem neuen Erzieher der Prinzen, welcher sich ihm einzufügen und zu accommodiren hatte, manche sehr angenehme Seite darbot. Zunächst die, daß seine Zöglinge zwei lenksame und wohlerzogene Knaben ohne Dünkel und ohne Prinzenmarotten waren, der älteste talentvoll und der zweite voll guten Willens. Dann, daß der Fürst, früher baierischer Cavallerie-Offizier und ganz der Typus eines solchen, wenn er auch einige Jahre lang einen Regierungspräsidenten der Pfalz zu Speier abgegeben hatte — daß der Fürst ein großer Pferdefreund war und in seinem Marstall wie in seinem Gestüt an die 100 Pferde hielt. Stallmeister war ein Sohn des berühmten Schlachtenmalers Albrecht Adam, der jüngste Bruder der bekannten Maler Franz, Eugen und Benno Adam, welche noch heute Zierden der Münchener Künstlergenossenschaft sind. Nun war Reiten seit je mein Leibsport: mit dem malerischen Stallmeister verband mich bald das Band engster Freundschaft, und mein ganzer Ehrgeiz ging darauf, die Lücken meiner hippologischen Bildung zu ergänzen; ich hatte früher einen Unterrichtscursus durchgemacht, aber wie viel fehlte mir noch, um mit so ruhiger Geistesgegenwart ein feuriges Pferd zu

beherrschen wie mein ältester Zögling, Prinz Carl, seinen Braunen, oder mit dieser zähen, bewundernswerthen Festigkeit im Sattel kleben zu bleiben wie Prinz Otto, wenn Pascha, sein kleiner türkischer Schimmel, einen seiner Anfälle von Tücke und dämonischer Widerspänstigkeit bekam. Aber Uebung macht den Meister, und an Uebung ließen wir es nicht fehlen. Jeder Morgen sah uns im Sattel, oft bis tief in den Vormittag hinein — die Wissenschaften litten allerdings ein wenig darunter — leider einmal auch mein Schultergelenk, das eines schönen Sonntag-Morgens in Folge einer perfiden Bewegung meiner „Negresse" und des wohlberechneten Sturzes, den ihr schwarzes Gemüth geplant hatte, gründlich aus den Fugen gerieth. Während der Wochen einer schmerzhaften Kur, welche nöthig wurde, hatte ich Zeit, mich mit der ehrlichen Seele des Dieners zu befreunden, den mir der Fürst zugewiesen hatte; er saß Stunden lang vor meinem Bett, der gute Spiridion, mit seinem Fes, seiner blauen mit Goldlitzen ausgenähten Jacke und seiner weiten, bauschigen, immer so blendend weißen Fustanella. Denn Spiridion war ein echter Hellene, rein klassischen Vollbluts, von den Inseln des jonischen Meeres stammend, dabei des Deutschen hinreichend kundig, um mir

aus seinem nicht gerade viel-, aber tiefbewegten Leben erzählen zu können. Eine verwittwete Schwägerin des Fürsten, die Tochter eines stolzen Phanariotengeschlechts, zuerst mit einem Grafen Metaxas, dann mit dem fahrenden deutschen Prinzen aus Ellingen vermählt, hatte diesen durch einen gewaltsamen Tod verloren und ihre schöne jonische Inselwelt verlassen müssen, um hier, tief im Lande Bajuvarien, ein Asyl für sich und ihre zwei Töchterchen mit den kohlschwarzen Feueraugen und dem südlich warmen bronzefarbenen Teint zu finden; und kranken Herzens auf diese blickend, hatte sie wohl oft mit Rückert geseufzt:

„Uns Armen ist hier die Luft zu schwer
Im Land voll Sturmesgetose —“

und hatte „das Land der Griechen mit der Seele gesucht“, bis endlich die Seele sich hinübergeschwungen über das blaue jonische Meer in ihr ewiges Vaterland und nur den morschen Leib in der Gruft der Schloßcapelle zu Ellingen zurückgelassen. Bei der Hinüberführung ihrer Leiche und der feierlichen, während der Nacht stattgefundenen Bestattung aber war, so versicherte Spiridion und die Schloßbewohner bestätigten es, etwas Seltsames vorgekommen; man hatte die kleinen verwaisten Mädchen am Abend nicht ahnen

lassen, daß in der Nacht die Mutter ihnen entführt werden solle, und dieselben wie immer zeitig zur Ruhe gebracht; am anderen Morgen aber hatte das ältere, das damals acht Jahre zählen mochte, ihrer Gouvernante erzählt, wie schrecklich sie geträumt, wie sie von schwarzen Männern ihre Mutter getragen gesehen, inmitten brennender Fackeln, über die Schloßtreppe hinab, über den Hof, durch das mit schwarzen Draperien umkleidete Portal der strahlend erleuchteten Kirche, und was dort Alles geschehen — das Kind hatte im Traum den ganzen Hergang der feierlichen Bestattung gesehen. — Spiridion aber, um auf ihn zurückzukommen, war der verstorbenen Fürstin Diener, Vertrauter, Stütze gewesen und jetzt ebenfalls mit dem Gefühl eines Verwaisten zurückgeblieben.

Geistiger Anregungen oder der Besuche gab es in Ellingen nicht viel; ich erinnere mich nur, daß eines Tages der Bischof von Eichstädt einkehrte, der Graf Reisach, dessen Vater in Langs Memoiren eine so schlimme Rolle spielt, dem ich aber, obwohl ihm der Jesuit bedenklich aus den unstät bewegten Augen sah, nichts Uebles nachsagen will, da er später als Cardinal zu Rom 1865 die Güte hatte, mich mit einer kleinen erlesenen Gesellschaft in den Kata-

komben von San Calisto umherzuführen und uns mit seinem gründlichen Wissen tief in die Geheimnisse der Roma sotteranea einzuweihen. Auch Franz Adam, der Schlachtenmaler, kam, des Fürsten edelste Rosse zu porträtiren — er zeichnete mein Porträt bei dieser Gelegenheit und gab mir einen recht schönen Pferdekopf. Dann ein Fürst Lieven aus den Ostseeprovinzen, der sich darauf capricirte, die Feldhühnerjagd zu Pferde zu treiben, und dabei natürlich nie etwas schoß; ab und zu ein Graf Buttler, baierischer Lieutenant, dem man auf der nahen kleinen Festung Wülzburg sein Standquartier angewiesen, mit der boshaften Absicht, ihn da in der ödesten Langenweile Buße dafür thun zu lassen, daß er in früheren Quartieren sich zu viel Kurzweile gemacht. Das Alles gab für mich keine Anknüpfung, und zu meiner Unterhaltung in den Mußestunden war ich also auf Beobachtungen des Thierlebens in den Pferdeställen oder auf die reiche Memoirensammlung in der mir untergebenen Schloßbibliothek angewiesen.

Schon im Mai, der im Jahre 1842 von ungewöhnlicher Schönheit war, trat jedoch unvermuthet ein Decorationswechsel ein, der mir natürlich höchlich willkommen war. Der Fürst verlegte seine Residenz auf seine Güter

in Oesterreich; die Reise ging mit bereit gehaltenem Relais quer durch das Baierland nach Regensburg, dann auf einem Donaudampfer hinab, an dem schönen Passau vorüber, nach dem österreichischen Grenzstädtchen Engelhardszell. Einen Büchsenschuß weit von diesem Orte erhebt sich eine alte Abtei — eine der drei aufgehobenen Benedictiner-Abteien: Engelhardszell, Suben und Mondsee, welche Napoleon als Dotation dem alten Marschall Wrede verliehen, als er diesen zum Comte de l'Empire creirt hatte. Sie lag wunderbar schön, diese im vorigen Jahrhundert neu erbaute, jetzt zu einem herrschaftlichen Sommersitz mit allen genügenden Einrichtungen versehene Abtei — unfern des majestätischen Stromes, der hier hohe, steile, mit dichtem Laubwald bewachsene „Leithen" und die malerischen Burgruinen von Rana-Riedl und Marsbach spiegelte. In dem Städtchen aber bildete die feinere, geistig regsamere, höflichere Menschenrace, mit ihren dunklen Haaren und Augen, ihrem liebenswürdigen Dialekt, einen höchst angenehmen Contrast zu den eben verlassenen baierisch-fränkischen Grenzlandbewohnern. Die vielen „Fexe" — zwerghafte Menschen mit dicken Wasserköpfen und der Intelligenz eines achtjährigen Kindes — waren freilich

eine ebenso betrübsame Erscheinung, wie sie mir fremdartig war.

Ist es die Schönheit, der großartige oder malerische Charakter einer Landschaft, welcher die Bewohner zu aufgeweckten, geistig regsamen, liebenswürdigen Menschen mit vorwaltender Heiterkeit des Gemüths und geselligen Trieben macht und den Anwohnern des Rheins wie der Donau diesen gemeinsamen Grundzug ihres Wesens verleiht? Ich glaube kaum; der Schweizer Heimath ist schöner noch, und schön ist auch der Basken, der Schotten, der Norweger Vaterland — aber übermäßiger Besitz der angedeuteten Eigenschaften ist ihnen nicht nachzurühmen. Es müssen's schon die großen Ströme, diese lebendig pulsirenden Verkehrsadern sein, welche die wohlthätige Wirkung auf die Fähigkeit der Menschen üben, das Leben mit heiteren, offenen Sinnen zu nehmen, eben weil sie Verkehrsvermittler sind, das sich Abschließen und Verschließen des Einzelnen verwehren und weil die Fülle der an ihren Ufern vorüberziehenden Erscheinungen größer, anregender, geistig erweckender ist als irgendwo anders. Und solcher Einfluß muß denn vor Allem sehr gründlich umwandelnd im Laufe der Jahrhunderte auf die Stämme an den Donauleithen ge-

wirkt haben; denn wir wissen ja, daß die eleganten Herren und Hofgelehrten im Hauptquartier Marc Aurels — Fallmerayer versichert es wenigstens — zu ihrer Zeit bitterlich über die unästhetisch langen, bretternen, gräßlichen Gesichter der Donauanwohner von Lorch bis Vindobona geklagt haben. Und heute zeigt das Volk in Oberösterreich, im Salzkammergut, in Niederösterreich, dem die Geschichte einen so herrlichen Erdfleck, aus dem es sich einen reichen Garten schuf, zu bewohnen gab, eine auffallende Wohlgestalt und nimmt in hohem Grade ein durch Höflichkeit und Sitte.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Engelhardszell stellte mir der Fürst anheim, ob ich, während er sein Hauptquartier jetzt nach seinem eigentlichen Sommersitz, Mondsee, verlege, mit seinen Söhnen eine Fahrt die Donau hinab machen wolle, um mit ihnen Wien, vielleicht auch Pest zu sehen. Natürlich hatten weder der Erzieher noch die Zöglinge das Mindeste gegen einen so schönen Plan einzuwenden. Die kleinen Ranzen waren bald geschnürt, der nächste vorüberkommende Dampfer bald bestiegen und fort ging es auf dem prächtigen Strome gen Linz und weiter in die wundervollen Naturscenerien hinein, welche sich dem

Auge des Stromfahrers erschließen, der mit den enthusiastischen Sinnen eines romantisch angelegten Gemüths zu diesen waldreichen Höhen, diesen im Hintergrunde aufsteigenden Alpenfirnen, zu diesen Burgruinen und Klöstern aufblickt — zu der Burg Rüdigers von Pechlarn und den Kerkerthürmen Richards von England, zu den herrlichen Abteien von Florian, Kremsmünster, Mölk, Göttweih, Klosterneuburg und wie sie Namen haben. Ein sehr freundlicher und gefälliger Herr, den ich auf dem Verdecke kennen lernte, machte bereitwillig den Nomenclator und Deuter all' der unbekannten Punkte in dieser fremden Welt. Zuletzt erst erfuhr ich, daß dieser höfliche Reisegefährte der Graf Kufstein, österreichischer Gesandter in Kassel, sei.

Und dann am Nachmittage des zweiten Tages waren wir in Wien, inmitten der innern, geräuschvollen, menschenüberfüllten Stadt, welche damals noch von Lärm und dichtem Gedränge erfüllter war als heute, wo der Ring einen großen Theil des Verkehrs und der bewegten Menge abgezogen hat. Was in Wien zunächst auffällt, ist, daß es so viel von seinem alten historischen Gepräge behalten hat und daß dies Gepräge ihm einen so mannigfachen, abwechselungsreichen Charakter giebt. Kein Stadttheil ist

gerade wie der andere, keine Hauptstraße ist mit der anderen zu verwechseln, keine der weitgedehnten Vorstädte mit der anderen; jede hat ihre besondere Physiognomie. Das ist heute noch so, wenn statt der früheren langweiligen Glacis jetzt auch ein ganz neues und allerdings gleichartigeres Element, der Ring, mit seinen großartigen Monumentalbauten hinzugekommen ist, mit der endlosen Fülle reicher architektonischer Conceptionen, die hier — gottlob unter den ausschließlichen Auspicien der heiligen Renaissance — sich an einander reihen.

Wien ist und bleibt eben die gemüthlichste Stadt Deutschlands, was allein erklärt, daß damals alle geistig bedeutenden und unabhängigen Menschen nicht längst daraus fortgelaufen waren, um der heillosen Polizeiwirthschaft, dem unglaublichen Druck des politischen Systems zu entkommen, dessen Träger unser theurer westdeutscher Landsmann Metternich — insoweit er nicht blos der Sündenbock desselben war. Denn die Initiative dazu ist doch nie von ihm ausgegangen, nicht einmal von dem noch schlimmeren Kaiser Franz; sie ist im Grunde doch nur der Ausfluß des eigentlich herrschenden Princips in Oesterreich gewesen, jener geschlossenen und allmächtigen Aristo-

kratie, die hier nur zu ganz denselben Erscheinungen führte, wie in Venedig; hinter dem Wiener Spitzel und dem venetianischen Sbirren, hinter den Casematten vom Spielberg und den venetianischen Pozzi stand eben dasselbe Princip. Aber dem sei, wie ihm wolle, die Dinge lagen damals so, daß sie für Menschen von geistiger Freiheit etwas Unerträgliches haben mußten. Und doch ließen sich diese fesseln von dem Zauber Wiens; wo in der Welt gab es Musikgenüsse, gab es ein Burgtheater, gab es eine Geselligkeit wie in Wien; wo in der Welt war dazu eine große Stadt von einer solchen Natur umgeben, und wo endlich lebte man so billig wie dort!

Zu den Geistern, die damals also trotz alledem in Wien lebten, zu den Grillparzer, Auersperg, Halm, Bauernfeld, Littrow, Hammer-Purgstall, Feuchtersleben, Hormayr, gehörte auch Nicolaus Lenau. Er war der Einzige, den ich — ich entsinne mich nicht mehr, durch wen oder was bei ihm eingeführt — damals kennen lernte, in einem jener berühmten Wiener Kaffeehäuser, welche der Rendezvousplatz verwandter Seelen waren und deren tabakduftiges tiefes Schattendunkel zumeist dem Luxus glänzender neuer Etablissements gewichen ist. Lenau war eben im eifrigsten

Billardspiel begriffen, das er unterbrach, um sich mit mir auf eine in einer Fensternische angebrachte Bank zu setzen und, während er starke Tabakswolken aus einer Meerschaumpfeife zog, sich auf's Offenste und Freundlichste mit dem norddeutschen Fremdlinge zu unterhalten. Er war eine schmächtige Gestalt von mittlerer Größe, ein wenig knochig gebaut, ein wenig eckig, aber lebhaft in seinen Bewegungen, unumwunden und derb in seiner Art, sich auszudrücken. Seine Züge waren edel und regelmäßig angelegt; um schön zu sein, fehlte ihnen die gesunde Frische — sie schienen mir, in dieser qualmigen Kaffeehausbeleuchtung wenigstens — gar sehr von des Gedankens Blässe angekränkelt. Da Gespräch währte nicht lange, da ich nach einer Viertelstunde ging, um ihn seiner unterbrochenen Beschäftigung nicht länger zu entziehen. — In der Burg lernte ich dann noch Joh. Gabriel Seidl kennen, der uns dort die Schätze des Antikencabinets zeigte.

Nach acht Tagen, nachdem noch allerlei andere Sehenswürdigkeiten erledigt waren, trieb mich eine Erkältung — das Klima Wiens hat seine Tücken — heim, und dies Heim hatten wir aufzusuchen inmitten mir neuer Naturscenerien von berauschender Schönheit, in den Tiefen jener

Alpenwelt, deren blaue, auf den höchsten Firnen noch mit Schnee bedeckte Zackenlinien schon auf der Donaufahrt die Blicke gefesselt hatten. Es lag tief in der abgeschlossenen Welt eines Bergseethales, mit dem Silberspiegel seines Seebeckens, mit den ragenden Steilwänden seiner Schrofen und Felsthürmungen, deren Fuß unmittelbar die sanfte grüne Welle des friedlichen Gewässers bespült. Von dem alten Abteischlosse Mondsee aus, in dessen Quadrum der üppige Springquell rauschte und plätscherte, zu dem wie in einem Zug 5500 Fuß hoch aufsteigenden Schafberg oder der Lorenziwand mit ihrer zweithürmigen Capelle, die so malerisch sich an ihren Fuß drängt, aufblickend, konnte ich des fesselnden Anblicks dieser großartigen und dazu mit einem so üppigen Blumenreichthum gesegneten Natur im Frühlingsschmuck nicht satt werden. Man muß aus den Haiden von Clemenswerth stammen, aus den Flächen Norddeutschlands gekommen sein, um die ganze Wirkung solcher Naturschönheit zu empfinden.

Die alte Abtei hatte wenig mehr von ihrem historischen Gepräge; nicht einmal die Abteikirche hatte es, auf deren Hauptaltar als Stifter jene Baiernherzoge Odilo und Thassilo standen, von welchen der letztere so schmachvoll

als Opfer der Politik Karl's des Großen unterging, dieses klugen Regenten und gründlich schlechten „Kerls“, wie unsere entrüsteten Vorfahren, die Sachsen, den Namen des abscheulichen Tyrannen aussprachen. All' diese österreichischen und so viele der süddeutschen Abteien sind eben im Laufe der Jahrhunderte zu reich geworden, und das hat ihre frommen Insassen im vorigen Jahrhundert zu der Ueppigkeit großartiger Neubauten verführt, die die Schöpfungen des Mittelalters gründlich zerstört haben. Auch von alten Büchern, schriftlichen Denkmalen oder Kunstüberresten, nach denen ich forschte, fand sich in dem Schloß des baierischen Marschalls just so viel vor, als gerade damals Fallmerayer unter den türkischen Kanonieren in den Ruinen der trapezuntischen Komnenenburg entdeckte. Dagegen lernte ich in dem an die Abteigebäude sich schließenden Flecken einen prächtigen Menschen, einen landeskundigen, naturforschenden und dichtenden Apotheker kennen. Dem stein- und kräuterkundigen Manne hatte dazu ein hervorragendes Dramaturgentalent nicht eher Rast gelassen, als bis er unter den bildungsfähigen Seelen des Orts ihrer so viele zusammengebracht, um ein Liebhabertheater zu errichten, das, in der Ortsschule aufgeschlagen, in den

Wintermonaten regelmäßig Stücke von Johanna von Weißenthurm, Kotzebue, der Birch-Pfeifer u. s. w. überraschend gut zur Darstellung brachte. So etwas ist doch fast nur unter den bildsamen, geistig anregsamen und empfänglichen Oesterreichern möglich, — solche Dilettanten-Aufführungen in den entlegensten und kleinsten Ortschaften des Landes ob und unter der Enns sollen nichts Seltenes sein. In Mondsee waren sie freilich lediglich meines kräuterkundigen Freundes Rudolf Hinterhuber Verdienst!

Als ich eines Abends plaudernd bei ihm in seinem bescheidenen Stübchen saß, in welches der Geruch der anstoßenden Apotheke mit seiner eigenthümlichen, die Phantasie in ferne Tropen versetzenden Schärfe drang, öffnete sich nach einem derben Anklopfen die Thür und ein wunderlicher Fremdling, eine bäuerisch aussehende Gestalt mit langem, wildem Vollbart trat herein.

„Schau, schau, der Franz von Piesenham!“ rief erfreut mein poetischer Apotheker aus, und dann machte er mich bekannt mit dem ursprünglichsten und begabtesten aller Volks- und Naturdichter Oesterreichs. Denn das, ein Naturdichter war der Franz, und war es geblieben, obwohl man, als er noch jünger gewesen, einen miß-

lungenen Versuch gemacht hatte, im Seminar zu Linz etwas Geistliches aus ihm zu ziehen; er war aus dem Seminar fortgelaufen und hatte ein wanderndes Rhapsodenleben mit der Zither unter dem Arm mehr in Uebereinstimmung mit seinem Naturell gefunden. So war er denn sehr berühmt geworden auf allen Dörfern und Einödhöfen Oberösterreichs, und jedes hübsche Liedlein im Volksdialekt wurde, auch wenn er ganz unschuldig daran war, nach ihm ein „Stelzhamer" genannt. Mir ist der Sinn für Dialektpoesie nie recht aufgegangen — sie ist und bleibt für den gebildeten Menschen, dem sich der Ausdruck des Gedankens oder des Gefühls, von welchem er wirklich und in Wahrheit ergriffen ist, immer zunächst in seiner Muttersprache aufdrängt, eine Stilübung. Er wird immer dabei Ideen, Bilder, Empfindungen auszusprechen finden, die nur in der Region seiner Muttersprache liegen und bei welchen er in den Dialekt übersetzen, dem Volke Fremdes, der Volkssprache nicht Angehörendes, blos in der Muttersprache Gedachtes und Denkbares in seinen Text hineinzwingen muß. So ist z. B. der ganze sentimentale Theil bei Reuter meinem Gefühle nach aus dem Hochdeutschen übersetzt. Die „Volksseele", wie spitzfindige Leute das

nennen, ist naiv, nie sentimental. Wer uns einen Band Gedichte im Volksdialekt giebt, lädt uns immer zu etwas wie zu jenen Hoffesten des vorigen Jahrhunderts, den auf gebohnten Parketböden und unter mythologischen Deckengemälden und Krystal-Lüstren gehaltenen Bauernhochzeiten, die man heute geschmacklos findet, denn Kammerherren und Hofdamen sind keine Bauern und keine Kuhmägde. Nur bei Franz Stelzhamer konnte man die Dialektpoesie gelten lassen — die Cultur hatte ihn wahrhaftig nicht beleckt, und bei ihm war obderennsische Art, sich kund zu geben, die richtige Muttersprache geblieben. Er ist später auch in Wien viel gefeiert worden — was dann aus ihm geworden, der liebe Gott und außer ihm vielleicht Constantin Wurzbachs miraculeuses großes Lexikon mag es wissen!

In des Fürsten Ställen standen nicht umsonst mancherlei Rosse für jeglichen Gebrauch; ein Postzug von vier raschen ungarischen Schimmeln versetzte uns von Zeit zu Zeit nach dem schönen Salzburg, von wo weitere Ausflüge nach dem Gollinger Wasserfall, in die salzigen Tiefen von Hallein mit ihrem fackelerhellten unterirdischen See, nach dem Untersberg und nach Berchtesgaden gemacht wurden. Das reizende Hellbrunn, geschaffen von dem

Salzburger Erzbischof Marcus Sitticus von Hohenems, erinnerte lebhaft an die Meersburg, an der ein anderer Marcus Sitticus von Hohenems, der Cardinal, als Bischof von Constanz geschaffen und gebaut, und an meinen alten Ritter, der so viel von dem großen, den rhätischen Bergen entstammten Condottierengeschlecht zu erzählen wußte, welchem dieser stolze Cardinal ein so großartiges Denkmal in der Villa von Mondragone geschaffen hat, der größten und hochragendsten von allen Villenschöpfungen des Albanergebirgs — er ist für Rom auch noch der Stifter eines großen Adelsgeschlechts geworden, der von seinem natürlichen Sohne Robert abstammenden Herzoge von Altemps (alta Ems) und Gallese.

Nachdem die schönste Zeit des Jahres in Mondsee zugebracht worden, kehrte im Spätsommer der Fürst mit uns nach Ellingen zurück. Seine seit Jahren leidende Gattin, die sich seither in Baden-Baden aufgehalten, war ebenfalls dorthin zurückgekehrt; sie ging ihrer Auflösung entgegen und starb in der That nach einiger Wochen Verlauf. Ich that was ich konnte, um den Schmerz meiner Zöglinge über diesen Verlust, auf den sie freilich vorbereitet waren, zu mildern — und wohl besser noch half ihnen

ihre Jugend darüber fort. Und als dann der Spätherbst kam, wirkten ja die Zerstreuungen, welche er brachte, auf so elastische Knabenseelen tröstend genug. Es waren dies die großen, mit allem althergebrachten fürstlichen Apparat des edlen Waidwerks angestellten Treibjagden auf hohes und niederes Wild, dessen es in der Herrschaft eine Fülle gab — wenn abends nach dem letzten Treiben von den Forstleuten das Halali geblasen und die Strecke gemacht worden war, stellte sich die Beute oft auf 500 bis 600 Stück Wild heraus. Es war immer ein aufregendes Vergnügen, dazu mit einer großen Cavalcade in einen schönen, noch nebelverschleierten Herbstmorgen hinein auszureiten, über die Blachfelder und durch die von der Jahreszeit buntgefärbten Waldhügel fort bis zum Rendevousplatze, wo die Jäger mit ihren Hornfanfaren die Gesellschaft empfingen; und gegen die Grausamkeit solchen Massenmords macht eben die Leidenschaft des Sports unempfindlich — wenn man jung ist! Die Jugend ist eben grausam! Heute ist mir solch ein Massenmord ein Gräuel!

Als die Zeit der Jagden vorüber, doch vor dem Beginn des Winters, begab sich der kleine Hof — diesmal

über den merkwürdigen Wallfahrtsort Altötting, wo die baierischen Herrscher nach ihrem Tode ihre Herzen — wohl meist zu spät — zur Hut einer heiligen Jungfrau übergeben, und wo der grimme Tilly im grünen Sergeröckchen als Mumie in einem Glaskasten liegt — über Burghausen, Wasserburg und Zell am See nach Mondsee zurück. Hier wurde die ganze strenge Jahreszeit in der Abgeschiedenheit des nach und nach zuschneienden Alpenthales zugebracht. Der Winter war hart und dauerte lange — wie stets dort oben, verglichen mit der Milde unseres nordwestdeutschen Klimas. Trotz alles dessen, was die Tagesaufgaben für mich Absorbirendes hatten — ich hatte meine beiden, zwei ganz verschiedene Klassenstufen vertretenden Zöglinge nun doch in allen Fächern zu unterrichten — wurde mir beklommen und grausam melancholisch zu Muthe; in dieser Berg- und Felsenwelt, mit dem engsten Horizont verschneit, fühlte ich ein quälendes Bewußtsein der Gefangenschaft über mich kommen; man muß ein Kind der Alpenwelt sein, um in solch einem vom Winter verrammelten Thale frei athmen zu können. Ein Leben in der durch den Tod der Fürstin desorganisirten und nun wunderlich neu zusammengesetzten Familie des Fürsten existirte nicht; es

gab nur Abends ein leidenschaftlich cultivirtes Billardspiel mit dem Fürsten und dem Stallmeister.

Um meine Gedanken abzulenken, arbeitete ich in Freistunden an einem schon auf der Meersburg entworfenen Roman; aber ich fühlte mehr und mehr, daß meines Bleibens hier nicht sein könne. — Es war mir zugesagt, daß Lehrer in einzelnen Fächern mich unterstützen sollten. Aber woher sie in dieser Weltabgeschiedenheit nehmen? Und mein Unterricht allein konnte doch auf die Dauer nicht genügen. Dazu kamen jene Verhältnisse in dem Familienleben des Fürsten, die mir meine Stellung unmöglich machten. Auch schrieb mir damals mein alter Gönner, dessen herzliche Theilnahme seinem abtrünnigen Bibliothek-Amanuensis so treu geblieben war und dem ich eben ein Exemplar von Freiligraths Immermanns-Album gesandt hatte, folgenden Brief:

„Auf der alten Meersburg, 28. Hornungs 1843.

Verehrter Herr und Freund!

Zuerst lassen Sie mich meinen verbindlichsten dank aussprechen für das buch, mit welchem Sie die güte hatten, mich zum neuen jare zu beschenken, dem ich noch einen meiner frau und meiner maedchen, für die schoenen bilder beifügen soll.

Das buch habe ich mit vergnügen gelesen und manches daraus erfaren, was mir neu war: vor Sie Iren aufsaz über Merlin schrieben, haette ich gewünscht, daß Inen das buch des Herrn H. de Villemarque: Contes populaires des anciens Bretons. Paris et Leipzig. Jules Renouard. 1842. 2 baende in 8⁰ bekannt geworden waere, es würde Inen viele aufklaerung über das mythische gegeben haben, was in diesem dichter verschmolzen ist.

Von Irem freunde Freiligrath habe ich in der Coelner zeitung ein gedicht gelesen, das mir eben sowol gefallen als mißfallen hat. Gefreuet hat mich daß der hochfartsnarr Herwegh darinne seine wolverdiente abfertigung erhalten hat; aber, warum den namen eines ganzen volkes zu einem schimpfnamen machen? weil einer darunter ein dummer junge ist? — das waere doch eine so plumpe grobheit daß jeder wolerzogene mann bereuen müßte, sie begangen zu haben; übrigens bin ich nicht gewiß, ob Herwegh ein geborener Schwabe ist? ein Würtemberger ist er wol und ich kannte in diesem lande auch eine familie Herweg; sie war aber aus Franken.

Also Sie sind wieder in dem frommen Mondsee und

es felt Inen nicht an stoffe, die Glossas Monsee'enses, freilich in einem ganz andern sinne zu vermeren und zu bereichern. Das ist nun freilich eine fatale lage, in welcher Sie sich befinden! und ich moechte sagen: für einen mann von Iren grundsaezzen und gesinnungen, eine unertraegliche. Da Sie meine ansicht über die dortigen verhaeltnisse zu vernemen wünschen: so muß ich auch mit meiner angeborenen schwaebischen offenherzigkeit Inen unumwunden sagen, was ich an Irer statt tun würde, one Inen deswegen ausdrücklich raten zu können es auch zu tun, ich würde one bedenken selbst zu dem fürsten gehen und im vorstellen, wie nun sowol das alter als auch der studiengang seiner 14—15 jare alten soene es notwendig machen, sie aus dem vaeterlichen hause auf eine öffentliche schule unter aufsicht zu bringen, und allmaelig auch an den umgang mit menschen und andern staenden zu gewoehnen; zu diesem würde ich zwar in schonenden ausdrücken, aber doch ganz verstaendlich, einiges über das mißverhaeltniß der jungen prinzen zu iren neu hinzugekommenen haus- und tischgenossen und die ungleichheit, in welcher sie zu diesen auch in rücksicht der wissenschaftlichen fortschritte stehen, einfließen

lassen und endlich mit der erklaerung schließen, daß ich nicht glaube meiner pflicht und gewissen als hofmeister ferner genüge leisten zu können, wenn die sachen noch lange in diesem zustande bleiben sollten. Sie haben den fürsten nun laengst naeher kennen gelernt und müssen wissen, ob er der mann ist, solche offenbar nur gut gemeinte vorstellungen mit sanftmut aufzunemen; oder ob eine mündliche unterredung dieser art vielleicht heftige gegenaeußerungen hervorrufen koennte; in letzterm falle bliebe Inen da der weniger auffallende weg der schriftlichen mitteilung übrig; eines oder das andere muß ein resultat haben und wird dem so unangenemen zustande, in welchem Sie sich jetzt befinden auf die eine oder andere weise ein ende machen. am besten waere es wohl wenn der fürst Sie mit den prinzen für's erste auf ein Lyzeum schicken und seinen soenen da zeit ließ sich auf das akademische Studium vorzubereiten. von dem Lyceum zu Constanz hoere ich gutes; aber der fürst wird warscheinlich und begreiflicher maßen ein Baierisches vorziehn. diese notwendige und wie mir scheint unausweichliche verstaendigung mit dem fürsten waere das einzige was ich Inen raten kann. —

Sie schreiben, wie Sie mir sagen, einen Roman, der in Wien spielt, und in welchem Sie der Grävin Albany, der gemalin des letzten Stuart, auch eine Rolle zugedacht haben. wie diese frau nach Wien kommt? weiß ich nicht, so viel mir bekannt, ist sie nie dahin gekommen, es müßte denn in iren kinderjahren geschehen sein. die beilage enthaltet einige Notizzen, welche ich Inen über diese durch ire schicksale merkwürdige frau geben konnte. Sie heuratete schon beinahe im greisen-alter den Maler Fabre in Florenz, der auch ihr Erbe wurde, und ire kunstschaeze seiner vaterstadt Montpelier im südlichen Frankreich vermachte, die zu der aufbewa-rung ein eigenes haus bauen ließ.

Eine schwester meiner mutter, Katharine von Mal-zen, stiftdame zu Migette, war durch 12 jare oder laenger hofdame bei dieser frau gewesen. im winter 177 8/9 kam sie mit ir aus Engelland nach Donau-eschingen und brachten sie da einige tage in dem hause meiner aeltern zu. im Jar 1786 hatte ich das glück den ganzen Sommer mit der graevin Albany und Alfieri, irem nachmaligen gemale, auf der Martinsburg, einem meiner tante Katharine zugehoerigen gute, bei Colmar

im Obern Elsaß zuzubringen. Sie war damal schon von dem Praetendenten durch den papst geschieden und stand noch im vollsten glanze irer schoenheit. Von gestalt war sie etwas mer als mittlerer groeße, und vestem, jedoch nicht übermäßig starkem Koerperbau. In iren koerperlichen bewegungen, war eben so viel anstand als grazie. Ire reichen lichtbraunen haare flossen beinahe bis zum Boden hinab. blaue Augen sprachen liebe und sanftmuth aus, ein schoen geformter mund bedeckte die schoensten elfenbeinweißen, ganz gleich geformten zaene. auf der feinsten und glattesten haut der wangen und des gesichtes, hatte der früher erlittene gram keine rosen zurückgelassen. haende und füße waren wolgeformt und gang und gebaerde anmutig und majestaetisch. Die stimme war etwas mer laut und tief, als weibliche stimmen hoeherer staende gewoehnlich sind. diese fürstin tanzte, sang, zeichnete, spielte harfe und clavier und ritt, in groeßerer vollkommenheit als frauen ires ranges gewoenlich tun. ir benemen war im oeffentlichen mer ernst als froelich, und obschon sie die gabe der conversation in einem ser hohen grade besaß, so konnte man sie in der allgemeinen unterhal-

tung doch nicht redeselig nennen; aber gegen jedermann war sie freundlich, gegen arme woltaetig und großmütig. man mußte sie kennen um sie lieben zu lernen; dann aber war man ir auch auf immer ergeben. Sie wurde pathin meines 4. und letztgeborenen sones, und so moechte alles, was ich noch zu irem lobe sagen koennte wol parteiisch erscheinen; darum Basta!

Wir befinden uns alle, Gott sei dank, ganz wol und hatten uns eines ausgezeichnet milden Winters zu erfreuen. blumen gibt es bei uns schon allerlei und die blüten der Mandelbaeume, Pfirschen und Apricosen sind am aufbrechen. Die beiden Hilden wachsen und gedeihen an leib und seele ebenfalls und sind Gottlob! gesund. Leben Sie wol von uns allen auf das freundlichste gegrüßt.

Ihr ergebenster

J. v. Laßberg.

Wenn Laßberg im Eingang seines Briefes sich über Freiligrath beschwerte, so lag hier freilich eine etwas gar zu patriotische Empfindlichkeit zu Grunde, welche die Verse:



Du trotziger Dictator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator
Und übrig nur — der Schwab!

mit jenem Mangel von Humor, welcher überhaupt den alten Herrn kennzeichnete, aufgenommen hatte. Es war nämlich just in jenem Winter, daß bei Gelegenheit von Freiligraths Gedicht: „Aus Spanien“ (auf den Tod des Generals Don Diego Leon) dessen Polemik mit Georg Herwegh ausbrach. Für des Freundes Princip: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte“, hatte auch ich damals durch Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung Partei genommen. Vielleicht war, was ich da gesagt, ein Schlag in's Wasser; aber dieser Schlag in's Wasser war ein Ruderschlag für mein Lebensschiff geworden. Denn es bestimmte Dr. Gustav Kolb, den souveränen Leiter der berühmten Zeitung, mir plausibel zu machen, ich thäte besser, nach Augsburg zu kommen und sein ständiger Mitarbeiter zu werden. Und da ich bald darauf das Verhältniß zu dem fürstlichen Hause in der That löste — in der Weise, wie auch der alte Ritter es angerathen und weil der Fürst sich von seinen Söhnen nicht trennen wollte, jedoch in höflichster Friedfertigkeit —, verließ ich das stille

Alpenthal, meinen kräuterduftigen dramaturgischen Freund, nahm einen betrübten Abschied von meinem Periklesenkel in der Fustanella, der sich weltsehnsüchtig in den Kopf gesetzt hatte, als mein Diener mich begleiten zu wollen, und schied aus dem im schönsten Schmuck des Frühlings prangenden Salzkammergut, bereichert um ein gut Stück Welt- und Menschenkenntniß.

Jener Steuerruderschlag an meinem Lebensschiff aber hatte diesem die Richtung auf Augsburg gegeben, um, bevor ich einen Entschluß faßte, diese biedere und hochberühmte alte Reichsstadt anzusehen und kennen zu lernen.

Am Rhein.

Die biedere alte Reichsstadt Augsburg! Gott nehme sie in seinen Schutz und lasse sie blühen und gedeihen! Sie hat mir vollauf gehalten, was ich mir von ihr versprach, als ich eines schönen Maiabends von Sanct Afra und meiner Herberge zu den drei Mohren her nach dem Dom hinunter ihre stille Straßen durchschritt und ihre schönen Cinque-Cento-Brunnen rauschen hörte und darauf lauschte, ob sie mit ihrem plätschernden Gemurmel mir warnende oder lockende Zukunftslieder sängen. Die Frage um die nächste Zukunft war für mich um so bedeutungsvoller, als ich mit dem Gedanken umging, weiter abwärts in deutschen Landen, unfern des Rheins um eine Hand zu werben, von der ich bis jetzt freilich erst die Schriftzüge kannte, die mir das winterliche Stillleben im Salzkammerguttha[l]

erhellt hatten; und dann einen Hausstand zu gründen, der die Wahl des Aufenthaltsortes zu einer ernsteren Sache machte. Augsburg aber und die Menschen, die ich darin kennen lernte, konnten mir nur sympathische Eindrücke machen. Vor Allem Kolb, die wunderlich complicirte Schwabennatur, in dem Gutmüthigkeit und fast kindliche Schwärmerei oder besser Enthusiasmus sich mit so viel nüchterner Weltklugheit verbanden, mit einem liebenswürdigen kleinen Humor und der daneben auch wieder — als der Inhaber von allen möglichen Staatsgeheimnissen — einen sphinxhaften Eindruck machte. In seiner Natur lag etwas Sensitives, etwas Weibliches, und er bedurfte des Verkehrs mit gebildeten Frauen — eine zarte, leidende, kluge kleine Dame, die Gattin eines Großindustriellen, zu der er mich brachte, war seine Egeria.

Ich versprach also Kolb, im Herbste zu kommen, um unter seinen Auspicien an der literarischen Beilage der Allgemeinen Zeitung thätig zu sein, welche damals auf der Höhe ihrer Verbreitung, ihrer Autorität und ihres Einflusses stand — es war nicht zu viel gesagt, wenn man sie in jener Zeit das am sorgsamsten redigirte, gediegenste, jedenfalls universalste Blatt Europas nannte; sie hatte

damals als thätige Mitarbeiter H. Heine, Fr. List, Franz Pulsky, Fallmerayer, Thiersch, M. Wagner, Liebig und andere Namen europäischen Klanges. Auch war ihr Budget ein für jene Zeit unerhört großes. Sie gab jährlich für Redaction, Honorare der Mitarbeiter und Porto allein die Summe von 80,000 Gulden aus, die in der That achtbar war für jene Tage, wo die schwere Bürde des Telegrammverkehrs mit all ihren unnützen Vergeudungen für den unerheblichsten Notizenkram noch nicht auf solchen Unternehmungen lastete. Und — was das Beste daran, sie war die treue, unbeirrbare Pflegerin des deutschen Gedankens, deutschen Wesens, und hatte den großen Vorzug, durchaus nicht doctrinär zu sein. Ihre meisten Leser hatte die Zeitung in Oesterreich, das auf seine officielle „Wiener Zeitung" und auf seinen officiösen, von Pilat redigirten „Oesterreichischen Beobachter" als seine heimische Journalistik angewiesen, sich durch die Allgemeine Zeitung mit dem deutschen Geistesleben in Verbindung zu erhalten suchte; denn die Allgemeine Zeitung war ja in Oesterreich noch immer nicht verboten, obwohl sie alle Augenblicke von einer solchen Maßregel bedroht war. In Deutschland war es dabei etwas wie ein bekannte Thatsache, daß „die Allgemeine

Zeitung von der österreichischen Regierung bestochen sei". In der That war nur leider ganz das Umgekehrte der Fall. Die österreichische Regierung mußte nicht allein bestochen werden durch die größte Behutsamkeit, Umsicht und Nachgiebigkeit der Redaction, sondern auch ihre Satelliten durch baares Geld. Herr von Pilat z. B. erhielt unter dem verhüllenden Titel eines Gehalts für seine Mitarbeiterschaft, von der sehr selten eine Zeile erblickt wurde, 4000 Gulden jährlich, und er war nicht der einzige Parasit dieser Art.

Eine weitere Reisestation war dann Stuttgart, wo ich mich Herrn v. Cotta vorstellte, dessen Freundlichkeit mich an seinem Tisch mit einem sehr hohen Kirchenfürsten und einem unberühmten Manne von berühmtestem Namen zusammenbrachte. Jener war der eben zum Erzbischof von Erlau ernannte Patriarch von Venedig, Ladislaus Pyrker, der Dichter großer Epen wie Tunisias, Rudolfias &c., die heute vergessen in den Bibliotheken katholischer Gymnasien stehen; ein mittelgroßer, würdig und nachdenklich aussehender, sanfter Herr von großer Liebenswürdigkeit und Einfachheit des Wesens, wie man es selten anderswo als bei Naturen findet, welche vornehmer geblieben sind als ihr

Rang — oder ihre Berühmtheit. Der andere war ein Herr von Schiller, der jüngste Sohn des Dichters und Forstmeister irgendwo im Schwabenlande — ein sehr stiller und wortkarger Herr, hochgewachsen, stattlicher Gestalt und, wie es schien, dem Vater ähnlich sehend. Der Baron Georg von Cotta war ein Mann, der, ohne so hervorragende Geistesgaben zu besitzen wie sein berühmter Vater und ohne eine akademische Bildung — er war, ehe er die Leitung des Geschäfts übernommen, Eleve im königlichen Marstall gewesen, und man sah ihn nie anders als mit Reitpeitsche und Sporen einherschreiten — doch schon infolge der vielen Beziehungen, in deren Mitte er stand, einen großen Bildungskreis überschaute und sein weltberühmtes Geschäft als Fürst der deutschen Buchhändler sehr verständig zu leiten wußte. Er hatte dabei in kritischen Fällen die ganz hübsche Kriegslist angenommen, den Baron hervorzukehren und die „Buchhandlung" als unabhängige Macht in's Feld zu senden; wogegen die Buchhandlung sich dann wieder schlau von den Bestimmungen und Anordnungen des Chefs abhängig erklärte und sich so deckte. So sagte man ihm wenigstens nach; ich selbst bin immer gut mit ihm ausgekommen, es war doch viel von dem

Wohlwollen und der Großartigkeit seines Vaters auf ihn vererbt. Von anderen Persönlichkeiten, mit denen ich in Berührung kam, muß ich Dingelstedt nennen, damals ein aufgehgendes Gestirn, ein großer, schöner junger Mann von den gewinnendsten Formen und der bestechendsten Liebenswürdigkeit; dann Hackländer, eine biedere, gute, gefällige und arglose Natur, der man gut werden mußte, obwohl er so verzweifelt wenig gelernt hatte. Und dann muß ich Moritz nennen, den allmächtigen Beherrscher des Stuttgarter Hoftheaters in jener Zeit, den ich bei Hackländer traf; „hic niger est, hunc tu Romane caveto," sagte Dingelstedt mir von ihm; aber wer wäre in dem guten Schwabenlande, und noch obendrein wenn er das Hoftheater als Oberregisseur und als eine Art Vice-Intendant zu leiten hatte, nicht ein wenig schwarz geworden vor allen den großen und kleinen Zettelungen, Gehässigkeiten und Parteimanövern, welche ewig da im Schwange waren! Moritz war ein überaus geistreicher, amüsanter Mensch, der namentlich voll vortrefflicher Geschichten stak — die Erzählung seiner Trauung und Hochzeitsreise mit einer österreichischen Gräfin v. St., von ihrer Marotte, nur zwischen Decken und Kissen von Hirschleder zu schlafen, die sie auf großen

Tischen zu etabliren gepflegt, war zwerchfellerschütternd. Dann sah ich Berthold Auerbach wieder, der jetzt in Stuttgart wohnte, beschäftigt mit einem bürgerlichen Familiendrama, auf das er große Hoffnungen setzte und das er dann doch klüglicher Weise der Welt vorenthalten hat, um sie bald darauf mit seinen ersten Dorfgeschichten zu beschenken, dem Besten, was er je geschrieben hat und was sich denn auch so bald und glorreich Bahn brach. Eine fernere Bekanntschaft war die einer damals viel genannten Dame, die mich in ihre wärmste Protection nahm; dies war Frau Emma von Suckow, Emma von Niendorf mit ihrem Autornamen und mit ihrem Mädchennamen Fräulein von Calatin heißend, weil sie, dem gräflichen Hause Pappenheim angehörend, doch durch irgend eine Chicane des weltlichen oder kanonischen Rechts nur diesen ältesten und eigentlichen Namen des ruhmwürdigen Geschlechts führen durfte. Frau von Suckow, ein liebes, gutes, anmuthiges Frauchen, mit einem aus Mecklenburg stammenden Obersten von Suckow verbunden, der sie mit Vergnügen ganz ihrem Literaturleben zu überlassen schien, war ein zartes Wesen und ihr Talent war ebenfalls ein zartes Wesen, das man nicht zu hart anfassen durfte. Immerhin aber schrieb sie ganz

hübsche Sachen: Reiseskizzen, biographische und literarische Essays und Erzählungen, und das Alles wurde damals gern gelesen, denn es war unterhaltend, gemüthreich, hübsch und auch nicht gar zu kokett. Vorzüglich zeichnete sie sich durch ihren Heroencultus aus, und ihre Heroen waren Lenau und Justinus Kerner, über welche Beide sie viel geschrieben hat; Kerner hatte jedoch eine gewisse Grausamkeit gegen sie; er schloß boshafter Weise einmal den Riegel vor ihrem Stübchen in Weinsberg und machte sie so zur Gefangenen während der ganzen Zeit, daß dort gerade ein durchreisender König oder eine andere seltene Merkwürdigkeit vorüberzog. Den übelsten Streich aber spielte ihr Clemens Brentano, der ihr, der viel Reisenden einst in Augsburg begegnete. Er, der „solutus omni foenere“ gut reden hatte, hielt ihr eine Strafpredigt, daß sie nicht bei ihren Kindern bleibe, und nannte sie die „Anmuthstrampel“. Ich sollte nicht so spöttisch von ihr reden, denn sie hat es mit mir außerordentlich gut gemeint und schrieb mir Briefchen von einer Zierlichkeit, die höchst reizend, und einer Zärtlichkeit, die — zum mindesten gesagt, mir höchst überraschend war; auch ist das Ende ihres zarten Psycheleben ein trauriges gewesen, sie ist vor einigen

Jahren in Rom in merkwürdiger Verlassenheit und Vereinsamung gestorben.

Von einem Ausgang in mein Quartier im Hotel Marquardt heimkehrend, fand ich eines Morgens Lenau in meinem Zimmer meiner harrend — er war seit ein paar Tagen in Stuttgart und trieb die Freundlichkeit so weit, meinen Besuch in Wien auf diese Art zu erwidern. Er war frisch und wohl und sah unendlich viel besser aus wie damals im Qualm des Silcher'schen Kaffeehauses; sein ziemlich schroff sich aussprechender Pessimismus war deshalb aber nicht besser geworden, jener Pessimusmus, dessen Grundzug eigentlich die Trauer über den durch Wissenschaft und moderne Bildung in ihm hervorgerufenen Zusammenbruch der religiösen Ueberzeugungen, die so tief in seinem Gemüth wurzelten, war. Den Abend brachte ich dann in der Familie des Hofraths Reinbeck zu, in welcher Lenau wie ein Kind des Hauses aufgenommen war.

Und dann weiter, abwärts dem Rheine zu. Das heißt zunächst für längere Zeit nach Darmstadt. Aber da auf dieser meiner Lebensstation, die für mich ein Interesse bekam, welches ich umsonst versuchte dem Leser einzuflößen, heute meine Erinnerungen sich nicht verweilen sollen, spring

ich zu einer weiteren über, und diese ist der romantische Flecken St. Goar, gelegen am schönen Rhein auf der Strecke, wo er am schönsten ist. Ich wollte dort, wo jetzt Freiligrath wohnte, wo Emanuel Geibel sich den Sommer hindurch aufhielt, die Tage zubringen, bis meine Braut in Begleitnng einer älteren Cousine nach dem benachbarten Curort Marienburg oberhalb Boppard kommen würde, in welchem ich dann ebenfalls mein Sommerquartier zu nehmen gedachte. Emanuel Geibel war damals ein eben aufgehendes Gestirn, das sich frei und offen als Tory bekannte; er war eine gute, redliche und reine Natur von großer sittlicher Feinfühligkeit, wenn auch ein wenig norddeutscher Reflexionsmensch und nicht abgeneigt, zu „posiren“. Als ein Mann, der den Orient gesehen, der in Athen gelebt hatte, trug er ein rothes Fes und behauptete, zum Leben des Scheinens der Sonne zu bedürfen. Sein dichterisches Naturell war stark genug, daß das in mächtigeren Tönen sich ausklingende Dichtertalent Freiligraths bei diesem Zusammenleben keinen beirrenden Einfluß auf ihn übte; sein Muster für die Form war und blieb Platen, den ich eigentlich erst durch ihn kennen und würdigen lernte.

Freiligraths Haus neben der Lilie, der uralten Herberge mit den Reliquien des St. Goarer Halsbandordens, war selbst wie eine Herberge; an der großen Völkerstraße durch das Rheinthal gelegen, fehlte es ihm nie an vorsprechenden Wanderern; und so gerieth ich in ein sehr lustiges Leben hinein, in jenes fröhlich bewegte Leben am Rhein, wo man zu Bekanntschaften und Freundschaften gelangt, man weiß nicht wie, in gesellige Kreise heiter erregter Menschen geräth, deren Namen man eigentlich nicht kennt und über deren Lebensstellung man sich völlig im Dunkel befindet, und wo man hilft, fröhliche Maiweinbowlen leeren, von denen man nicht weiß, wer eigentlich damit bewirthet. Der Landrath des Ortes, Heuberger, gehörte zu Freiligraths Kreise, der Hofmaler Schramm aus Weimar, von dem ich eine mir theure Probe seiner Porträtirkunst im Besitz hatte, und Gott weiß wer noch Alles tauchte auf. Eines schönen mit ihnen, d. h. Freiligrath und Geibel, verlebten Abends erinnere ich mich besonders, wo der Schauplatz unserer harmlosen Ausgelassenheiten ein alterthümlicher, mit einem schönen Kamin geschmückter und mit Steinfliesen gedielter Saal in Oberwesel am Rhein war, in dem patriarchalischen Gasthof,

für welchen, um den biederen, mit den Düsseldorfer Künstlern auf dem besten Fuße stehenden Wirth zu ehren, der fröhliche Meister Adolf Schrödter einen großen, von zwei grimmen Leuen gehaltenen Pfropfenzieher als Schild gemalt hatte, gewiß das kunstreichste Wirthshausschild in allen deutschen Landen. Ich weiß nicht, hat Schrödter, dem ich später so befreundet werden sollte, seitdem und um sich für diese herrliche That zu lohnen, einen Pfropfenzieher als Monogramm angenommen — oder damals sein Monogramm gnädiglichst dem Wirthe zum Schildzeichen verliehen? Emanuel Geibel hat an jenes Symposion sein Gedicht „Um des Kaisers Bart“ geknüpft. Ich aber als junger Bräutigam hatte in solchen Stunden dann allerlei Neckereien über mich ergehen zu lassen. Meine Braut hatte sich im vorigen Sommer der Rheinbäder willen in St. Goar aufgehalten, war dort, schon ihres großen musikalischen Talents und ihrer Sopranstimme von seltenem Umfang und seltener Schönheit willen, viel gefeiert worden, und Freiligrath, der an Wort- und anderen Witzen stark war, machte deren viel über ihren in „Gallina“ verlängerten Namen; er hatte eine ganze Reihe scherzhafter Sonette darauf gedichtet,

z. B. das folgende, das „Der verliebte Steuermann" überschrieben war:

Der Palinur der Kölner Feuerschiffe —
Sebastian Kimpel nennt ihn Sanct Goar,
Und rühmlich steuernd fährt er Jahr auf Jahr
Durch Oberwesels und der Lurlei Riffe! —

Er kennt den Rhein und seine Kniff' und Pfiffe!
Doch jüngst, o Wunder, schwebt er in Gefahr;
Fast trieb sein Boot auf spitzer Felsen Schar,
So traumhaft lenkt' er's mit zerstreutem Griffe.

Die Passagiere schalten: „Mit Verlaub,
Sebastian, ist das der Weg nach Caub?
Eh'r als zur Pfalz führt dieser Cours nach China!"

„Ja, Donnerwetter," rief der Palinur,
„Die sieben Jungfern! — Einer dacht' ich nur!
Das kommt davon! Ich dacht' an die Gallina!"

* * *

Unser Bildungsgang durch das Leben gleicht einer Wanderung durch eine jener Schaubuden, in welchen man einen Rundgang an optischen Gläsern vorüber macht und, durch ein jedes schauend, stets ein neues Stück Welt erblickt, ein neues Panorama; anfangs voll Spannung und Theilnahme, dann mit nachlassendem Interesse, endlich nur noch flüchtig und zuletzt ermüdet und gesättigt. Ich hatte nun

schon durch manches Glas gesehen, mit jedem neuen Aufenthalt in ein neues. In den schön liegenden und geräumigen alten Stiftsgebäuden von Marienberg, welches das Rheinthal bei Boppard beherrscht und worin sich eine Wasserheilanstalt befand, welche die Cousine meiner Braut, eine gescheute und beredtsame Stiftsdame „van middelbaren leeftijd en veel ondervinding“, wie der Holländer sagt, benutzte, trat ich vor ein weiteres dieser Gläser, um in ein neues Stück reichen und fesselnden Menschenlebens zu blicken, eine Fülle neuer Gestalten, welche von nun an mein höchstes Interesse in Anspruch nehmen sollten, vor mir auftauchen zu sehen. Freilich nur in der Phantasie; denn ich lernte das Alles ja nur kennen durch die Schilderungen und Mittheilungen meiner Braut, welche die Cousine begleitete, und dieser letzteren, die so geistreich und amüsant zu plaudern wußte. Jene hatte ein paar Jahre in Wien verlebt, wo ihre Mutter einen kleinen Kreis von ausgezeichneten Männern in höchster Lebensstellung um sich versammelt, und das sie verlassen, als sie die Mutter dort verloren: sie hatte auf einem Schlosse in Ungarn bei lieben Freunden eine große Schwärmerei für das Magyarenland eingesogen,

hatte am großherzoglichen Hofe zu Darmstadt verkehrt — ich lernte durch sie in weite und mir unbekannt gebliebene Lebensperspectiven blicken; sie hatte Alles mit ihrem Geist, ihrer Lebhaftigkeit, ihrem schnellen und durchdringenden Verständniß aufgefaßt und mit ihrem großen Erzählertalent wußte sie es, in den Rahmen einer Phantasie von seltener Stärke und Schwungkraft gestellt, wiederzugeben. Ein bewegtes, interessantes Leben, wie es das eines jungen Mädchens, welches ohne große Schicksale und Peripetien ist, nur sein kann, vereinte sich hier mit dem meinen, an äußerem Reichthum das meine überschattend und überragend — und das gerade war, was mich unauflöslich band und fesselte; diese Natur von einer so reinen und unverkümmerten Idealität, die sich von den Schwingen ganz hervorragender Talente, des musikalischen und des poetischen, emporgehoben fühlte und die auf dem Grunde eines so tiefen Gemüths ruhte, war wie ein Seelenbad für meine eigene, durch manchen harten Zusammenstoß mit dem Leben jetzt doch schon mehr unterdrückte und gedämpfte Idealität.

Ich kann im Uebrigen auf die Einleitung zu dem nach ihrem Tode herausgegebenen Buche „Frauenleben“

verweisen*) und zu den Erlebnissen des Sommers 1843 zurückkehren. Zunächst erinnere ich mich eines wunderlichen tragischen Ereignisses, das den kindlichen Frieden unserer Anstalt — in der nur Wasser getrunken ward und, ich weiß nicht ob deshalb, ein absonderlich sanftes und harmloses Wesen zu herrschen pflegte, falls nicht just eine gar zu große Tyrannei des Directors die Milch der frommen Denkungsart in allen diesen mit Schlippermilch verköstigten Gemüthern ein wenig in Gährung setzte — das diesen kindlichen Frieden störte. Zu den Curgästen gehörte eine englische Familie, ein wortkarger, starkgebauter, stier aus Glotzaugen vor sich hin starrender Gentleman mit einem rothen, etwas aufgedunsenen Gesicht, begleitet von einer hochgewachsenen, noch immer schönen Gattin und zwei sehr hübschen und anmuthigen kleinen Misses von zwölf oder vierzehn Jahren. Die Familie schien sehr wohlhabend und bewohnte die elegantesten Gemächer in der Anstalt — sie befand sich in dieser des Mannes wegen, der infolge des Uebermaßes im Guten, was er seit Jahren in der Vertilgung von Port und Porter, von Beef und Plumpudding

*) Frauenleben. Novellen und Erzählungen von Louise von Gall. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856.

geleistet, in eine bedenkliche Schwächung seiner Gehirnthätigkeit verfallen war; wenigstens hatten die Aerzte den Grund seiner auffallenden Unliebenswürdigkeit und mit Morosität und „Hundelaune“, doggedness, wie's auf Englisch heißt, verbundenen geistigen Unfruchtbarkeit in den Congestivzuständen gesucht, welche mit der zu starken Ernährung zusammenhingen. Gegen dies Uebel kämpfte nun unser Director mit allen Mitteln einer Askese, welche den Kranken in eine überaus pessimistische Stimmung versetzten; er verfluchte ein Dutzend Mal im Tage alle Douchen, Voll- und andere Bäder und verlangte zornig nach einem guten Beefsteak, das Dr. Sch. ihm grausam vorenthielt; die arme Frau aber litt sichtbar unter der schweren Last, die sie mit ihm hatte, und war Gegenstand allgemeiner Theilnahme von uns Allen.

Eines Tages nun, als ich in den Nachmittagsstunden in mein Zimmer getreten, hätte ich stutzig werden können, wenn ich an einer jener Vorbedeutungen geglaubt, welche der Volksglaube kennt — Blutstropfen, die in unerklärlicher Weise sich im Hause vorfinden, sollen eine gewaltsame That vorbedeuten. Ich fand auf der weißwollenen Decke meines Bettes zwei starke rothe, ganz frische Blutstropfen,

die wie eben gefallene Thauperlen darauf lagen — die hereingerufenen Wärter wußten absolut keine Erklärung dafür zu geben. So ließ ich sie denn auf sich beruhen und dachte ihrer nicht weiter. Am andern Morgen in der allerfrühesten Frühe wurde ich aus dem Schlafe aufgeschreckt. Ein ganz unbeschreiblich grausiger Jammerschrei, ein Schmerzensruf wie der grenzenlosesten Verzweiflung läßt mich auf- und emporfahren. Was ist das! Hab' ich geträumt oder war das Wirklichkeit? Ich lausche und horche, aber Alles bleibt still, Alles! Ich muß geträumt haben, — ein so entsetzlicher Schrei, wie ich ihn vernommen, kann ja gar nicht aus den Tiefen einer menschlichen Brust kommen. Damit beruhigt, überlasse ich mich wieder dem Schlafe — bis eine Stunde später sich meine Thür öffnet; zu meiner Ueberraschung seh' ich, die Augen aufschlagend, den Herrn Director in höchst eigener Person eintreten; er macht ein überaus ernstes Gesicht, und nachdem er sich schweigend neben mein Bett gesetzt, sagte er:

„Es hat sich etwas ereignet, das für meine Anstalt im höchsten Grade mißlich und fatal ist und das ich gleich in der ersten Stunde selber Ihnen mitzutheilen komme, damit es nicht entstellt und verkehrt ihnen zugetragen

werde. Mister S. hat sich heute in der Frühe den Hals abgeschnitten."

„Gott steh' uns bei! Und der fürchterliche Schrei?"

„Ach, Sie haben den Schrei hier in diesem entfernten Flügel gehört?" -

„Und dann für einen bösen Traum gehalten!"

„Die arme Frau stieß solch einen markerschütternden Schrei aus, als sie ihren Mann in seinem Blute schwimmend fand!" — —

Der arme Mister S. war in der That ein Opfer der Wasserheilmethode geworden. Als die Wärter in der Frühe gekommen, um ihn einzuwickeln und später, wenn er in gehörigen Schweiß gebracht, erbarmungslos in das kalte Vollbad zu werfen, hatte er sie — für kurze Zeit nur — wieder hinausgesandt und dann zu seinem Rasirmesser gegriffen, um sich Ruhe vor diesen Peinigern, vor Dr. Sch. grausamen Heilverfahren und vor allen Leiden einer Existenz zu verschaffen, die ohne Portwein, Beef und Plumpudding keinen Werth mehr für ihn hatte.

Das Ereigniß machte natürlich einen sehr deprimirenden Eindruck auf die ganze Gesellschaft, so fern und fremd auch die zunächst davon Betroffenen sich stets der letzteren

gegenüber gestellt hatten. — Für uns erschien dann aber bald ein Besuch auf Marienberg, der ganz im Stande war, alle trüben Eindrücke rasch zu verwischen. Dieser Besuch war der des häßlichsten und witzigsten Mannes seines Zeitalters, war der Saphirs. Er war ein Mensch, mit dem man sich nicht eine Viertelstunde lang unterhalten konnte, ohne in eine Stimmung zu gerathen, worin man schon jedes trockene Wort, das von seinen Lippen fiel, zum Sterben lächerlich fand. Und dann wurde bald eine Miene, womit er eine Aeußerung, die gemacht wurde, begleitete, ein Zucken seiner Brauen und Augendeckel lachenerweckend. Ihn, sowie Freiligrath und Geibel, die ihn zu uns gebracht hatten, begleiteten wir, als sie am Nachmittage heimkehrten, die kurze Strecke bis St. Goar auf dem Dampfschiffe, auf dem sich zufällig auch Walesrode befand, zurück. Und am Abend ließ sich die ganze Gesellschaft von dem Landrath von St. Goar zu einem kleinen Feste, das dieser auf der Burgruine „der Katze„ veranstaltet, über den Rhein hinüber und die steilen Gemsenpfade zu den malerischen alten Trümmern empor geleiten. An einer Stelle zwischen den grauen Vorzeitüberresten, wo unter hochklimmenden Epheuranken und Hollunderzweigen

sich die prachtvollste Aussicht auf das Stück des Stromthals, das zu unseren Füßen unter uns lag, darbot, wurde der Sitz der Gesellschaft etablirt, die harrend stehenden Körbe ausgepackt und ein Symposion gehalten, wie wohl nie eines, von herzlicherer Jugend- und Lebenslust begleitet, sich tief in eine helle Mondnacht hineingezogen hat. Natürlich trug Saphir die Hauptkosten der sprudelnden Unterhaltung; aber er wurde auch, wie es des Spaßmachers Loos nun einmal ist, viel geneckt und gehänselt. So wurde, als ganz unerwartet da unten in dem am anderen Flußufer liegenden St. Goar rother Fackelschein aufleuchtete und sich ein einem Jubiläum im Städtchen geltender Fackelzug entwickelte, der, am Ufer des Stromes entlang ziehend sich malerisch in den Fluthen spiegelte, dem Wiener Humoristen aufgebunden, diese Feier sei aus Anlaß seiner Anwesenheit improvisirt und gelte ihm. Saphir, den wir jetzt als „Jubelgreis“ leben ließen, zeigte dem gegenüber die Gläubigkeit jenes deutschen Prinzen, der, Abends in die glänzend erleuchteten Straßen Londons einfahrend, tief gerührt war über solche ihm zu Ehren veranstaltete Illumination. Dem Fackelglanz folgte die schönste Beleuchtung des Vollmonds, der mit seinem blauen Licht die lauten,

lustigen Menschenkinder, die schweigenden melancholischen Ruinen, von denen sie umgeben waren, und die düsteren Bergeshäupter rund umher übergoß. Und als endlich die Damen der Gesellschaft den Aufbruch erzwangen und Alles den Heimweg antrat, betrachtete Saphir lange zögernd diesen schwierigen, steilen, schmalen, über Felsgeröll und Schiefergeschiebe sich absenkenden Weg; endlich, mit entschiedenem Mißtrauen gegen die vom genossenen Maiwein beeinträchtigte Sicherheit seines Schritts, warf er sich auf die Knie, bat meine Braut und mich, schützend seinen Marsch an allen Abgründen entlang zu flankiren, und bewerkstelligte auf allen Vieren den bedenklichen Rückzug.

Saphir schied am anderen Tage wieder und widmete alsdann der Erinnerung an diesen Tag ein Blatt seines in Wien erscheinenden „Humoristen"; das Zusammentreffen von so vielen Schriftstellern, Saphir, Freiligrath, Geibel, Walesrode und mir, auf Einem Dampfboot hatte bereits ein Leipziger Blatt mit boshaftem Gewitzel beschrieben, und auf so etwas drastisch zu antworten, war Saphir der richtige Mann. Ich glaube, Saphirs Unglück war, daß er so witzig war und dadurch verlockt wurde, seine ganze Geisteskraft auf den Wortwitz zu concentriren; hätte er

nichts als sein großes lyrisches Talent besessen und dies vertieft, so würde er als einer der besseren Dichter uns dauernd geblieben sein: jedenfalls hätte sich wohl Gesinnung, Charakter und der Fonds seines Wesens nicht in Witzraketen verknittert und verknattert. — Eines anderen schönen Tages muß ich noch gedenken, den wir damals mit einer Fußwanderung in zahlreicher Gesellschaft ausfüllten und der uns durch ein bei Goarshausen sich öffnendes Thal nach der Burgruine Reichenberg führte, der schönsten, aber auch einsamsten aller Burgruinen am Rhein oder in seiner Nähe, sie war der Hauptsitz des Dynastengeschlechts, das den seltsamen Namen von Katzenellnbogen führte, und ihr Erbauer muß ein Mann gewesen sein, der sich Erinnerungen aus dem Orient mitgebracht hatte und diese dem Charakter, den er seiner Schöpfung gab, aufzuprägen suchte. Der jetzige Besitzer sorgt für ihre Unterhaltung, und ich freue mich, eine fleißige und sorgsam gemalte Abbildung von der Hand eines Düsseldorfer Künstlers von ihr zu besitzen. — An Zeitvertreib fehlte es jedoch auch an unseren „süßen Wassern“ zu Marienberg nicht. Ein junger Fürst Dolgorucki mit seinem Ajo, einem Baron Stein aus den Ostseeprovinzen, und sechs

oder sieben Russen, Burschen, als ob sie Turgenjew aus einer seiner Novellen fortgelaufen wären, waren da und sorgten für kleine Hausbälle; die Gegend lockte zu Ausflügen, allerlei Besuche kamen — und so vergingen die Tage, bis für uns die Zeit des Aufbruchs gekommen. Ich machte für den Rest des Sommers mich ansässig in der Traube zu Darmstadt, dem soliden alten Gasthof, auf dessen Speichern, noch nicht gar lange vorher, der Baudirector Moller die alten Pläne zum Kölner Dom entdeckt hatte, die für den Weiterbau bald so bedeutsam werden sollten, und lernte nun das gute Darmstadt näher kennen, mit seinen Einwohnern, die, glaub' ich, die aufrichtigsten und gutmüthigsten Leute im deutschen Reiche sind und einen so kindlichen Dialect reden, als blinde Hessen aber so tapfer dreinzuschlagen wissen, wenn es gilt; die aber auch auf so viel ausgezeichnete Männer stolz sein können, welche aus ihrer Mitte hervorgingen. Nebenbei besitzt Darmstadt einen überraschenden Reichthum an Kunst- und anderen Sammlungen und eine überaus reiche, trefflich verwaltete Bibliothek, auf welcher ich eines Tages die Bekanntschaft Otto Müllers, der auf ihr beschäftigt war, machte. Einige Zeit nach meiner Ankunft ließ mir eines

Abends Eduard Duller eine Einladung zugehen, in einem Biergarten vor der Stadt zu erscheinen, wo ich Justinus Kerner finden würde, der eben in Darmstadt anwesend sei. Justinus Kerner! Ich hatte schon lange darnach verlangt, ihn kennen zu lernen, und fehlte natürlich nicht; der berühmte Geisterwelt-Theoretiker, das gemüthlichste aller Schwabenkinder, saß bereits auf einer Holzbank hinter einem schäumenden Seidel, sehr ähnlich einem wohlgenährten „Wort Gottes vom Lande" und absolut unähnlich einem Manne „who looks on something behind this world". Aber unendlich zärtlich war er — sentimental zärtlich im Ausdruck seiner entgegenkommenden Freundschaft — er ließ meine Hand nicht fahren und hielt mich an sich geschmiegt nicht wie einen neuen Bekannten, sondern wie einen wiedergefundenen Sohn. Kerners Augenleiden hatte damals noch nicht seinen Lebensmuth geknickt; er klagte zwar viel darüber und seufzte viel, aber er gehörte zu den privilegirten Menschen, bei denen man fühlt und ahnt, daß die schöne Klarheit und reine Güte des Gemüths in ihnen auch die Quelle einer vorwaltend heiteren Stimmung sein müsse; er war dadurch mit Freiligrath verwandt, der ja auch so gern seine Lieder sang. Ob ich ihm von west-

fälischen Vorgeschichtensehern habe berichten müssen, weiß ich nicht mehr — nur, daß er mir sehr gründlich meine landläufige Vorstellung, er gebe sich mit Geistersehen ab und lebe im angenehm freundschaftlichen Verkehr mit allerlei Nachtgespenstern, mit Incubus und Succubus, gründlich berichtigte; er hatte nie in seinem Leben etwas gesehen, das auch nur entfernt einem Spuk geglichen — und was ihn in Weinsberg umgab, das waren die warmblütigen und lebendigen Geister zahlreicher junger und alter Freunde, die sein Haus und seinen Thurm umschwärmten und alle eine gastliche Heimstätte da fanden. Auch ich mußte ihm versprechen, recht bald bei ihm einzukehren.

Ich habe wohl nie ein derartiges Versprechen rascher und sicherer erfüllt. Denn schon am Nachmittage des siebenten October dieses Jahres 1843 saß ich zur Seite einer jungen Frau in dem Wagen, der unter den breitgeästeten alten Wallnußbäumen der Bergstraße uns über Heidelberg nach Weinsberg und dann weiter nach Augsburg bringen sollte — es war ein stiller, verschleierter Tag und zu einer weichen Herz- und Seelenfeier so harmonisch stimmend, wie die folgenden sonnigen Tage dann zu dem anziehenden Leben und Treiben im freundlichen Weinsberg stimmten.

Wir nahmen, um Kerner nicht lästig zu werden, ein Quartier im Hotel des Städtchens, sehr zur Unzufriedenheit des „Rickele", der würdigen Hausfrau Kerners. Das am oberen Ende des Ortes frei im Grünen liegende Heimwesen des berühmten Oberamtsarztes von Weinsberg, mit seinem alten geschichtenreichen Thurm, seinen Aeolsharfenklängen, seinen Maultrommelconcerten und seinem romantischen Hintergrunde, der Burgruine, an welche sich die Legende von der Weibertreue knüpft, das Alles ist so oft beschrieben, daß ich hier davon schweigen kann. Ich erwähne nur des reizenden Platzes unter dem rebenumsponnenen kleinen Vordach an der Gartenseite des Hauses, wo auf einem Tische, den Kerner in seiner Jugendzeit selbst, als Dilettant im edlen Schreinerhandwerk, zu Stande gebracht, die Mahlzeiten eingenommen wurden, und des langbeinigen Kranichs, der im Garten umherlief. Kerners nächste Freunde waren Lenau, dessen wohlgetroffenes Oelportrait über seinem Schreibtisch hing und jener dichterisch hochbegabte Graf Alexander von Württemberg, von dessen traurigen Verhältnissen und Ende uns Hackländers „Roman meines Lebens" Andeutungen giebt, ohne doch den eigentlich wunden Fleck im Leben des armen fürstlichen Sängers

zu berühren. Doch stand Kerner vielleicht David Strauß ebenso nahe — er war für seine Geistertheorien so wenig Fanatiker und wollte so sehr nur der wissenschaftliche Beobachter von Phänomenen, an die er glaubte, sein, daß Strauß' Kriticismus der Wärme seiner persönlichen Gefühle durchaus keinen Eintrag that. Als Gast seines Hauses fand ich Geibel bei ihm; dieses Sonnenkind campirte hier ohne Scheu vor den „Nachtseiten der Natur" mit Kerners begabtem Sohn Theobald, dem jungen Mediciner, der später sich auf Elektro-Therapie geworfen hat, zusammen in einem dem Haupthause gegenüberliegenden Gartenhäuschen, und sie Beide schwuren eines Morgens hoch und theuer, daß es in der Nacht in ihrem „Todtenhäuschen" ganz entsetzlich gespukt habe — leider ohne viel Glauben zu finden. Das Todtenhäuschen hieß es, weil es in dem Garten, der früher ein Friedhof gewesen, stand, was ihm denn natürlich die schönste Anwartschaft auf allerlei Spuktraditionen gab. Es war eine Art Succursale für die Gäste, welche das Haus nicht faßte; sehr oft und lange hat Lenau darin gehaust und daraus sein melancholisches und wildes Geigenspiel in stille Sommernächte hinein ertönen lassen.

Mir kam überhaupt Kerner als seiner Geisterwelt

nachgerade ein wenig satt und überdrüssig vor; es geht ja den Meisten, die sich mit allerlei Geistern einlassen, am Ende so, daß sie ihrer genug und übergenug bekommen. Nur einmal führte und bannte er uns in einen Zauberkreis — als er Abends die Lichter löschte und sein Spiel auf der Maultrommel begann, aus der er ein ganz wunderbares und gar nicht zu beschreibendes Instrument machte — er selbst hat die Macht dieses Spiels am besten ausgedrückt in seinem Gedicht: Auf Eulensteins Spiel, S. 401 seiner „Gedichte“. Es war in der That wie ein Herüberklingen aus überirdischen Sphären! — Am Ende unseres Besuches, dessen acht inhaltreiche Tage nur zu rasch dahinflossen, schenkte Kerner uns sein Bild, einen lithographirten Croquis, auf welchem er, um die Aehnlichkeit mit einem Ehrenpastor noch größer zu machen, einen Talar trägt und, die Hände über seinen Stock gelegt, sein von reichem lockigem Haar umwalltes Haupt mit dem Ausdruck einer unbeschreiblichen Gutmüthigkeit im Profil zeigt. Darunter hat er geschrieben:

Dies soll ich sein — ich weiß es nicht —
Getroffen ist nicht mein Gesicht,
Getroffen aber ist der Rock,
Des Körpers Haltung und der Stock.

Aus demselben Winter datirt dann der folgende Brief,

in welchem, durch einen häuslichen Kummer genährt, schon jene Schwermuth herrscht, die damals noch seine Freunde weniger ergriff und rührte, weil die Klage etwas von einer liebgewordenen Gewohnheit bei ihm zu haben schien, während das Leid doch immer tiefer und tiefer seine letzten Lebensjahre umdunkelte. So schrieb er uns im Winter darauf:

„Herzliebste Freunde!

Eure lieben Worte haben mich recht innig erfreut. Es ist lieb, daß Ihr meiner noch denket, besonders in Eurer großen Freude, die mir fast bange macht, weil ich in meinem Leben, wenn ich recht fröhlich war, gewiß bald einen Jammer zu erwarten hatte. — Gott aber schütze Euch vor allem Leid! — Mir fließt es immer reichlich zu, und mein Herz wurde, seit Ihr uns verlassen, so betrübt, ja so verzweiflungsvoll als irgend eines Menschen Herz. Fragt nicht warum, es ist doch nicht zu helfen. Wollte Gott, es könnte so ein banges Menschenherz Alles singen und sagen, es würde ihm leichter!

„Den lieben Geibel verlor ich durch Stuttgart ganz, wo er von einem Freudenfeste zum anderen ge-

laden wird und des betrübten Kerner wohl nicht mehr denkt. Ich höre, er gehe jetzt nach Berlin. —

„Freiligrath schrieb mir am Christfeste und sandte mir schöne Erinnerungen von seiner Frauen und den Töchtern des Herrn Landraths in St. Goar.

„Mit innigstem Vergnügen lese ich die mit S. bezeichneten Aufsätze in der Allgemeinen Zeitung und kürzlich auch das herrliche O'Connell=Gedicht. Die interessante Novelle im Morgenblatt fange ich auch an zu lesen. Würden nur meine Augen nicht immer schlimmer. Mit dem Schreiben geht es noch durch's Gefühl der Finger; aber mit dem Sehen, besonders von Buchstaben, ist es sehr arg. Und bei alle dem noch den Arzt spielen und so viel Leid im Herzen tragen — o, das ist hart! — Ich ende, damit ich nicht weiter klage, und sage nur noch, daß ich Euch innigst liebe, mich Eurer Freundschaft freue und Euch nie vergessen werde.

„Gott sei mit Euch! Verlasset mich nicht! In Liebe Euer Justinus Kerner.

Weinsberg, 8. Feb. 44."

Das Leid, von welchem er hier redet, war, wie ge=

sagt, ein häuslicher Kummer, den er doch längst überwunden hatte, als ich ihn dann nach einigen Jahren wiedersah, in Köln, das er auf einer Reise nach Braunschweig berührte und wo er drei Tage hindurch bei uns verweilte, und wo in anregendem Kreise hinter gutem Getränk ihm etwas von dem alten Frohmuth, der alten Lust und Laune wieder zurückkehrte.

Ende des ersten Bandes.

Stimmen der Presse
über
Die Frauen der Petersburger Gesellschaft.
Roman
von
Wladimir Fürst Meschtschersky.

Mit Autorisation des Verfassers aus dem Russischen in's Deutsche übertragen von
J. Clark.

. . . Das sehr gefällig geschriebene Buch hat vor allen Dingen das Gute, daß es ein weitverbreitetes Vorurtheil widerlegt, als wäre die Petersburger Gesellschaft, namentlich die Damenwelt, eine verdorbenere und schlimmere als die irgend einer andern großen Hauptstadt. Wir gewinnen vielmehr den Eindruck, daß gerade in den höchsten aristokratischen Kreisen Mädchennaturen von einer Zartheit des seelischen Empfindens gedeihen, wir wir Aehnliches im westlichen Europa kaum kennen. .

Bern, „Der Bund."

. . . Das Leben der Petersburger Aristokratie ist dem Verfasser augenscheinlich aus eigener praktischer Anschauung auf's Genaueste bekannt. Daß er die innere Hohlheit, die Frivolität, die oft geradezu hohe Genußsucht desselben allzu grell beleuchtet hätte, kann man nicht sagen, trotzdem einzelne Schilderungen der Gesellschaft dem deutschen Leser starke Ueberraschungen bereiten werden. Meschtschersky zeigt vielmehr an einigen Personen von der hohen Aristokratie, daß durch den Taumel der Genüsse und die förmlich zum Princip erhobene Grundsatzlosigkeit nicht immer und überall die guten Keime im Inneren des Menschen ausgerottet zu werden brauchen. „Die Frauen der Petersburger Gesellschaft" gewähren ein werth-

volles Cultur- und Sittenbild. Ob der Verfasser bei seinen Schilderungen ganz bestimmte Petersburger Persönlichkeiten vor Augen gehabt hat, läßt sich ja aus der Ferne nicht entscheiden. Er hat uns eine furchtbare Corruption sehen lassen; er hat das aber nicht gethan, um sein Scherflein dazu beizutragen, den Glauben an die Menschheit zu untergraben. Mit nicht geringem Geschick sucht er vielmehr aus dieser staubigen Spreu einige goldene Weizenkörner heraus und zeigt uns gerade da, wo die Wogen des frivolen Genusses am höchsten gehen, einige Felsen der Moral und der Menschenwürde Und darum wird Niemand das Buch unzufrieden aus der Hand legen.

Bremen, „Weser-Ztg."

... „Die Frauen der Petersburger Gesellschaft", Roman von Wladimir Fürst Meschtschersky. Der russische Fürst ist wohlbekannt auf dem Gebiete des socialen Romans: schon sein erster Roman „Die Realisten der großen Welt" erregte berechtigtes Aufsehen. Der neue Roman schildert in spannungsvoller Weise das Leben und die Verhältnisse der aristokratischen Welt Petersburgs. Wenn auch ein Effectroman in vollem Sinne des Wortes, wird das Werk doch nicht ohne tieferes Interesse gelesen werden. Bedarf ja unsere blasirte Zeit gerade so drastische Schilderungen, um aus der Interesselosigkeit, welche im Allgemeinen der Romanliteratur entgegengebracht wird, aufgerüttelt zu werden. ...

„Braunschweiger Tageblatt."

... Es ist bereits das zweite Werk Meschtscherskys, welches die Verlagsfirma edirt, und man kann sagen, daß, wenn die russische Literatur solche Schöpfungen in weiterer Folge darzubieten vermag, sie verjüngend, belebend, epochemachend auf die deutsche Romanliteratur wirken wird. Der Roman „Die Frauen der Petersburger Gesellschaft" (das heißt: der bevorzugten Klassen) ist groß angelegt, mit dramatischer Steigerung gleich den besten französischen Romanen durchgeführt, aber frei von der Seichtheit der letzteren, von sittlicher Tiefe, scenenreich, farbenfrisch, auf's Aeußerste spannend und mit dem Triumphe der edlen gesellschaftlichen Elemente effectvoll schließend. Ganz abgesehen von dem außerordentlichen Unterhaltungswerthe des Buches, berührt es den Leser wohlthuend, daß der Verfasser offenbar ein großes ethisches Problem vor Augen hat: er hält der russischen vornehmen Welt ihr eigenes Bild vor, er zeigt sie mit allen ihren schlechten Elementen, den Schmeichlern und Kriechern, den durchtriebenen Intriguanten, den übermüthigen Genußmenschen, die keinen Glauben und keinerlei sittliche Grundsätze mehr haben, sich aber vermöge ihrer Machtstellung Alles erlauben zu dürfen glauben, dem

tollen Frevelmuth des Geldes und der Gunst, aber im Gegensatz dazu auch den Edelsinn, die echte Frömmigkeit, die Barmherzigkeit gegen Arme und Bedrückte der besseren Elemente, deren Dasein Niemand bezweifelt, wenn er Meschtschersky's Werk gelesen hat . . .

Budapest, „Pester Lloyd."

. . . Der Verleger S. Schottlaender in Breslau und mit ihm der Uebersetzer J. Clark haben mit diesem Roman dem lesenden Publikum einen großen Dienst erwiesen, denn die darin geschilderten Frauen der Petersburger Gesellschaft, nämlich die der bevorzugten Klassen, vermögen wohl das Interesse zu erregen. Der Verfasser hält der vornehmen russischen Welt einen Spiegel vor, in welchem in bunter Reihe alle ihre Gesellschaftstypen nacheinander und miteinander erscheinen. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle den Gang der Handlung, die hoch dramatische Steigerung derselben, jede einzelne der interessanten Frauengestalten und der in ihrer Umgebung sich bewegenden Männer zu schildern, es muß genügen, darauf hinzuweisen, daß der Verfasser jeden Augenblick interessant schreibt und daß sich in seinem Buche eine Menge von Glanzpunkten literarischer Darstellungskunst finden. Jedenfalls aber darf man dem Verleger und dem Uebersetzer danken für die Einführung dieses interessanten Werkes aus der neuzeitlichen russischen Literatur, die jetzt auf gleichen Rang sich erhebt, wie die der anderen Culturländer Europas und ihr auch an Fruchtbarkeit wenig nachsteht . . .

Hamburg, „Nachrichten."

. . . Fürst Meschtschersky's neuer Roman ist mit dramatischer Steigerung durchgeführt, von sittlicher Tiefe, scenenreich, farbenfrisch und außerordentlich spannend. Der Verfasser hält der russischen vornehmen Welt ihr eigenes Bild vor, er zeigt sie mit allen ihren schlechten und guten Elementen. Alle darin auftretenden Gestalten sind typisch; wie sie leben und schaffen, so stellt der Verfasser sie realistisch vor unsere Augen. Den treibenden Mittelpunkt des Ganzen bildet die boshafte, höfisch intriguante, leidenschaftsvolle Gräfin Trubetzkoi, das Weib, an deren Lebensgange hinreißend nachgewiesen ist, welche grenzenlose Macht schöne durchtriebene Frauen, wie überall, so auch in Rußland selbst auf die höchsten Würdenträger ausüben, aber niemals zum Guten. Das lesende Publikum hat den Werth des Meschtschersky'schen Buches rasch erkannt, denn es ist davon, schon ehe der dritte Band die Presse verließ, bereits eine zweite Auflage nöthig geworden. . . .

Teschen, „Silesia."

. . . Unter den in Romanform erscheinenden Culturbildern aus Rußland nehmen die Werke des Fürsten Meschtschersky gegenwärtig den vornehmsten Rang ein. Seine Romane athmen Leben, Wahrheit; sie sind scenenreich, farbenfrisch und von einer dramatischen Steigerung, welche die bei Clienten von Leihbibliotheken so außerordentlich beliebte „Spannung" in ausgiebiger Intensivität erzeugt Mag aber der Spiegel, den der Verfasser der vornehmen russischen Welt vorhält, welche Fratze immer zurückwerfen, stets bleiben die Gestalten lebensvoll und nie verliert der Verfasser durch Uebertreibungen den Glauben bei seinen Lesern. Die Ausstattung des dreibändigen Romans und die von J. Clark besorgte Uebersetzung entsprechen vollkommen dem Werthe des Werkes . . .

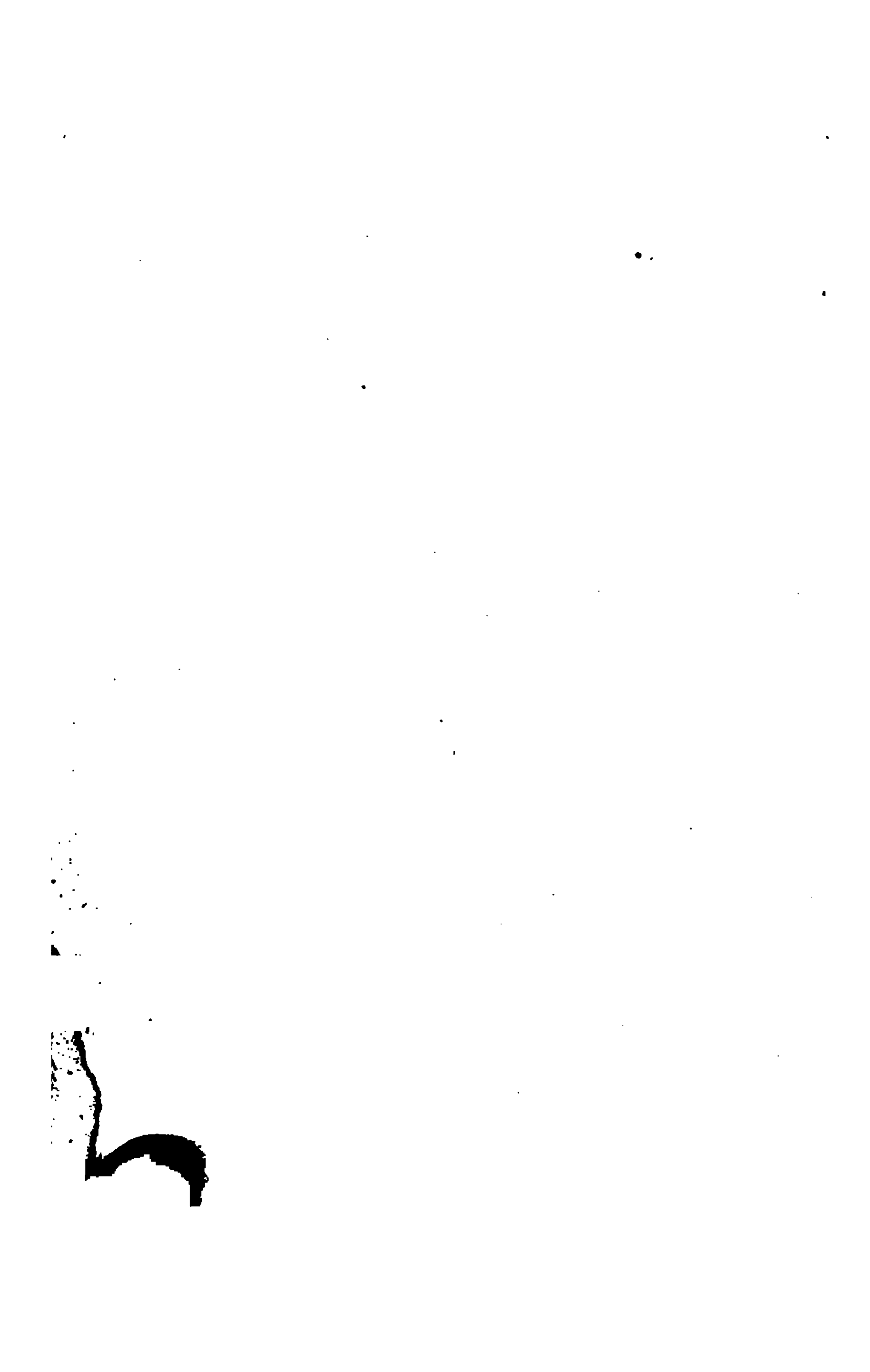
Prag, „Bohemia."

. . . Der Roman schildert mit wirkungsvoller Steigerung in effectvoller, aber doch immer naturgemäßer Entwickelung das Leben der aristokratischen Welt Petersburgs mit ihrer Prunksucht und maßlosen Verschwendung, mit ihren entsetzlichen Ausschweifungen, mit ihrer falschen Frömmigkeit und geheuchelten Mildthätigkeit. Mit dem Geschicke des Meisters werden die sich berührenden Contraste aneinandergereiht: hier erschreckende Frivolität, dort rührendes, kindliches Gottvertrauen, in derselben Familie empörende Herzlosigkeit der Mutter im Gegensatze zu der menschlich-schönen Großherzigkeit der Tochter, die haarsträubende Rücksichtslosigkeit einer intriguanten Phryne, die sich in die besten Kreise eingedrängt hat, neben der idealen Begeisterung eines allen Verlockungen widerstehenden Mannes &c. Der Roman zeigt die Verführung in ihrer verlockendsten Gestalt, macht uns aber auch mit edlen Charakteren bekannt, deren tiefer sittlicher Fonds hinreicht, den Angriffen und Verführungen der versumpften Gesellschaft zu widerstehen und die siegreich aus dem tollen Treiben hervorgehen. Meschtscherskys Roman ist ein Sittengemälde im besten Sinne des Wortes — die Wirkung desselben kann nicht zweifelhaft sein. . . .

Wien, „Presse."

Lebenserinnerungen.

II



Zweiter Band.

Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

Zweiter Band.



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1886.

Zweiter Band.

Inhalt.



In Augsburg.

Bald war für uns die Stunde des Scheidens von Weinsberg gekommen, und quer durch's Schwabenland, über Schwäbisch=Hall, Nördlingen und das alte Stift Ellwangen, erreichten wir Donauwörth und endlich Augsburg und seine klassischen „Drei Mohren", diese wackersten aller Heiden, welche seit Jahrhunderten so viele Wanderer gelabt und erquickt und geschirmt haben, ohne Ansehen der Person, vom großen Potentaten und Fürsten bis herab auf den zerlumpten wandernden ewigen Juden und noch tiefer, den zerlumpten wandernden deutschen Bundestag — und die heute auch dem dämonischen Zeitgeist verfallen sind. Augsburg — damit stand ich wieder einmal auf der Lebenswanderung vor einem weiteren Diorammaglase, das in eine neue Welt blicken ließ: eine gute, brave,

gemüthliche Welt, voll redlicher, meist orginell angelegter und geistreicher Menschen, unter denen die markanten Idealistenköpfe so wenig als die schönsten Frauenköpfe fehlten; Männer darunter, denen seitdem wie F. List eherne Ruhmessäulen gesetzt sind, Frauen, deren Bilder in der Schönheitsgalerie König Ludwigs aufgenommen waren; und das Alles sich bewegend um eine „cinquième puissance“, eine Macht im Reiche der Intelligenz, das Alles mit einer gewissen idyllischen Freiheit der Lebensformen gelagert um den Alle nährenden Quell der politischen Hippokrene: Allgemeine Zeitung.

Der Gedanke an Augsburg ist in mir zunächst verbunden mit einem ziemlich düsteren, sehr alterthümlichen Hause in der Sanct Annenstraße, in welchem ein wunderlicher alter Herr, der letzte Sproß eines Augsburger Patriziergeschlechts, allein mit einer alten Magd hauste und in dessen erstem Stock unsere junge Haushaltung eingerichtet wurde — nicht ohne einige jener schönen geschnitzten und eingelegten Renaissancemöbel, welche bei den Augsburger Althändlern für ganz unglaublich geringe Preise zu erhandeln waren. Aus einer weiten düsteren Vorhalle unten führte eine steinerne Treppe in unsere

Wohnung, welche nach der Rückseite auf einen geschlossenen Hof stieß, den ein Flügel mit einem alten Banketsaal abschloß — einem Stück siebzehnten Jahrhunderts mit Deckengemälden und ledergepreßten Tapeten und geschnitzten Armsesseln und Bücherschränken, welche in schönen französischen Einbänden die ganze Literatur der Zeiten Gottscheds und des siebenjährigen Krieges enthielten. Jene steinerne Treppe aber, von wie viel liebenswürdigen und verehrten Menschen ist sie nicht betreten worden, die uns in den bescheidenenen und anspruchslosen Räumen besuchten! Da war zuerst der schwere, langsame Schritt, der Vater List ankündigte, wenn er, ein wenig keuchend wegen seiner Leibesfülle oft noch in spätester Abendstunde laut und lachend heraufkam, um seine erregten Geister durch ein Geplauder zu beruhigen. Dann Kolb, der in seiner Freundschaft für uns der Vermittler so vieler uns später theuer gewordenen Bekanntschaften wurde — der Fallmerayers, Ludwig Steubs, Heinrich Königs, Sophie Schröders und des interessanten Menschen, der unser nächster Nachbar war. Dies war der Major von Hailbronner, der mit einer wie er unverheiratheten Schwester im nächsten Hause wohnte, umgeben von mancherlei bunten

ethnographischen Erinnerungen; denn er war als Verfasser von „Morgen- und Abendland“, wie er sein Touristenwerk genannt hatte, gewohnt, den Mund etwas voll zu nehmen, er war nämlich ein „blagueur“, so groß, wie er lang war, und ein berüchtigter Herzenbrecher. Aber ein Gesellschafter so witzig und erheiternd wie wenige. In Paris hatte er viel mit Heine verkehrt, und da er eine so überaus stattliche, in seiner Chevauxlegersuniform imponirende Erscheinung war, hatte ihm Heine, neben ihm auf den Boulevards schlendernd, eines schönen Tages ganz ernsthaft gesagt: „Hailbronner, thun Sie mir einen großen Gefallen; wollen Sie?“ — „Und welchen?“ — „Duelliren Sie sich mit mir . . . schießen wir uns im Bois de Boulogne!“ — „Aber ich bitte Sie; Ihr Maul ist böse genug, aber mich haben Sie damit noch nicht gekränkt; wozu uns duelliren?“ — „Ich meine ja auch nur zum Schein. Es würde mir ein ganz fabelhaftes Prestige geben, wenn alle Journale ein Entrefilet brächten, daß ich mit solch einem Goliath wie Sie auf die Mensur gegangen. Wir machen natürlich keinen Ernst daraus, sondern lassen hübsch die Kugeln aus den Läufen fort!“ Hailbronner hatte solchen Scherz begreiflicherweise abgelehnt, aber über

einen anderen herzlich gelacht. Heine hatte ihn betrachtend gesagt: „Hailbronner, ich wollte, ich könnte Ihnen auf drei Wochen Ihren Körper ableihen. Dann würde ich ihn Ihnen getreulich wiederbringen, aber wüst zugerichtet!" — Er hat später seine Touristenfahrten durch den Orient und Occident damit beendet, daß er als General an der Spitze der „Strafbayern" in Kassel eingerückt ist, und ist dann früh gestorben.

Eines Abends, zur Zeit der Theestunde, erschien Kolb in Begleitung eines kleinen, so gebeugt und gealtert aussehenden Mannes, daß ich ihn im ersten Augenblick gar nicht erkannte, als er hinter jenem eintrat. Dann rief ich erfreut: Lenau! aus und war doch erschrocken, ihn so verändert zu sehen. Er hatte in den Sommermonaten sich verlobt, hatte jetzt kürzlich ein Arrangement mit Herrn von Cotta getroffen, das eine gewisse Gewähr für seine Zukunft enthielt, und war nun auf dem Wege nach Wien, um seine dortigen Angelegenheiten zu ordnen, dortige Verhältnisse zu lösen — eine Aufgabe, welcher er mit schwerem Herzen entgegengehen mochte; man weiß ja, welche Bande ihn dort an ein edles Frauenherz knüpften; und wenn er dabei nicht gerade an die ähnliche Situation Immermanns

bei dessen Verlobung dachte, die Ahnung, daß ihm Katastrophen derselben Art, wie sie dieser folgten, bevorständen war ihm bei seiner tiefgründigen Natur, die zum Abwägen der Dinge ja stets nur schwere Gewichte hatte, sicherlich nicht fern! Wir redeten von den gegenseitigen Sommererlebnissen, es wurde ihm Glück gewünscht und sein projectirtes zukünftiges Heim, Frankfurt, besprochen — aber er blieb still und gedrückt und schied auch bald wieder, um sich von Kolb in seine Mohrenherberge geleiten zu lassen. Am anderen Tage sprach auch Kolb seine Besorgnisse um den innerlich so wenig glücklich scheinenden Bräutigam aus.

Ein freundschaftlicher Verkehr bestand auch mit der Familie v. Binzer. Herr v. Binzer, in seiner blühenden Jugendzeit ein begeisterter Burschenschafter, Dichter und Componist des Liedes „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“, lebte um der Allgemeinen Zeitung willen in Augsburg; Frau v. Binzer, welche unter dem Namen Ernst Ritter sehr gute Erzählungen geschrieben und der Allgemeinen Zeitung manchen sehr hübschen Artikel geliefert hat, stand der Herzogin von Kurland und Sagan, in deren Hause sie aufgewachsen war, nahe und hatte eine Menge Beziehungen zu Wiener Kreisen; aus diesen kam

öfter zu einem längeren Aufenthalt ihr Freund Zedlitz, der Dichter der „Todtenkränze“ und des „Sterns von Sevilla“, nach Augsburg, den sie später, als sie verwittwet in Wien lebte, aufopferungsvoll bis an sein Ende gepflegt hat. Sie war eine lebhafte, gewandte, vielerfahrene Frau und ihr belebtes Haus, das zwei schöne Töchter schmückten, ein Mittelpunkt anregender Geselligkeit. Friedrich List, dessen Haus durch eine ebenso schöne als musikalisch begabte Tochter geschmückt war, wohnte in der Nähe — seine Familie, die Kolbs, die Binzers und die unserige bildeten „von Hirten eine friedliche Gemeinde“, welche an bestimmten Wochentagen regelmäßig zu Abendgesellschaften zusammenkam, und diese Gesellschaften, zu denen jeder als Gast mitbrachte, wer eben bei ihm von durchreisenden Freunden aufgetaucht, waren anregend und heiter wie keine anderen. Bei Kolb fanden wir einst Franz Liszt, öfter Fallmerayer; bei Binzer den Geheimrath von Hormair; Gutzkow hatte ich im verflossenen Herbst in Frankfurt persönlich kennen gelernt; er kam jetzt nach Augsburg und begleitete uns auch zu dem Kaffeehause, in welchem sich gewöhnlich an den Nachmittagen unser Kreis zusammenzufinden pflegte; dabei war ich höchlich über seinen psycho-

gemüthliche Welt, voll redlicher, meist orginell angelegter und geistreicher Menschen, unter denen die markanten Idealistenköpfe so wenig als die schönsten Frauenköpfe fehlten; Männer darunter, denen seitdem wie F. List eherne Ruhmessäulen gesetzt sind, Frauen, deren Bilder in der Schönheitsgalerie König Ludwigs aufgenommen waren; und das Alles sich bewegend um eine „cinquième puissance", eine Macht im Reiche der Intelligenz, das Alles mit einer gewissen idyllischen Freiheit der Lebensformen gelagert um den Alle nährenden Quell der politischen Hippokrene: Allgemeine Zeitung.

Der Gedanke an Augsburg ist in mir zunächst verbunden mit einem ziemlich düsteren, sehr alterthümlichen Hause in der Sanct Annenstraße, in welchem ein wunderlicher alter Herr, der letzte Sproß eines Augsburger Patriziergeschlechts, allein mit einer alten Magd hauste und in dessen erstem Stock unsere junge Haushaltung eingerichtet wurde — nicht ohne einige jener schönen geschnitzten und eingelegten Renaissancemöbel, welche bei den Augsburger Althändlern für ganz unglaublich geringe Preise zu erhandeln waren. Aus einer weiten düsteren Vorhalle unten führte eine steinerne Treppe in unsere

Wohnung, welche nach der Rückseite auf einen geschlossenen Hof stieß, den ein Flügel mit einem alten Banketsaal abschloß — einem Stück siebzehnten Jahrhunderts mit Deckengemälden und ledergepreßten Tapeten und geschnitzten Armsesseln und Bücherschränken, welche in schönen französischen Einbänden die ganze Literatur der Zeiten Gottscheds und des siebenjährigen Krieges enthielten. Jene steinerne Treppe aber, von wie viel liebenswürdigen und verehrten Menschen ist sie nicht betreten worden, die uns in den bescheidenenen und anspruchslosen Räumen besuchten! Da war zuerst der schwere, langsame Schritt, der Vater List ankündigte, wenn er, ein wenig keuchend wegen seiner Leibesfülle oft noch in spätester Abendstunde laut und lachend heraufkam, um seine erregten Geister durch ein Geplauder zu beruhigen. Dann Kolb, der in seiner Freundschaft für uns der Vermittler so vieler uns später theuer gewordenen Bekanntschaften wurde — der Fallmerayers, Ludwig Steubs, Heinrich Königs, Sophie Schröders und des interessanten Menschen, der unser nächster Nachbar war. Dies war der Major von Hailbronner, der mit einer wie er unverheiratheten Schwester im nächsten Hause wohnte, umgeben von mancherlei bunten

gemeinen Zeitung in ein paar Dramen. Die Zeiten, in welchen ein junger Mensch ein paar Jahre seines Lebens auf dem Hohenasperg oder anderen festen Punkten des Vaterlandes mit weniger schönen Aussichten verlieren mußte, sind ja Gott sei Dank vorüber, die aber, in welchen er Zeit und Kraft verschwenden muß an die Herstellung einiger Tragödien in fünffüßigen Jamben oder in Shakespeare'scher Prosa, an solche schwärmerische Einleitung in die ödere Tragik seines eigentlichen Lebensberufs und Lebenslaufs — diese Zeiten werden wohl nie vorübergehen!

Im Mai 1844 machte ich mit meiner jungen Lebensgefährtin eine Reise an den Bodensee, um jene Annetten von Droste zu bringen. Ich fand diese, mit der ich im lebhaftesten brieflichen Verkehr und Gedankenaustausch während all' dieser Zeit geblieben, leider sehr verändert. Ihre Gesundheit war — vielleicht hatte ich es früher bei stetem Zusammenleben nicht so wahrgenommen — doch ein gewaltig schwächliches und gebrechliches Ding; sie erfüllte mich mit tiefer Sorge. Auch machte mir ihr jetziger Aufenthalt einen melancholischen Eindruck. Sie wohnte nicht mehr in ihrem alten, doch ziemlich comfortabel eingerichteten Quartier, sondern nach ihrem Wunsch hatte

man ihr ein Thurmgemach in einem anderen Gebäudetheil zu dem es nicht so viele Treppen zu ersteigen gab und wo sie in noch größerer Ungestörtheit weilen konnte, neu eingerichtet, und die Kahlheit, die weißen Kalkwände dieses noch nicht lange fertig gewordenen Raumes hatten etwas kerkerhaft Bedrückendes. Doch hatte sie alle ihre kleinen Schätze jetzt da bei einander und war mit dem Tausche sehr zufrieden. Konnte sie doch jetzt leichter hinaus zu ihrem geliebten kleinen Besitzthum, das sie unterdeß erworben und das sie mit großem Stolze uns zeigte — es war ein kleiner, oberhalb Meersburg liegender Weinberg mit einem bewohnbaren Pavillon darin, der das „Fürstenhäuschen" hieß — wunderlich roth, blau und grün war er angestrichen, dieser Pavillon; aber der „Maler" im Städtchen hatte ihn mit großem Stolz auf seine Leistung so schön decorirt, und nun konnte Annette es nicht über's Herz bringen, den ländlichen Paul Veronese mit dem Auftrag zu kränken, über seinen leuchtenden Farbenglanz einfachere Töne zu legen. Die Zeit des Zusammenseins, welche uns vergönnt war, verflog rasch — nach acht Tagen mußten wir scheiden, und der biedere alte Ritter, der nun schon fünfundsiebzig Jahre zählte, aber immer

noch so geistesfrisch und frohen Muthes „auf der aeltesten burg Teutschlandes“ saß und mit dem Truchseßen Ulrich von Singenberg sprach:

„Sust heiße ich wirt und rite heim, da ist mir nit we,
Da gesin ich von der heide und von dem gruenen kle,
Daz solt du steten, milter Got! das ez mir iht zerge!“

credenzte uns in seinem trefflichen Meersburger 1834er den Abschiedstrunk. Dann entführte der Dampfer uns quer über den See, den Thürmen von Constanz zu, und Annette schrieb in ihrer gewölbten Kemnate unterdeß ihr schönes Gedicht „Lebt wohl, es kann nicht anders sein“ (S. 117 der Letzten Gaben).

Wir sahen die Schweiz dann, begeistert von der Poesie ihrer Vergangenheit, schwärmend für die wunderbare Schönheit ihrer Natur, wieder möglichst ernüchtert von dem Theile ihrer Bevölkerung, dem als bonne prise der Tourist in die Hände fällt. Und nach Augsburg heimgekehrt, freute ich mich, nun den stattlichen Band der „Gedichte“ Annettens, den sie, von ihrer eigenen Hand auf's sauberste abgeschrieben, in meine Hände gelegt und dessen Verlag die Cotta'sche Buchhandlung bereitwilligst unter guten Bedingungen übernommen, an's Licht treten

zu sehen. Der Sommer verfloß rasch dabei: es wurden viele kleine Ausflüge gemacht, auch nach München, wo ich Kaulbach, der eben mit dem Carton seines babylonischen Thurmbaus beschäftigt war, kennen lernte und einen westfälischen Landsmann in ihm begrüßen durfte; und an Pilgern, die nach dem literarischen Mekka gewallfahrtet kamen und in interessanter Weise den Bekanntenkreis erweiterten, fehlte es nie; aber ich will nicht den Nomenclator so manches damals bekannten und vielgenannten und heute von tiefer Vergessenheit bedeckten Namens machen; es ist ein kurzathmiges und bröckeliges Ding, die literarische „Unsterblichkeit“.

An einem nebeligen Tage des Herbstes saß ich an meinem Tische in den Redactionsbureaus mit irgend einer Arbeit beschäftigt; das Fenster vor mir bot die angenehme Aussicht auf die düstere Augsburger Frohnfeste mit ihren vergitterten Kerkerfenstern, was damals für einen in Schriftstellerei verfallenen Menschen und nun gar für eine Zeitungsredaction ein höchst zweckmäßiges Memento mori war, als plötzlich raschen und erregten Schrittes Kolb in mein Zimmer trat, einen Brief in der Hand, den er mir mit dem Ausruf reichte:

„Da lesen Sie einmal, was ich da eben unter den eingelaufenen Briefen finde! Was in aller Welt bedeutet das?"

Es war ein einzelnes großes, mit einer schönen, klaren und festen Handschrift bedecktes Quartblatt — von der Hand Lenaus, und dessen Namen stand denn auch mit großen, höchst energischen Zügen darunter. Die Schrift aber lautete:

„Nachricht für meine Braut und meine Freunde in Frankfurt a. M.

Weil keine Arznei gegen meine bedenkliche Nervenkrankheit helfen wollte, nahm ich endlich meinen göttlichen Josephus Guarnerius hervor, spielte mir einen recht frischen steyerischen Landler und tanzte, mit aller Gewalt meiner Phantasie in eine steyerische Gebirgskneipe versetzt, unter Jägerburschen und Almmenschern, wüthig stampfend, einen Tanz so lange, bis ich exaltirt und durchwärmt war. Ich bin gesund. Dies ist geschehen diesen Morgen acht Uhr in meinem kleinen Gartenzimmer des Reinbeck'schen Hauses. Eine halbe Stunde später hab' ich dem Dr. Schelling einen Walzer vorgetanzt ganz frisch und lebendig. Der Doctor kam in einer Stunde wieder und fand mich in

gleichem Zustande. Mir ist unbeschreiblich leicht und wohl zu Muth, ich gehe so schnell und straff wie in meinen gesündesten Tagen. Jetzt will ich schlafen. Vivat Guarnerius!

Stuttgart, den 16. October 1844 — 10½ Uhr Morgens. Das musikalische Phantasiewunder geschah vor 2½ Stunden.

Lieber Kolb!

Das ist mir heute begegnet. Drucken Sie es schnell. Tausend Grüße und Küsse von Ihrem Freund

Nicolaus Lenau."

Solch einem wunderlichen und verblüffenden Actenstück gegenüber gab es, mit so sicheren, ruhigen und klaren Zügen und so gleichmäßig es auch geschrieben und so logisch es abgefaßt, so sorgfältig es adressirt und (mit Lenaus gewöhnlichem Petschaft, einem Schiff auf sturmgepeitschten Wogen und der Umschrift: Telle est ma vie) versiegelt war, doch nur eine Deutung. Und wir schreckten doch Beide gleich sehr vor einer solchen zurück, um so mehr, da uns wohl Lenaus Rückkehr von Wien nach Stuttgart, aber nicht seine Erkrankung bekannt war. Kolb schrieb sofort um Aufklärung nach Stuttgart; diese aber kam

bereits am anderen Tage durch einen Brief von Gustav Pfizer, der bat, etwaige Zusendungen von Lenau an die Zeitung nicht zu berücksichtigen, und dabei Andeutungen über den Ausbruch der Geisteskrankheit machte, welche sich also wohl zuerst in diesem wie eine Reliquie von mir bis heute aufbewahrten Briefe ausgedrückt hat; jener Geisteskrankheit, welche Lenaus sturmbewegtes Lebensschiff endlich in den Hafen eines Irrenhauses treiben und darin so herzbrechend elend versinken lassen sollte.

Es war nicht anders möglich, als daß sich durch den täglichen Umgang mit Männern wie Gustav Kolb und Friedrich List mein Blick in's Leben und mein politischer Sehkreis unendlich erweiterte. Vor Allem durch Kolb, dessen Idealismus der stärkere, dessen gemüthvollere Natur auch den Seiten des Menschenlebens ein Verständniß entgegenbrachte, für welche List das eigentliche Organ fehlte und für welche er kein Interesse hatte. List war dagegen sprudelnder, genialer in seinen Einfällen, denen er stets ein lautes, herzliches Lachen folgen ließ, just wie jener Richter Bueren, der unruhige Gast, den ich bereits genannt habe und an den List mit seiner ganzen Erscheinung und seinem ganzen Wesen mich erinnerte. Und so

wirkten Beide um so mehr auf meine Anschauungen ein, da sie so ziemlich vom selben politischen Credo waren — im Grunde, trotz allen liberalen Vorkämpferthums, conservative Naturen, lebendiger von dem nationalen Einheitsgedanken als von dem Freiheitsgedanken durchglüht und Beide wohl auch des stillen Glaubens, daß die Menschheit nur durch ihre geistige Aristokratie weiterkommt, daß die politischen Formen, in deren Werth und Alles entscheidende Bedeutung sich die halbe Bildung verbeißt, für das Glück der Menschheit nicht ausschlaggebend sind und daß jedenfalls die Herrschaft dieser halben Bildung das Schlimmste von Allem ist. — In den orientalischen Dingen, in Allem, was das „illyrische Dreieck" und den „am Bosporus liegenden Schlüssel zur Weltherrschaft", was „Swätoslav und seine byzantinischen Begierden" anging, war Fallmerayer, dessen „Fragmente aus dem Orient" damals in der „Allgem. Zeitung" erschienen, die leitende Autorität, obwohl Kolb ihm oft große Stellen in seinen Aufsätzen streichen mußte, worüber dann der langsam und bedachtsam arbeitende, an der Facettirung seiner stilistischen Juwelen lange polirende Gelehrte in magistralen Zorn gerieth. Aber was half es ihm — die Censur war eine vis major,

und sie sorgte schon dafür, daß eure schönsten Gedanken für die Hunde waren . . .

„Das war die Rede, die ich hielt
Ganz ohne Vorbereitung.
Verstümmelt hat Kolb sie abgedruckt
In der Allgemeinen Zeitung,"

heißt es ja auch schon in Heines „Wintermärchen".

List dagegen, der in Augsburg ein wöchentlich erscheinendes Zollvereinsblatt redigirte, übte in staatswirthschaftlichen Fragen einen bestimmenden Einfluß auf Kolb und die Richtung der „Allgemeinen Zeitung" aus, um so mehr, als Kolb sich schon früher auf demselben nationalen Standpunkt mit seinem Landsmann befunden hatte, bevor List nach mancherlei Schicksalen nach Augsburg gezogen war. Und nun war es doch ein wunderlich zusammengespanntes Paar schwäbischer Landeskinder, welches hier an einem Strange zog. Tiefgründige Naturen waren sie Beide, und Beide Idealisten, wenn auch List sich mit dem realen Leben beschäftigte und mich bei der ersten Begegnung mit ihm fragte, wie viel in Westfalen die Butter und die Eier kosteten, was ich ihm absolut nicht beantworten konnte! Er schaute eben doch auf diese realen Dinge von den

höheren Standpunkten aus, auf die sich nur der Idealist heben kann, er durchflocht seine praktischen Folgerungen daraus mit großen und weittragenden Ausblicken und Ideen. Der Kern und letzte Gedanke all' seines Mühens und Strebens für das „nationale System der politischen Oekonomie" aber war die Leitung des deutschen Volkes zur Freiheit und Einheit auf einem anderen, praktischeren Wege als die sämmtlichen bisher eingeschlagenen. Und dieser Gedanke war ein von Haus aus echt transatlantischer, er hatte ihn von jenseits des Meeres, aus der Verbannung in Amerika mitgebracht, und mit einem englischen Sprüchwort drückte er ihn am liebsten aus. Das Sprüchwort heißt: „An empty bag cannot stand upright." Wir drücken es mit „Gut giebt Muth" aus. List exemplificirte schon an den Bauernkriegen, daß die wachsende Wohlhabenheit der Landbevölkerung im 16. Jahrhundert den Bauer, der so lange das drückendste Joch geduldig ertragen, zur Erhebung und zum heroischen Kampfe für seine Emancipation gebracht. Er wollte den Nationalwohlstand gehoben, durch eine weise Schutzpolitik vermehrt sehen; mit der deutschen Armuth sah er die deutsche Duckmäuserei, das deutsche Angstphilisterthum, das deutsche Wolkenkukuksheim schwinden, und so

war seine Parole „Durch Wohlstand zur Freiheit", sicher dabei, daß die so errungene Freiheit eine auf sichere feste Basen gegründete sein würde, denn das Capital läßt nicht mit sich scherzen und ist von zäher Widerstandskraft.

In der Unterhaltung war List in hohem Grade fesselnd und anregend; er steckte voll guter Einfälle und Geschichten und liebte zu plaudern und zu lachen; war auch nicht gerade sehr empfindlich, wenn er geneckt und aufgezogen wurde — nur mußte es nicht just mit seinem amerikanischen Omnibusabenteuer sein. Eines schönen Tages in den Vereinigten Staaten — so erzählte Kolb, der es in einem amerikanischen Blatte gefunden — war eine Gesellschaft von vierzehn Personen in einem Omnibus über Land gefahren und in menschenleerer Gegend von einem mit einem Schießgewehr bewaffneten Räuber angefallen worden; dieses verbrecherische Individuum hatte gefordert, daß die Gesellschaft bocc' a terra mache, als sei man in der Gegend von Terracina, und in der Angst vor seinem verderblichen Schießgewehr hatten alle vierzehn Fahrgäste sich dem unterworfen und sich ausplündern lassen. Kolb wollte nun sichere Indicien haben, daß ein in dem Berichte eine hervorstechende Rolle spielender „fat German gentleman"

Niemand anders als sein verehrter nationalökonomischer Freund gewesen sei, was dieser jedoch, wie gesagt, nicht weiter erörtert zu sehen liebte. — In Kolbs reizbarer capriciöser, nach innen lebender Natur war mehr als in dem kosmopolitischen List der Schwabe ausgesprochen; es war ein vieldrähtiges Garn, diese Natur, die nicht leicht zu durchschauen war; auf dem Grunde derselben lagen eine goldene Treue und Ehrlichkeit, eine unendlich warme Vaterlandsliebe und ein großer Seelendurst nach Poesie; darüber lag ein Anflug von Humor und von Sentimentalität; und zu dem allen kam eine große Anspruchslosigkeit; es war keine Spur von Ueberhebung oder eitlem Größenwahn in dem mächtigsten und einflußreichsten Journalisten des damaligen Deutschlands. Er hat seine Stellung nie zu dem allergeringsten persönlichen Vortheile ausgebeutet; er hat nur wie ein geduldiger Kreuzträger alle Widerwärtigkeiten, alle Fehden, die mit der Leitung solch einer Zeitung verbunden waren, auf sich, ganz allein auf seine überbürdeten Schultern genommen. Seine Reizbarkeit hat ihn dabei unendlich viel leiden gemacht, namentlich zur Zeit des philosophisch-politischen Rohmer-Schwindels, als die jetzt verschollenen, einst in Süddeutschland und der Schweiz viel Staub auf-

wirbelnden Windhosen Friedrich und Theodor Rohmer in der „Allgemeinen Zeitung“, die sich ihrem Gallimatthias verschloß, durchaus ein Organ finden wollten. — Der liebenswürdigste Zug in Kolb war seine geistige Elasticität. Die geistverwüstende Redacteurthätigkeit, die er so viele Jahre hindurch geübt, alles Wichtigere selbst thuend, selbst erledigend, nicht die geringste Verantwortlichkeit auf Anderer Schultern legend, hatte ihm dennoch nichts geraubt von seiner Herzenswärme und seinem immer regen und lebendigen Interesse für alles Gute und Schöne; es war wie eine ewige Jugend in ihm. Kolb war ein unbedingter Bewunderer Leopold von Rankes und wußte, wenn nicht gerade etwas seine patriotische Wärme, sein deutsches Gefühl bis zum Hitzegrade brachte, die Dinge mit der kühlen Objectivität des großen Meisters der Historik zu nehmen; so war er der schwierigen Aufgabe gewachsen, die eigene Anschauungs- und Empfindungsweise schweigen zu lassen, wenn er auf der kleinen Weltbühne, deren Regisseur er war, die Vertreter einzelner Richtungen auftreten und sich aussprechen — und Manches auch nicht aussprechen ließ; so verstand er es auch, nur selten und mit allem gebotenen Maß sich die Befriedigung zu ge-

währen, aus den Coulissen hervorzutreten, um einmal unverblümt eine Parabase zu sprechen. Es gehörte in der That Selbstverleugnung dazu, und ein Mann aus der Schule Schlossers hätte es nicht vermocht, so, statt als Herold einer Idee und als Apostel einer ganz bestimmten Ueberzeugung einer Zeit voranzuschreiten, eigentlich nur den Schleppträger einer Zeit zu machen und auch in bewegten Tagen, inmitten aufregender Ereignisse, an dem Programm der „Allgemeinen Zeitung“ festzuhalten, daß sie, unparteiisch und mit gleichem Maß für alle ideal berechtigten Richtungen, nur „dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt“ zeige. Aber Kolb hat es verstanden, diese Aufgabe so gut zu lösen, wie sie ein Mann von einer bestimmten Gesinnung, bei dem doch Objectivität immer etwas nur annäherungsweise Erreichbares bleibt, lösen konnte. Er verstand es dazu, mit unerschöpflicher Geduld und Elasticität des Geistes das ihm anvertraute Schiff durch alle die zahllosen Klippen, die ihm drohten, zu steuern — durch die Scylla der Berliner, die Charybdis der Wiener Rücksichten zu segeln, gegen den Wind, der von München, von Frankfurt, von Stuttgart blies, zu laviren. Und als endlich, endlich die Lage

der Dinge in Deutschland sich änderte, als die Presse endlich ein freies, offenes Meer vor sich sah und nun geradeaus steuern konnte nach Herzenslust — da hatte durch langer trüber Jahre Gewohnheit der arme Kolb sich das Laviren so zur anderen Natur gemacht, daß er sich in geraden Cours nicht mehr fand und das Steuer bald seiner müden Hand entsank. Sein Gehirn erlahmte und wurde krank, und endlich stand auch das brave Herz still, nachdem es von harten Schicksalsschlägen betroffen.

Kolb hat nie etwas Anderes geschrieben als in seiner Zeitung seine anonymen Leitartikel und seine Glossen zur Zeit- und zur Tagesgeschichte; und wie diese nicht, so konnte ihn auch die in ihrem stillen Arbeiten und in ihrem selbstverleugnungsvollen Walten sich dem Auge der Welt entziehende Redactionsthätigkeit nicht bekannt machen; er ist trotz aller seiner seltenen vielseitigen Kenntnisse und seiner Verdienste im großen Ganzen der Welt unbekannt geblieben. Und doch haften meine Erinnerungen an seinem Namen; es wird mir schwer, von dieser Gestalt, die heute Niemand mehr kennt und die einst über ein ganzes Stück Literaturwelt regierte, die Gedanken loszureißen und zu

anderen überzugehen, von denen keine wieder in gleichem Maße und trotz so mancher großen Verschiedenheit der Ansichten und Ueberzeugungen mein treuer und lieber Freund geworden ist.

Von tiefer Schwermuth umschattet, nicht zu trösten über den Verlust des Liebsten, was er auf Erden besaß, seines einzigen Kindes, ist Kolb aus der Welt geschieden. Noch vor ihm hat Friedrich List, dessen Ende unseren damaligen Zuständen ein wahres Schandmal aufprägt, die Welt, und zwar freiwillig verlassen. Kolb schrieb mir darüber am 6. December 1846 nach Köln, wo ich damals schon lebte:

„Lieber Freund!

„Alle unsere Gedanken sind durch Lists Tod in Anspruch genommen. Er verließ etwa am 20. oder 21. November Augsburg, indem er seiner Familie blos sagte, er wolle sich in München etwas erholen. Bald erhielt sie aus Tegernsee einen Brief, er gehe nach Meran. Ich war erschüttert, die Familie fand noch nichts Außerordentliches an dem Entschluß. Plötzlich erhalte ich aus Kufstein vom 1. December einen Brief von dem

dortigen Postmeister: List hatte dort vier Tage meist im Bette zugebracht, war am 30. November Morgens 6 Uhr mit Zurücklassung seiner Effecten fortgegangen; als man Nachmittags das Zimmer erbrach, fand sich ein offener Brief an mich, dessen Schluß auf seine Absicht deutete, bei seiner zerrütteten Gesundheit und seiner aussichtslosen Lage aus dem Leben zu scheiden. Etwas über 300 fl. in Banknoten u. s. w. lag darunter. List selbst wurde überall, zuletzt von fünfzig Personen gesucht und endlich am dritten Tage in einem Graben gefunden, er hatte sich mit einem Pistolenschusse das Leben genommen. — In seinem Briefe an mich sagte er: vier Tage lang habe er jeden Tag mit sich gekämpft, ob er nicht nach Augsburg rückkehren solle; er sei auch wirklich von Schwaz zurück nach Kufstein gekommen, da aber in dem furchtbaren Wetter, wo ihm alles Blut nach dem Kopfe ströme, erfasse ihn die Verzweiflung! Sie erhalten morgen eine Abschrift des Briefes an mich. Seine Frau habe ich gestern erst unterrichtet. Es war eine Scene furchtbaren Jammers. Jetzt ist sie ruhig, halb von den Gedanken getröstet, daß Lists Zukunft eine schreckliche hätte werden können, denn leider zeigten

sich wieder Spuren, daß seine Abspannung abermals in die vorjährige Geistesstörung übergehen konnte.

„Sie werden erschüttert sein gleich mir. Morgen mehr! Ihr G. Kolb."

Aus dem Briefe Lists selbst, den ich am anderen Tage erhielt, ging hervor, daß er, der in seiner Melancholie die Verhältnisse schwärzer und unheilvoller gesehen, als sie waren — daß er mit einem Gedanken edelster Aufopferung für die Seinen aus dem Leben geschieden. Da er seine Arbeitskräfte von sich gewichen fühlte, hatte er durch seine unfruchtbare Existenz das Erbtheil nicht schmälern wollen, welches jetzt den Seinen blieb und das durchaus nicht ganz unerheblich war!

Ich war natürlich durch dieses entsetzliche Ende Lists um so tiefer erschüttert, als ich ihn noch im verflossenen Sommer wohlauf und hoffnungsvoll in Köln bei uns gesehen — auf der Reise nach London; von London auch die heitersten Briefe von ihm erhalten; er hatte den Plan gefaßt, ein in Köln erscheinendes Handelsblatt anzukaufen und nach Köln überzusiedeln, und war darin bestärkt worden durch Bunsen, bei dem er in London, wie er schrieb, die allerherzlichste und wärmste Aufnahme gefunden.

Dies Project war dann, als er von London zurückkehrte, von anderen verdrängt worden; und nichts hatte uns damals ahnen lassen, daß schon nach wenig Monaten dieser ewig rege, sprudelnde, ideenreiche, edle Geist in einer solchen Katastrophe enden würde!

* * *

Zu den Menschen, die aus den Augsburger Tagen am lebhaftesten in meiner Erinnerung stehen, gehört Philipp Jakob Fallmerayer, dieser deutsche Gelehrte, der zugleich ein Stilist war, wie es bis heute doch wohl wenige andere deutsche Gelehrte gewesen sind, der dabei eine so glänzende Bestätigung des Buffon'schen „Le stile c'est l'homme“ bildete, daß ich heute noch keine Zeile von ihm lesen kann, ohne dabei seine Gestalt vor mir zu sehen und zu glauben, ich höre die Worte von seinen Lippen gesprochen, von ironisch lächelnden Lippen, mit leisem Lispeln, mit harmlos spöttischem Blinzeln der klugen Augen und mit seiner Art von sarkastischer Demuth, mit welcher er Alles nur bescheidentlich, nur wie es eurer Billigung unterbreitend aussprach, während er im Stillen sich zu moquiren schien über euch und über die Welt. — Am Ende, wer konnte es ihm übel nehmen, wenn er sich über

die Welt moquirte! Klüger als ein großer Theil der Welt, die ihn umgab, war er doch nun einmal, und auf seinen einsam träumenden Wegfahrten im Orient hatte er auch wohl Eindrücke genug in sich zu verarbeiten gefunden, welche nicht geeignet waren, seine Hochachtung vor dem Geschlecht der Sterblichen bis zur Unterdrückung der ihm angeborenen satirischen Ader zu steigern. Er war ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann, mit schwarzem, kraus sich lockendem Haar und gebräunten markanten Zügen; hätte er Kaftan und Fez getragen, so würde er gar keinen üblen Türken abgegeben haben; sein innerliches Orientalenthum aber, die beschauliche Ruhe, womit er den Weltlauf betrachtete und keine ehrgeizigen Ziele darin erstrebte, war ihm doch wohl nur durch die Verhältnisse und die in München herrschenden Gewalten auferlegt. — Ein Mann, welcher sich über „Fabius Egnatius Tartuffius“ und über „Swätoslaw“ aussprach wie Fallmerayer in der Vorrede zu seinen „Fragmenten aus dem Orient“, konnte es in „Derwischabad“ unmöglich zu Stellung und Ehren bringen! Und doch war er gegen diese nicht unempfindlich — mit einem von Selbstironie durchtränkten schmunzelnden Behagen zeigte er mir, als ich ihn später 1848 in Frank-

furt als Parlamentsmitglied wiedersah, das Diplom des Nischan Iftichar, welches ihm der Sultan ertheilt hatte und worin er als eine weitstrahlende Leuchte der Wissenschaft, als ein über dem Lande der Niemetz glänzender Stern gelehrter Erleuchtung gepriesen wurde. — Ich weiß nicht, ob dies orientalischer Redepomp war oder der Sultan sich so in seinem Lobe des baierischen Privatgelehrten erhitzt hatte, weil er ihn an den rebellischen Hellenen gerächt; aber jedenfalls ging daraus hervor, daß Fallmerayer nicht persona ingrata bei der Hohen Pforte gewesen wäre, wenn man ihn wirklich, wie damals beabsichtigt wurde, als Gesandten des deutschen Reichsverwesers nach Constantinopel geschickt hätte.

Fallmerayers mit so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit vertheidigte These: „Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet . . . auch nicht ein Tropfen echten und ungemischten Hellenenbluts fließt in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands . . scythische Slaven, illyrische Arnauten, Kinder mitternächtlicher Völker u. s. w. sind die Leute, welche wir heute Hellenen nennen und in die Stammtafeln des Perikles und der Philipömen hinaufrücken" — diese These, die

anfangs vom philhellenischen Europa mit Entrüstung angehört, dann von höchst unzulänglichen Kräften bekämpft wurde, hat sich nach und nach allgemeine Geltung errungen. Heute freilich hat eine neuere Untersuchung der Frage (namentlich durch C. Hopf in Ersch und Grubers Encyklopädie) herausgestellt, das Fallmerayers These doch, so uneingeschränkt wie ausgesprochen, nicht wahr ist, daß sich auf den Inseln, in festen Küstenstädten sicherlich althellenisches Blut erhalten hat, daß wenigstens die Verwüstung von Hellas und Morea im vierten bis siebenten Jahrhundert nicht so alles nationale Dasein erstickend, mit den Wurzeln ausreißend gewesen, wie Fallmerayer annahm. Dies nimmt aber der Bedeutung Fallmerayers sehr wenig. Liegt doch seine bleibendste Bedeutung in seinem Stil, in diesem fein ironischen Ausdruck der edelsten Geistesaristokratie, in dieser humoristischen Gewandung des reizbarsten ästhetischen Empfindens, in diesem Muster vernichtender und doch so edel maßvoller Polemik. Darin, in der Schönheit der Form, zu der es der arme Hirtenbube von Tschötsch in Tirol gebracht und die er in der Schule der deutschen Gelehrsamkeit wahrlich nicht lernen konnte, liegt seine Bedeutung, und in dem Einfluß, den

er dadurch auf eine Schule Münchener Stilisten geübt hat, die von ihm profitirten und deren bedeutendster, noch viel zu wenig anerkannter Vertreter heute Ludwig Steub ist.

Ich habe mit Fallmerayer zuletzt im Sommer 1855 in Münschen verkehrt. Damals weilte er gewissermaßen noch immer „im Lande der Ungläubigen“. Man hatte ihn im März 1848 schnell zum Professor an der Münchener Universität ernannt und ihm den Katheder von — Görres verliehen! Aber da er, zum Frankfurter Parlament erwählt, mit diesem im Drange harmloser Beschaulichkeit nach Stuttgart gewandert war, hatte die akademische Hochsitzherrlichkeit bald ein Ende gefunden; er hatte sich darauf zu seiner Sicherheit in die Schweiz verzogen und war infolge einer Amnestie zurückgekehrt, jetzt wieder nichts als ein Professor in partibus infidelium.

Er war ein wenig grau geworden, war resignirt und als letztes Ziel des Weltlaufs und Wettlaufs bethörter „Staatsgedanken“ sah er noch immer die Lanze des Kosaken. Als ein vereinsamter Mann, in den Armen seines treuen Freundes G. Thomas, ist er dann 1861 gestorben, nachdem ihm Platens Wort als Lebensmotto gedient:

Mir, der ich bin ein wandernder Rhapsode,
Genügt ein Freund, ein Becher Weins im Schatten
Und ein berühmter Name nach dem Tode.

Eine fernere liebe Erinnerung aus jener Zeit ist mir der Verkehr mit einer kleinen grauhaarigen und dunkeläugigen Frau, mit Zügen, welche durchaus nichts Distinguirtes hatten; von der man allerhöchstens einräumen mochte, daß sie in ihrer Jugendblüthe „La beauté du diable“ gehabt, denn ihr Gesicht war knochig und ihre Nase zu kurz, um wohlgeformt zu sein; einer energischen kleinen Dame, von der man jedoch, wenn man ihr absolut natürliches Wesen, ihre schlichte Weise zu reden und sich zu geben sah, am allerletzten dachte, daß sie je eine berühmte Schauspielerin gewesen. Und doch war sie Schauspielerin gewesen, ja in den ersten drei Jahrzehnten des Jahrhunderts die deutsche Tragödin par excellence, denn sie hieß Sophie Schröder. Sie war fast eine Landsmännin, denn sie war im Kernstück Westfalens, in Paderborn, geboren — freilich als die Tochter eines wandernden Schauspielers, der Bürger hieß. Und aus diesem Geburtslande hatte sie das Schicksal auch sehr bald zu allen möglichen, im Ganzen wenig zu westfälischer Art und Weise

stimmenden Lebensperipetien hinausgeführt, von denen sie gar zu gern erzählte. Jetzt im Hafen der Ruhe angelangt, bei einem Sohne wohnend, der als baierischer Offizier in Augsburg stand, erfreute sie sich des Rückblicks auf ein Leben von damals zweiundsechzig Jahren, welches für sie so viel länger gewesen, weil sie es so früh begonnen. Denn schon mit vierzehn Jahren hatte sie sich verheirathet, ich glaube, in Reval, mit einem aus den Rheinlanden stammenden Schauspieler Stollmers, der eigentlich ein recht guter Jurist war, aber ein sehr mäßiger Tragöde und ein sehr unvernünftiger Gatte für die blutjunge Frau. Sie hatte ihm einen Sohn geboren, dann hatten sie sich getrennt; er war mit dem Sohne in seine Heimat zurückgezogen, um den Thespiskarren mit einem Actentisch und den angenommenen Namen Stollmers wieder mit dem richtigen Smets zu vertauschen. Der Sohn war ein katholischer Geistlicher, ein Dichter geworden und Wilhelm Smets mir ein guter Bekannter vom Rhein her, wo ich ihn in Köln kennen gelernt; das brachte mich zuerst mit der Mutter in Berührung, und wir sahen sie nicht selten, auch dann und wann in den Abendstunden, obwohl sie sehr zurückgezogen lebte, in kleiner Gesellschaft bei uns. Ausführlich

erzählte sie mir auch von der wundersamen Art und Weise, wie sie diesen Sohn kennen gelernt. Ohne alle Kunde von ihrem Erstgeborenen, hatte sie ihn längst als Kind gestorben geglaubt — bis sie eines Tages in Wien in einem jungen Manne aus den Rheinlanden, der sich bei ihr einführen ließ, um ihr seine schwärmerische Begeisterung für ihr Spiel auf dem Burgtheater auszudrücken, mit dem sie sich dann harmlos unterhalten, im Verlaufe des immer betroffener, immer forschender werdenden Gesprächs ihren verlorenen Sohn entdeckt. Es ist unlängst eine sorgfältig ausgearbeitete Biographie von Wilhelm Smets von J. Müllermeister in Aachen, wo Smets als Stiftsherr gestorben ist, erschienen — sie enthält das Nähere über die Beziehungen von Mutter und Sohn, der keine schöpferische, aber eine „anempfindende" enthusiastische Natur war und dessen Trauerspiel „Tassos Tod" bei H. Heine eine sehr ausführliche und sehr überschätzende Besprechung gefunden hat. (S. Heines Werke XIII.) Aber auch von ihrer berühmteren Tochter Wilhelmine (Schröder-Devrient) war es in hohem Grade interessant, die Mutter reden zu hören — von diesem großen, von Allen, welche sie sahen und hörten, so bewunderten, von Allen, welche sie näher kannten,

so schwärmerisch verehrten Talent; es war ein Genuß, sie z. B. schildern zu hören, wie einst Wilhelmine das „Widum" des Pfarrer gewordenen Bruders auf dem Lande mit ihrem Besuche in Aufregung gebracht, mit Koffern, Schachteln, Zofen — und heiterstem Leben erfüllt, und dann im schlichten Dorfkirchlein, in welchem ihr Bruder Wilhelm als Priester officiirt, am Sonntagmorgen die armen Bäuerlein hingerissen durch den Gesang, womit sie, vom Altare verborgen, die Messe ihres Bruders begleitet. Und gern auch erzählte sie von ihren spannenden Hamburger Erlebnissen 1813. Am ergötzlichsten wurde sie jedoch, wenn sie zu reden kam auf ihre dritte Verheirathung mit dem Otto von Wittelsbach-Darsteller und Donnerer Kunst, den sie, wie sie sagte, nach wenigen Wochen wieder „zum Hause hinausgeworfen hatte". Das Anziehende an der originellen Frau war der schöne Idealismus, den sie sich gewahrt hatte, dem stets mehr die Sache als das Ich am Herzen gelegen zu haben schien — und eine gewisse innere Seelenhoheit, die sie ihren Hauptrollen, der Isabella in der Braut von Messina und der Sappho innerlich so verwandt scheinen ließ, wie sie andererseits nichts von einer Verwandtschaft mit dem Naturell einer „Schauspielerin"

hatte. Ihre Größe lag eben in der Tiefe wahrer Leidenschaft, die sie erschütternd darstellen konnte. — Ich habe Sophie Schröder später noch wiedergesehen. In Köln auf der Straße eines Tages ließ eine lebhaft mir entgegenkommende kleine Frau mir eine herzhafte Umarmung angedeihen — es konnte nur Frau Sophie sein. Sie bebesuchte von Zeit zu Zeit im Sommer ihren ältesten Sohn, den poetischen früheren Pfarrherrn in der Eifel und jetzigen Stiftsherrn in Aachen, und wir sahen sie dann jedesmal in Köln bei uns vorsprechen. Sie war damals ja auch erst in den Sechzigern, geistesfrisch und rüstig. Mit achtundsiebzig Jahren trat sie auf den Wunsch des Königs Max II. noch einmal auf die Münchener Bühne, das Lied von der Glocke vorzutragen — es war zum Schillerfeste 1859; und mit siebenundachtzig Jahren — 1868 — ist sie in München gestorben.

Aber genug von diesem Capitel, welches die Ueberschrift „In Augsburg" führt. Ich könnte noch so manche Namen nennen, manche Gestalt zeichnen von Menschen, die dort zuerst mir mehr oder weniger nahe traten — vor Allem Heinrich König, den sinnigen, vom Leben geprüften Mann, und Herrmann Marggraff, den guten, weichen und

so reich begabten Menschen, der im Leben so scheu war und mit der Feder so tapfer stritt; den originellen Altenhöfer, den zweiten Redacteur der Zeitung, diesen incarnirten Sarkasmus, mit dem Kolb ewig auf dem Fuße des Schmollens stand — aber Alle sind sie dahin, und es gilt nun Abschied zu nehmen von all' diesen erloschenen Lichtern, diesen verglühten Fackeln, die doch alle mit dem Glanz ihrer Intelligenz und mit der Wärme edlen Willens in einem Kreise, der sie liebte und verehrte, geleuchtet haben. Wenn man alt wird, wird das Leben wie ein Charfreitagsgottesdienst in der Sixtinischen Capelle; man sieht Lichter erlöschen, eines nach dem anderen; es wird dunkler und dunkler um uns, und was man um sich her vernimmt, sind Lieder der Trauer und der Klage, die zu der hohen Decke aufschwellen, an der man die Propheten und Sibyllen, die Gestalten biblischer Mythologie, alle diese Gebilde einer von unserer Jugend gläubig verehrten transscendentalen Welt sich immer spurloser in Nacht und Dunkel verlieren sieht.

Karl Gutzkow.

Als der zweite Winter, den ich in Augsburg verlebte, vorüber und nun der Sommer mit sehr heißen Tagen gekommen war, lockte er uns aus dem schattigen alten Patrizierhause in der Sanct Anna-Straße in die sonnige Welt hinaus, und wir entschlossen uns, in ein Seebad zu gehen. Die Wahl fiel auf Ostende, wohin auch Kolb seine Schritte lenken, auch Heinrich König sich begeben wollte. Im gemietheten „Zauderer"wagen rollten wir also durch endlose Obstbaum-Alleen auf stillen Chausseen Anspach und Würzburg zu — es war eine grimmige Hitze, und das geduldige Büblein, das mit seiner Bonne mit uns reiste und sinnig die sich ihm erschließende wunderliche weite Welt anschaute, hatte viel bösen Staubes zu schlucken. In Frankfurt angekommen, ging ich Karl Gutzkow auf-

zusuchen, der auf dem Hirschgraben schräg dem Goethehaus gegenüber wohnte, und fand ihn in seiner Familie, neben seiner anmuthigen und liebenswürdigen Frau. Er kam mir mit großer Wärme entgegen — die kühle Zurückhaltung, die bei unseren ersten Begegnungen geherrscht hatte, war geschwunden, und ich sah, daß sich auch eine Gemüthswärme bei ihm äußern könne, die ich ihm früher gar nicht zugetraut hatte. Ich hatte in den „Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Zeitung“ bei Gelegenheit der ersten zwölfbändigen Sammlung seiner Schriften eine ausführliche Charakteristik seines Wesens und Schaffens zu geben versucht, die ihn erfreut hatte und für die er mir in den lebhaftesten Ausdrücken dankte. Um so mehr hatte sie ihm wohlgethan, als schon damals eine ziemlich starke „Hetze“ wider Alles, was Karl Gutzkow schrieb, in Schwung zu kommen begann — jene Hetze, die nach und nach seinen Verfolgungswahn ausbildete, dessen Keim schon viel früher in ihm lag, Jahre lang, bevor er zu einer unseligen Katastrophe führte.

In der That ging die Art, wie man ihn behandelte und auch für seine wirklich großen und rühmlichen Schöpfungen oft statt der Anerkennung nur Verdammung hatte, über das so oft von ihm herausgeforderte Wiedervergeltungs-

recht weit hinaus; und sein Unglück dem gegenüber war ein doppeltes. Er ist nie ein eigentlich populärer Schriftsteller gewesen, dem es möglich geworden, auf eine Schaar, ein Heer zahlreicher Bewunderer und Verehrer gestützt, der Journalkritik trotzen zu können, etwa in der Art, wie es Roderich Benedix konnte, der, wenn seine biederen Dramen schlecht gemacht wurden, ganz vergnügt auf die Rechenschaftsberichte am Ende der Theaterjahre hinwies, wonach Roderich Benedix zweimal öfter als Shakespeare, dreimal öfter als Schiller und siebenmal öfter als Goethe aufgeführt war. Gutzkow wurde nicht von der Menge getragen, und während ihn dies ohne Rückhalt und Reserve ließ, zog er selbst in seine kritischen Fehden hinaus, ohne das aes triplex circa pectus, ohne die Rüstung, die jeder Kämpfer haben muß: die harte Haut eines public character. Er hatte die verletzliche Epidermis eines jungen Mädchens. Jeder Nadelstich schmerzte ihn. Und dann kam noch etwas hinzu, um ihn zu dem innerlich unglücklichsten Menschen von Allen zu machen, mit denen ich je näher bekannt geworden bin. Er war glücksunfähig. Es lag nicht in seinem Charakter, zufrieden zu sein. Hätte das Leben ihn auf eine Höhe gestellt, wie Papst Leo X., er würde sich geärgert haben

über die Anmaßung seiner Cardinäle, über die Grobheit Michel Angelos und über den Lebenswandel Rafaels. — Er ging ganz und völlig auf in den literarischen Interessen, in der Literatur, dahinter trat nach und nach auch seine politische Theilnahme völlig zurück. — Für die Kunst hatte er nie ein rechtes Organ gehabt; ein Freund, der mit ihm zusammen in Rom war, sprach sich gegen mich verwundert darüber aus, wie kalt ihn die Welt der alten Denkmale gelassen. So stets mit all' seinem Dichten und Trachten inmitten des ewig gährenden Processes, des Ringens und Kämpfens der literarischen Entwickelung stehen bleibend, kam er nie zum ruhigen Genuß des Daseins, verstand er es nie, bei einer anders gearteten Thätigkeit, bei einer verschiedenen Bethätigung menschlichen Beschäftigungstriebes — und wenn auch nur als Sammler, als Thier- oder Blumenfreund, oder auch nur als guter Gesellschafter hinter der Flasche — sich zu erholen und alle Misère zu vergessen; und in der Weise, wie er sich mit dieser Misère herumschlug, lag ein Zug von Kleinlichkeit, während sein Hauptjammer doch der war, daß durch unsere Literatur nicht mehr ein großer Zug gehe. Er wäre unser größter, scharfäugigster Kritiker gewesen, wenn er verstanden hätte,

auch lebende Zeitgenossen anzuerkennen. Das aber ging wider sein Naturell — aus seinen Gesprächen erinnere ich mich nur, daß er mit großem Wohlwollen und Achtung von Leopold Kompert sprach; auch von Karl Frenzel — ferner von Rehfues, dessen „Scipio Cicala" ihm aus der Jugendlecture als ein gutes Buch vorschwebte; hätte er es einmal wieder gelesen, würde es ihm doch wohl ein wenig hölzern vorgekommen sein. Aber ernst und grundehrlich hat er es mit der Literatur gemeint, und Niemand hat jemals mehr als er den Muth seiner Meinung besessen: den Muth der aufrichtigen Meinung, daß so ziemlich Alles, was seine Zeitgenossen hervorbrachten, nicht viel werth sei und unnütz vor dem Herrn. In einem fast komischen Gegensatz dazu stand dann wieder sein Zorn, daß die zunftgerechte Literaturgeschichte mit Goethe und seiner Zeit abschließe.

Was aber seine eigenen Schöpfungen angeht, die Macht und Größe seiner Gestaltungskraft und den sprudelnden Reichthum seines Geistes, so hat man ja längst begonnen, ihnen gerechter zu werden, und die Nachwelt wird es noch mehr werden; seine Urtheile über viele seiner Zeitgenossen werden vielleicht einst eine Ratificirung finden, welche man ihnen heute noch nicht gewährt. Und jetzt,

wo er todt ist und auf so erschütternde Weise aus dem Leben geschieden, freue ich mich, in Beziehung auf ihn ebenfalls stets den Muth meiner Meinung gehabt zu haben, die seine größeren Arbeiten hoch stellte und dies, wo sich Gelegenheit dazu bot, aussprach. Persönlich habe ich wenig und nur auf kurze Zeit mit Gutzkow verkehrt, während doch unser seit 1838 begonnener Briefwechsel, anfangs sehr lebhaft gepflogen und dann Jahre lang erlahmend, nie ganz aufhörte. Nach jenem Besuch in Frankfurt traf ich Gutzkow zuerst wieder, als ich im Frühjahr 1846 von Köln aus Paris zu sehen ging. Ich fand ihn im Hotel Bergère in der Cité Bergère, wo er in einem ruhigen Quartier, wie es so nahe den Boulevards nur zu haben war, an seinem „Uriel Acosta" schrieb. Ich verhehlte ihm mein Bedenken gegen eine fünfactige Tragödie in Jamben nicht, die höhere Tragödie, die Jamben schienen mir durchaus nicht das zu sein, worauf seine Natur angelegt, sein Talent gerichtet; es giebt eine „Mache", fürchtete ich, nicht ahnend, wie sehr später diese Sorge beschämt werden würde. Er war aber erfüllt von seinem Stoff und ganz absorbirt von der Arbeit. Davon redend, machte er meinen Wegweiser zum Concordienplatz, den ich zuerst sehen müsse,

und brachte mich dann zu Therese v. Bacheracht — gemeinsame Verabredung hatte sie Beide um dieselbe Zeit nach Paris geführt. Ich sah ihn und Therese nun fast täglich, wenn nicht am Tage, so Abends in ihrem Salon; doch würde von diesem Pariser Aufenthalt später zu reden sein; ich erwähne hier nur, daß, weil Gutzkow die Arbeit absorbirte, Therese v. Bacheracht sich oft mit meiner Begleitung zu den Pariser Sehenswürdigkeiten begnügen mußte, was mir Gelegenheit gab, diese unvergleichlich liebenswürdige Frau näher kennen und verehren zu lernen. Im Sommer 1850 brachte Gutzkow dann einige Tage in Köln zu, und von dort aus unternahmen wir eine kleine Rheinfahrt, auf den Drachenfels bis hinauf nach Remagen. Roderich Benedix hatte sich uns angeschlossen, und Gutzkow hat dem schönen Tage ein Erinnerungsblatt in seinem Buche „In bunter Reihe" gestiftet. Als dann später Münster mein Aufenthalt geworden, im Sommer 1858, überraschte er mich dort durch seinen Besuch — er hatte drei Wochen im Inselbad bei Paderborn zugebracht, hatte dort „Witoborn" studirt und sah sehr wohl aus; er war stärker geworden und auch innerlich ruhiger, wie es schien — wohl weniger durch den Einfluß der beruhigenden Luft West-

falens als durch die Beschäftigung mit dem objectiven Stoff, den er für seinen „Zauberer von Rom“ sammelte und verarbeitete. Es freute mich, in Beziehung auf westfälische Verhältnisse, auch auf die juristische Seite heimischer Lebensformen und Institute ihm mancherlei Fragen beantworten zu können. Mir selbst war es frappant, wie scharfäugig er an der Burg des Katholicismus eine ihrer schwächsten Stellen herausgefunden, jene zu den bedenklichsten Consequenzen führende Lehre von der Intention, auf der das Hauptmotiv seines „Zauberers“ beruht und von der er viel sprach. — Ein Ausflug nach einem einer befreundeten Dame in der Stadt gehörenden großen Bauernhof sollte ihn dann mit unseren ländlichen Lebensformen bekannt machen, doch mehr nahmen seine satirisch angeregte Beobachtung die Persönlichkeiten in Anspruch, welche sich dem Ausflug angeschlossen hatten — es waren darunter jene drei alten Herren, deren Gestalten mir bei der Zeichnung des Barons, des Obersten und des Geheimraths in meinem Roman „Das Recht der Lebenden“ vorgeschwebt haben, und namentlich der „Baron“, von dem er sagte, er werde sogleich anfangen, zu beweisen, der westfälische Adel stamme von den Asen ab, gewann sein heiterstes Interesse.

Es ist schwer, über ein so gar nicht zu erschöpfendes Thema wie Karl Gutzkow das auferlegte Gesetz der Kürze zu beobachten; mir ist es jedoch erleichtert, indem ich hinweise auf die treffliche Charakteristik, welche Karl Frenzel gegeben hat und der ich in fast Allem beipflichten kann. Auch möchte ich aus einer großen Anzahl Briefe Gutzkows einige wenige mittheilen, die, weil sie Andeutungen zur Beurtheilung seiner Werke enthalten oder charakteristisch für sein Wesen sind, dem künftigen Biographen, den er sicherlich finden wird, nicht vorenthalten werden dürfen. Ich habe darin nur hier und da einige Bitterkeiten wider noch Lebende gestrichen, um nicht noch posthume Schläge von der Hand eines Todten austheilen zu lassen, die lebend doch gar zu viele Schläge mit einer Leidenschaft ausgetheilt hat, welche so oft nicht sah, wohin sie traf.

* * *

Hamburg, 13. Nov. 1840.

Lieber Freund! Sie machen Pläne über auswärtige Ansiedelung und erinnern an frühere Andeutungen. Ich muß sagen, daß ich keines der jüngeren

Talente lieber am „Telegraphen“ fixirt sähe als Sie. Den Dingelstedt aus seiner Anstellung herausschwatzen, das wäre leichtsinnig. Beurmann hat ein Blatt und ist unzuverlässig. Sie wären der Geeignetste, an meiner Stelle den „Telegraphen“ fortzuführen. Freilich kann das Blatt vorläufig noch nirgend anderswo erscheinen als hier in Hamburg, und eine Uebersiedelung hierher wäre für Sie unerläßlich. Die gesellschaftlichen Vor- und Nachtheile Hamburgs will ich ein andermal erörtern. Ich meine, ein junger Mann, unbeweibt, strebend nach Anerkennung, muß noch nicht fragen, wo man besser gedeiht, wo Luft und Menschen genießbarer sind. sind. Weimar ist kein Ort für Menschen, nur einer für Mumien. Hat man in Weimar nicht die directeste Anknüpfung an den Hof (die man nicht mehr bekommt), so ist in dem offenen Landstädtchen, wo Alles klein, kümmerlich, langweilig hergeht, nicht zu existiren. Lassen Sie müde Wanderer in Weimar ausruhen! — — — Meine Neigungen drängen mich entweder nach Berlin oder Frankfurt. Berlin ist mir durch das immer mehr hervortretende doctrinäre System des Königs versperrt, Frankfurt muß, meiner dort heimischen Frau und

aller ihrer nach Frankfurt gehenden Sympathien wegen, mir immer zunächst am Wege liegen. Mit fortnehmen kann ich den „Telegraphen“ nicht, da Campe ihn nicht losließe und für einen Coup de main meine und des „Telegraphen“ Kraft jetzt noch nicht ganz ausreichend ist. Wo soll ich ihn auch hinlegen! Nur über Nacht müßte das geschehen, ohne daß Campe davon etwas ahnte! Es gäbe das einen Scandal und ich mag nicht als Flunkerer erscheinen. Den Schein hätte ich hier doch vielleicht gegen mich. Schon dies sporadische Wechseln der Orte ist mißlich und schadet dem Vorurtheil von Solidität. — — —

Wenn Sie die deutschen Poeten nicht vornehm genug fanden, so liegt die Schuld wohl in der übermäßigen Furcht, die jetzt jeder genannte und gesuchte Name hat, in Reisebeschreibungen figuriren zu müssen. Alles kriecht, Alles wirft sich Einem an den Hals und ist à tout prix liebenswürdig. Flachköpfe sind entzückt, wenn sich ihnen große Männer oder kleine Menschen zeigen. Ich habe seit der Zeit, wo ich am deutschen Parnaß herumkrabble, viel Erfahrungen dieser Art gemacht. Menzel z. B. konnte mit seiner Frau eben eine

kannibalische Scene gehabt haben — da klopft ein Fremder, und mit süßlich lächelnder, kindlich naiver Stimme grüßt er ihm entgegen!

Auf Viele, die mich besuchten, habe ich gerade nicht aristokratisch gewirkt, aber ernst und leider oft abschreckend: es liegt in meinen Zügen etwas Finsteres, das mein Gemüth nicht kennt. Wer den Muth hat, nach dem ersten Besuche mich wieder zu besuchen, der kommt gewiß auch zum dritten Male. Viele kommen aber nicht wieder. Das Leben hat mir zu tiefe Wunden geschlagen, als daß ich heiter hineinblicken könnte. Was bin ich, das ich nicht durch mich geworden wäre? Was hab' ich, das ich nicht erobern mußte! Sie glauben nicht, wie trüb oft meine Stimmung ist; doch ist meine Grundnatur gesund und bricht immer wieder durch jedes Leid heilend hindurch.

Lassen Sie recht bald von sich hören — ich schließe endlich und grüße bestens!

Gutzkow.

Magdeburg, den 31. März 1847.

Theuerster Freund! Wenn auch nur ein paar flüchtige Wirthshauszeilen, doch drängt es mich, Ihnen zu schreiben. Reis' ich da in der Charwoche meiner

Frau nach Weimar entgegen, mache einen Abstecher nach Halle und hierher, komme in der „Stadt London“ an und will eben die schon beendete Table d'hote nachreiten, fällt mir die neueste „Kölner Zeitung“ in die Hand, die vor meiner Suppe liegt, und ich fange den Artikel über Acosta zu lesen an. Erst erschreck' ich über den Anfang, über die Achtungserfolge, die Reclamen, die Dialektik; da plötzlich geht mir ein Glanz und eine Herrlichkeit auf, daß ich ganz zu Boden gedrückt, geblendet und beschämt bin. Das haben Sie mit solcher Liebe und Theilnahme, so warm, so herzlich gut, so unverdienter Maßen überraschend geschrieben, daß ich mich kaum erholen konnte und meine aufgewärmten Speisen mechanisch hinunterschluckte. Der Entschluß, Ihnen sogleich zu schreiben, mein trauriges, durch meine Dresdener Sisyphusarbeit bedingtes Stillschweigen augenblicklich gut zu machen, war der erste Entschluß, zu dem ich mich aus meiner Zerknirschung aufraffte. So muß es einer Schönen zn Muthe sein, die keinen Anbeter mehr zu finden fürchtet und plötzlich einen schwärmerischen Brief bekommt, wo doch noch einer anbeißt. Ach, ich bin so viel Lob und Anerkanntwerden gar nicht mehr

gewohnt. Mit der ganzen tonangebenden Kritikasterei hab' ich's verdorben: mit den „Grenzboten", denen die böhmische Robott-Frage höher steht als deutsche Literatur, mit Laube, mit Kolb, dem ich keine Artikel schreiben kann, mit Dingelstedt, der mir wegen eines Ausrufungszeichens statt eines Punktes (das Andere zu einer ihn betreffenden Notiz von mir gemacht hat) zürnt. Die kleinen Reclamen unserer guten Therese können mir auch keine Freude machen, und so war mir's wirklich Manna und Ambrosia, was mir da herniederträufelte; ich danke Ihnen innigst für dies mächtige und herzstärkende Votum.

Wie ich nun durch meine Dresdener Taglöhnerei der Literatur entrückt bin, was ich fühle, denke, beschließe, hoffe, das Alles, liebster Schücking, möcht' ich Ihnen und Ihrer lieben Frau recht gründlich erzählen, aber weder in Magdeburg noch in Dresden komm' ich dazu, denn auch in Dresden ist mein Leben so, als klingelte alle Augenblicke die Eisenbahnglocke schon zum zweiten Mal, so in Hatz und Plage steck' ich dort und kann zu nichts mehr mich wahrhaft sammeln. Hoffentlich find' ich für mein dortiges Verhältniß in's Künftige leichtere Formen und kann auch meine Freunde mehr hegen und pflegen.

Ich habe so ein stilles Ahnen, daß Sie und Ihre liebe Frau im Sommer nach Dresden kommen. Es ist dort wirklich schön, und es weht eine milde ästhetische Luft noch von Anno Ehedem, die uns doch auch noch wohlthuend ist und in der Sie sich heimisch fühlen würden. Thun Sie das, kommen Sie! Sie finden mich dann schon häuslich etablirt, und ich kann Ihnen manchen interessanten Menschen vorführen, besonders aber über alles das Auskunft geben, wofür ich zu brieflicher Mittheilung keine Muße finde. Auch von Ihnen hörte ich gern mehr, als was ich aus dem Kölner Feuilleton zwischen den Zeilen lese.

Mein Herz hab' ich erleichtert und Ihnen innigllichst für die Ueberraschung gedankt. Man soll keine Schuldzahlungen aufschieben. Es ist mir ordentlich leicht, daß ich weiß, Sie lesen diese Zeilen in ein paar Tagen und sind mit ihnen zufrieden, so flüchtig und wirthshausmäßig sie auch gerathen sind. Viele, viele Grüße an Ihre liebe Frau, auch an Herrn Dumont, dessen Sendung ich empfing. Ihnen selbst aber treuesten Freundesgruß. Immerdar

Ihr Gutzkow.

Dresden, den 5. August 1850.

Ihre kleine Erinnerung, lieber Freund, in der „Kölner Zeitung" treibt mich doch, Ihnen zuvörderst zu sagen, daß der verheißene groß- oder kleindeutsche Erfurter nicht bei mir gewesen ist. — Im Mai und Juni war ich recht krank. In Warmbrunn glaubte ich einige Tage lang, zu sterben; ich hatte mich den Winter überarbeitet und muß mich wohl ein wenig zu sehr an meine Häuslichkeit opfern. Sonst reiste ich mehr, genöß, vegetirte. Ich bin ernster geworden, trüber, verstimmter wie wohl viele Menschen jetzt.

Ihr freundliches Wort über meinen Roman*) hat mir innigst wohlgethan. Sie kennen unsere literarische Isolirung! Von den Schreibenden lesen ihn nur solche, die ihm gern tadelnd beikommen, rasch verwerfen möchten, und die Zeitungen sind der Form dieser Brockhaus'schen Operation nicht gewogen. Es soll mich gar nicht Wunder nehmen, wenn selbst die Augsburgerin nicht unbefangen bliebe. Und traurig ist das einem Werke gegenüber, das wirklich aus einer großen Hingabe an den Stoff entstanden ist! Sie müssen es der objectiven Ruhe der

*) Die „Ritter vom Geist".

Darstellung ansehen, daß ich mit Sammlung bei der Sache war. Die spielende, leichte Behandlung verräth die Fülle des Materials. Man wird mir nicht nachsagen können, daß ich Eugen Sue imitire. Ich bin deutsch geblieben, episch, ruhig, erörternd, wenn auch darum nicht langweilig. Ich wollte wieder an Goethe, Tieck, Immermann anknüpfen und kann nicht, mag man mir auch mit dem ewigen Vorwurf der Unpoesie kommen, die Wege wandern, welche die modischen sind, die der Manierirtheit. Die Sucht nach „Poesie“ ist so krankhaft geworden, daß auch die Kritiker immer nach dem Aparten fragen und für einen Roman im alten bewährten Wilhelm Meister-Geschmack keine Kategorien mehr haben.

Ich habe so zu sagen einen politischen Wilhelm Meister schreiben wollen, einfach, natürlich, lebenswahr. Dem Absonderlichen jagt' ich nicht mit Angst nach. Ich verzweifle nicht daran, daß es noch ein Publikum giebt, um solche Entwickelungen, wie ich sie darstelle, zu genießen. Ich bin mir bewußt, gebildeten, harmlosen Lesern gefällt mein Werk. Die eigentliche Idee tritt etwas langsam heraus. Sie ist zu neu, zu gewagt, ich darf sie nicht überstürzen. Dankmar stiftet einen Ge-

heimbund und vertritt gewissermaßen an sich die in der Zeit schlummernde Ueberzeugung: Mit der Isolirung ist es nichts, mit der breiten Masse und Zahl auch nichts, die Elite muß sich finden; aber rascher finden, rascher erkennen als bisher und sicherer handeln. Er stiftet eine neue Templerei. Die Geschichte mit dem Schrein u. s. w. ist nur Rahmen, wie Sie als kundiger Kenner der poetischen Mechanik bald werden durchschaut haben.

Brockhaus kann mit dem Interesse, das seine Zeitung wieder gewinnt, nicht unzufrieden sein. Doch bedarf ich sehr der nachhelfenden Anerkennung derer, die sich wirklich gefesselt fühlen. Die Lethargie unseres Publikums ist groß und der Glaube, sich durch die Theilnahme für Schleswig-Holstein z. B. von allem Anderen so zu sagen abzukaufen, gar zu sehr verbreitet. Wenn ich das, was ich da gebe, mit dem confusen häßlichen Zeug vergleiche, was z. B. Prutz in seiner Mißgeburt, dem „Engelchen“ gegeben hat, so leide ich sehr darunter, wenn ich mir sagen muß, wie sich das doch erst selber Bahn zu brechen hat und von den Tonangebern und Wegweisern in der Literatur doch nicht unterstützt wird!

Von Herrn v. Gall, der kürzlich hier war, hör'

ich, daß es Ihnen und Ihrer lieben Frau wohl geht. Wir haben jetzt manchen interessanten Durchreisenden. Frau v. Suckow ist z. B. hier; kennen Sie sie?

Es ist gar nicht unmöglich, daß ich Sie noch in diesem Monat in Köln überrasche. Eigentlich wollt' ich nach Ostende und baden. Nur der Roman hält mich ab. Ich stecke so darin, daß ich wie ein Egoist rede und Ihnen schreibe. Haben Sie Nachsicht mit mir!

Also meinen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und herzlichen Gruß. Ihr Gutzkow.

Geben Sie doch jetzt bei dem Pfarrer Guido Stromer, der im Capitel 11 geschildert wird, Acht! Dieser ist mir der Typus des luxurirenden haltlosen Geistes. Er entwickelt sich in den folgenden Bänden zu einer Art Hurter oder Gentz. Jetzt ist er in einem Stadium, wo ich Sie im Vertrauen zur Vergleichung auf Rötscher u. A. aufmerksam mache. Voland von der Hahnenfeder ist v. Radowitz, als Princip.

Dresden, 29. November 1850.

Mein theurer Freund!

Ich wollte mir erlauben, bei Ihnen anzufragen, ob Ihnen Brockhaus den IX. Band geschickt hat? Ich

kann Ihnen nicht verschweigen, daß mir eine unparteiische und ruhige Würdigung meines nunmehr beendeten Werkes erwünscht wäre. Ich fand bei Ihnen im Sommer, in diesen wundervollen Sonnentagen, viel Reizbarkeit gegen mein Buch, besonders bei Ihrer lieben Frau, die mich durch Aufsuchen und Festhalten des Schwachen wahrhaft erschreckt hat. Woher diese Abneigung? bin ich mit Prätensionen hervorgetreten? Oder trägt mir Ihre Frau mein scharfes Anatomiren gewisser Frauennaturen nach, die sie vielleicht schonender gefaßt wünscht? Oder sollte sie gerade meine Absicht, in dem Lieben ohne Erfolg, sogar ohne Absicht, ein großes Geheimniß des Menschenlebens wiederzugeben, nicht gelten lassen? Genug, ich wünschte wohl zu hören ob Sie bei dem schlimmen Urtheil, das ich in der „Kölnischen Zeitung“ trotz vieler anderen Concessionen, die Sie machten, erlebte, auch am Schluß des Ganzen verharren. Nachlässigkeiten im Stil und sonstige auf der Hand liegende Fehler kann ich erst bei der dritten Auflage, die vielleicht in einem Jahre kommen könnte, durchgehend verbessern. Einstweilen hab' ich die Freude, daß mir diejenigen, die es wahrhaft gut mit mir meinen,

danken, daß ich ihnen Gelegenheit bot, ihre gute Meinung von mir auch leiblich beweisen zu können. Besonders bin ich glücklich, mir wieder recht von Herzen Kolb in Augsburg gewonnen zu haben. Bei einer solchen Anlehnung läßt sich das Schweigen von Stahr, Max Waldau et caeterorum, die vornehme Schonung des Herrn Wolfsohn und die nüchterne Prüfung des Wilibald Alexis in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ schon eher verwinden. Nun genug von mir!

Was sagen Sie zu der Fluth von Romanen, die erscheint? Haben Sie Auerbach's „Neues Leben“ gelesen?

Von Gall hatt' ich kürzlich Briefe. Er regt sich, seine alte Stellung wieder in der Theaterwelt zu erobern. Auch Dingelstedt ist lebendig.

Welch herrliche Tage waren das am Rhein! Der Drachenfels! Die Wasserfahrt! Remagen! Noch seh' ich Benedix, den Wassergott, im Rhein plätschern. Es fehlte ihm nur ein Kranz und ein paar erschreckte Nymphen, um das Genrebild fertig zu machen. Herzlichen Gruß, auch Ihrer strengen Hälfte,

von Ihrem aufrichtigen

Gutzkow.

Dresden, den 15. November 1858.

Verehrter Freund!

Ich habe von Brockhaus gehört, daß Sie geneigt sind, etwas für die Würdigung meines Romans*) zu thun. Wenn Sie Band II. gelesen, so bitt' ich, schieben Sie diese löbliche Absicht keine Stunde länger auf! — Das Buch hat factischen Erfolg, aber die Würdigung ist erbärmlich. Kein Verständniß, kein Nachfühlen, die roheste und plumpste Erfassuug der äußeren Thatsachen! Billige ich denn diese unheimliche Lucinde, die alle Damenkaffees so in Horreur versetzt? Deut' ich denn nicht mit Klingsohr eine ganze Weltanschauung an und gebe ihn als Problem, das ich zu lösen gesonnen bin? Wie roh diese Auszüge und Berichte in den Referaten, selbst wohlmeinenden! Wie viel steht bei mir nicht zwischen den Zeilen! Die Referenten geben das so wieder, als wenn es sich bei mir wirklich um Eugen Sue oder Boz handelte.

Sprechen Sie in Augsburg oder Köln (wo es jetzt noch möglich ist!) ein Wort vom Standpunkte höherer

*) Der „Zauberer von Rom“.

Kritik! Tadeln Sie mich nicht zu sehr um die Fehler, die ich gegen den Katholicismus mache! Mein Bestreben, ihm gerecht zu sein, ist so erwiesen, meine Studien sind so auffallend, daß in der gestrigen D. Allg. Ztg. sogar gefragt wird, ob ich Katholik wäre, d. h. wohl katholisch fühlte? Trefflich sind Gottschalls Andeutungen in der Schlesischen. Aber der ist vereinzelt; und soll denn die Romantik der Kaufmannselle Recht behalten? Soll diesem Geschlecht nichts mehr über „Soll und Haben" gehen? Als ich die „Ritter" veröffentlichte, schrieben Dingelstedt, Sie, Carriere, Riehl, Fallmerayer — alle diese Stimmen sind verstummt, zurückgezogen — neue Tonangeber und welche! Ueberall Repressalie!

Von Ihrem neuen Roman höre ich. Ich selbst kann nichts lesen, so gern ich möchte! Ich fürchte mich auch vor Paul Bronkhorst — ich fürchte, ich finde Dinge, die ich Ihren hübschen Büchern über Westfalen (in Brockhaus' Reisebibliothek) entlehnte, z. B. das Motiv von dem durch den jungen Grafen Blücher erschossenen Domherrn. Im ersten Bande werden Sie gefunden haben, wie fleißig ich Sie excerpirte! Lassen Sie mir

da wenigstens die Anerkennung meines guten Willens, solid zu sein und „real“.

Ach, Freund, wie wird man mich nach Band III und IV erst in Ihren Gegenden steinigen! Mad. H., Frl. K., die eine Messe lesen läßt, um Zahnschmerzen zu vertreiben! Wie ich das aber hasse. Den alten Narren, den Haxthausen, sah ich in Rom und ging mit ihm in die Katakomben, die er in seiner Sucht, Alles apart zu haben, für alte Troglodytenhöhlen erklärte. Ich werde in dem später in meinem Buche kommenden „Onkel Levinus“ Einiges, das Bessere, von seiner Weise bringen — unter uns. Bei Klingsohr habe ich sehr stark an Florencourt gedacht und einige Leute, die früher seine Intimen waren! Lucinde ist eine Idealisirung von — rathen Sie!

Als ich nach Italien reiste, gab ich Brockhaus meine fertigen sieben Bände versiegelt und mit den Worten überschrieben: „Im Fall meines Todes an L. Schücking zu übergeben.“ Sie sehen meine Freundschaft, mein Vertrauen! Lassen sie mich bald etwas vernehmen unb bleiben Sie gut Ihrem alten und aufrichtigen Gutzkow.

Kesselstadt Hanau, 1. Mai 1869.

Theurer lieber Freund!

Es konnte mir nichts willkommener sein, als durch Ihre überraschenden unverdienten Zeilen veranlaßt zu werden, endlich eine seit vier Jahren mich drückende Schuld zu tilgen und Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich in der Zeit meines Elends mit Ihnen beschäftigte!

Als jene traurige Katastrophe über mich herein-brach (ich weiß noch heute nicht, was darüber hinter meinem Rücken feststeht und gesagt wird) und ich in Offenbach von Verwandten gepflegt wurde, glaubte ich nicht an meine Rückkehr in die Welt. Ich hielt entweder meinen Tod oder meine geistige Auflösung für nahe bevorstehend.

Ehe ich in jene Anstalt gebracht wurde, wo ich ein Jahr der Qual zubrachte, ließ ich von meinem ältesten Sohn alles zusammenlesen und zusammenpacken, was ich an „Hohenschwangau“ theils schon geschrieben hatte, theils dafür gesammelt, dictirte ihm den ungefähren Plan des Werkes und gab die vielleicht noch in meinen Papieren befindliche Anweisung: „Das Ganze ist ein ungeordnetes Material, aus dem

vielleicht Levin Schücking etwas machen kann. Er kennt die betreffende Zeit und Localität, namentlich Augsburg, besser als ich. Will Brockhaus die Vorschüsse, welche ich auf dies Buch empfangen habe, möglicher Weise wieder einbringen, so mag er Alles an Schücking geben und diesem anheimstellen, ob er daraus etwas machen will."

Als ich nun Ihren Brief aus Rom erhielt (über Berlin), nahm ich an, Ihre Güte verschweige eine Bekanntschaft mit meinem Zustand und wäre bereits im Besitz meines „letzten Willens". Die Verdüsterung meines Gemüths wurde gemehrt und zuletzt fast ausschließlich erhalten durch die unverantwortliche Behandlung, die ich erfuhr. Mein Arzt hatte eine constante Manier der Ironie und that nichts, die Voraussetzungen, die ich mir gebildet hatte, zu widerlegen. Jeder vernünftige und gemüthvolle Zuspruch, jede Beziehung zu meinen Angehörigen wurde fern von mir gehalten. Ich phantasirte mir eine außerhalb meines Gefängnisses vorhandene Gestaltung meines Namens zusammen, die keine andere Widerlegung als Spott und Hohn fand. Ich war wie ein zertretener Wurm und dachte an die

Ewigkeit, die absolute Vernichtung. Ihr Brief mit den Mittheilungen über Ihre Kinder, Ihre Aufforderung Sie in Westfalen zu besuchen, rührte mich tief. Ich las aber noch mehr zwischen den Zeilen und würde sie nach diesen Voraussetzungen beantwortet haben, wenn ich zum Schreiben Kraft und Lebenslust gehabt hätte.

Als ich, viel zu spät, wieder mit den Meinigen in Verbindung gebracht wurde, fand ich die Welt von den Wirren absorbirt, die bald in den traurigen Krieg ausarten sollten. Ich fand mein altes versiegeltes Convolut wieder, sah it Trauer auf die Spuren jener gänzlichen Entsagung, mit der ich mich von ihm getrennt hatte, und fing nun die ganze Arbeit von vorn an, um meine Schuld bei Brockhaus zu tilgen. Leider war der Stoff zu schwer, zu wenig ergiebig für die Bedürfnisse eines großen Publikums. Unfreundliche Kritik — — hinderte den Erfolg des Buches beim Publikum, worüber ich mit Brockhaus beinahe ganz auseinander gekommen bin. — —

Zum Glück ist die Zahl unternehmender Buchhändler und verbreiteter Zeitschriften groß. Sie werden gesehen haben, daß ich hier und dort arbeite. Die

„Literarischen Briefe“ sind eine Idee Keils. Leider, fürchte ich, hat er sich in der Sache und in mir selbst geirrt. — — Das Erscheinen des zweiten Briefes hat sich durch die unangenehmste Correspondenz verzögert. Er hat jetzt den dritten Brief über Redwitz' „Stark“ und Hamerlings „König von Sion“. Ich bin begierig, wie es ihm mundet.

Daß Sie Glück mit Ihren Kindern haben, höre ich gern. — — Meine älteste Tochter hat sich vor einigen Tagen mit einem jungen Juristen, einem Amtsrichter Osius, einem geistvollen, vielseitig gebildeten und nicht unvermögenden Manne, verlobt.

Diesem Bunde zu Gefallen sollten wir jetzt eigentlich hier bleiben. Doch hatte ich schon vor Erklärung jenes Bewerbers den Verzug von hier beschlossen. Einstweilen miethete ich für die Sommerzeit ein Häuschen bei Bregenz am Bodensee, dessen Lieblichkeit Sie ja aus alter Meersburger Erfahrung kennen. Zum Herbst muß dann ein Entschluß gefaßt werden. Die Blicke sind auf Berlin, Frankfurt oder Hanau (eben des jungen Paares wegen) gerichtet. Ich wäre am liebsten für meine Vaterstadt Berlin, wäre nicht die dortige

Lebensweise so sehr theuer. Ihre Mahnung, nach Westfalen zu kommen, soll mir eine erwägungswerthe Lockung bleiben. Wäre ich so glücklich, einige Zeit mit Ihnen zusammen sein zu können, so weiß ich, Sie würden milde über meine Verirrungen hinweggehen und sich nur an Vergangenes und alte Zeiten halten. Wie viel schöne Stunden haben wir erlebt. „Die schönen Stunden, Rückblicke“ — heißt eine Sammlung zerstreuter Aufsätze, die nächster Tage bei Hallberger in Stuttgart ererscheint. Auch Ihr Name kommt darin vor.

Lassen Sie mich bald wieder etwas von Ihrem Leben und Schaffen erfahren. Nochmals innigsten Dank für die mir erhaltene treue Freundschaft und die Versicherung, daß ich nichts unterlassen werde, sie mir ferner zu verdienen.

Mit unveränderter treuer Gesinnung

Ihr Gutzkow.

Heidelberg, den 12. Mai. 1876.

Lieber theurer Freund!

Ich lese mit Vergnügen, daß Sie den Händedruck gefühlt haben, den ich Ihnen durch die „Gartenlaube“

geben wollte. Hat doch gerade die „Gartenlaube“ eine Irrung zwischen uns herbeigeführt. Nie habe ich daran gedacht, Ihre Romanschöpfungen herabsetzen zu wollen. Ich wollte sie nur charakterisiren. Ich bildete mir ein, mehr und tiefer zu sehen als Andere. Als ich Sie als letzten Romantiker schilderte, behielt ich stets den heiteren Ton, der dergleichen als eigentlich das Gros des Publikums nicht berührend behandelt. Keil nahm das etwas massiv, machte eine grobe Note, die mich bestimmen mußte, abzubrechen, und noch aus Ihrer interessanten Selbstbiographie spürte ich heraus, daß auch Sie wirklich verstimmt waren. Denn die Bemerkung, ich hätte nicht die gewünschte aber verdiente Anerkennung gefunden, that mir, dem Uebermuth der Faiseurs gegenüber, wahrhaft wehe. Ist eine solche Bemerkung wahr, so schmerzt sie doppelt. Sie deuten allerdings die systematische Anfeindung an, die ich gefunden. Noch jetzt ist sie in Thätigkeit und tritt mir überall hemmend in den Weg. In Berlin berührte sie fast meine Person.

Ich preise Sie glücklich, wenn Sie beruhigter in’s

Leben sehen als ich. Ich bin krank. Gerade Italien gab mir den Rest. Ich ging mit meiner zweiten Tochter auf einen Winter dorthin, war aber auf Schnee, Kälte und Stürme nicht vorbereitet, besaß auch nicht die Mittel, mir den Comfort theurer Pensionen zu verschaffen; so wurde ich immer invalider und habe mich erst leidlich erholt durch die Einsamkeit in einem ländlichen Aufenthalt, den ich zufällig hier in der Nähe entdeckte. Meine Frau, zwei unverheirathete Töchter drängten in eine Stadt, und da wählten wir die nächste, wohl für mich die unpassendste von allen. Denn was ist ein Belletrist unter diesen von Selbstsucht aufgeblasenen Zunftgelehrten, von denen diejenigen, die allenfalls einige Fühlung mit mir haben könnten, ganz nur die moderne Germanistenpoesie für das Höchste halten, auf „Ingo und Ingraban“ und „Ekkehard“ schwören. Kuno Fischer, der das Zeug hat, da zu lichten, aufzuräumen, wahrt sich seine Geheimerathswürde dadurch, daß er öffentlich über Lessing und Schelling nicht hinaus geht.

Mein Leiden besteht aus einer, wie es scheint, unheilbaren Nervenverstimmung, die mit einen Schlund-

krampf anfing, dann sich auf Magen, Bauch, Beine fortsetzte, ewige Flatulenz, Aufgetriebenheit der Weichen erzeugt, mich ganz sicher gehen, bergsteigen läßt, aber immer mit dem Gefühl, als säße mir eine große elastische Feder im ganzen Leibe, vom Halse an. Dabei bin ich blind, total blind am rechten Auge, am linken habe ich mit einer großen constanten Schwäche zu kämpfen. Kurz, ich wäre für den Pessimismus vollkommen reif, wenn sich nicht so viel eitle Narren dafür bekennten!

Lassen Sie mich recht bald wieder erfahren, wie es Ihnen geht. Die drei Tage stehen mir mit ihren Vor- und Nachtagen deutlich in der Erinnerung. Den Eselritt auf den Drachenfels habe ich wahrscheinlich zu oft gemacht und daher den damaligen vergessen. Den Augsburger Tag mit List, Kolb, Binzer rief mir vor einigen Jahren der Badecommissar v. Pappenheim in Kissingen in's Gedächtniß, dessen Wasser ich auch zu reinem Verderb trank. Im X. Band der neuen Ausgabe meiner gesammelten Werke, S. 116, steht auch Ihr Name als Verfasser der Personalnotizen über Droste-Vischering. Als neulich Sepp den Mund gar zu voll

nahm über Görres, habe ich nur mit Mühe an mich gehalten. Seine Darstellung des Kölner Streites paßt für Jörg, nicht für ihn. Nun leben Sie wohl! Lassen Sie bald wieder etwas hören Ihren

aufrichtigen und treuergebenen

Gutzkow.

Ostende.

Es wird mir nicht leicht, die Fortsetzung dieser Lebenserinnerungen zu geben. Ich habe sie freilich abgebrochen in dem Zeitpunkt, wo sie eine weitere und großartigere Scenerie zum Hintergrunde bekommen, wo eine Fülle markanter Gestalten nicht aufhört, durch sie hindurch ihre Schatten gleiten zu lassen, denn zumeist handelt es sich dabei ja jetzt um Schatten Dahingeschiedener; wo die stürmisch erregte Zeit der vierziger Jahre ihre hohen Wogen schlägt. — Wogen, deren tosendste Bewegung ich in Italien, im Rom von 1847, im Neapel von 1848, beobachten konnte, mit verehrenden Blicken damals an der hohen weißen Priestergestalt hängend, welche über diese Schaumwellen mit segnender Hand dahinschritt — um endlich auch als Schaum zu zerfließen, vom Höhenwahnsinn glücklich ge-

täuscht über die Bodenlosigkeit des Elements, auf dem er wandelte in den letzten Jahren seines Wirkens.

Aber zu Lebenserinnerungen zurückzukehren, dazu gehören die Stimmungen des Gemüths, die wie Wolken über uns dahinziehen, und beginnt solch eine Wolke sich auf uns zu senken, so bringt sie uns wohl das Verlangen, einsam zu träumen, den stillen Gedanken an unwiederbringlich Verlorenes oder innerlich Durchkämpftes nachzuhängen und sich der reimlosen Lyrik, von der wir uns ergriffen fühlen, hinzugeben; nicht aber zu schreiben, zu erzählen und uns Mühe zu geben, das, was farbenreich und in seinen festen Umrissen vor unserer Seele steht, Denen zu zeichnen, welche ja doch nur kühl und flüchtig ein verschwimmendes Schemenbild davon in sich aufnehmen können. Mit der rückwärts gewendeten, über dem Vergangenen sinnenden Stimmung ist auch immer jenes Zurückschrecken vor dem Versuche verbunden, das so völlig Subjective unseres Empfindens durch Wort oder Schrift für Andere eine Geltung gewinnen zu lassen, deren Ausbleiben doch nur erkältend und verletzend auf uns wirkt.

Mit Vorliebe aber rückwärts zu schauen, stets bei dem Vergangenen zu weilen, das hat mich das Alter bis-

her nicht gelehrt. Mein Gedankenleben richtet sich dem Kommenden, dem Zukünftigen entgegen, es geht heute noch mit dem Strome der Zeit, wie es immer und seit je gegangen, und das Schaffen, Arbeiten und Gestalten des morgigen Tages nimmt mein Denken mehr in Anspruch als die im Meere der Zeit verschwindenen Dinge des Gestern und Vorgestern.

Doch ich hasse auch alles Halbfertige, Fragmentarische, alles Stückwerk und Unvollendete; ich muß den unromantischen Charakterzug bekennen, daß mir das Verständniß für die Poesie der Ruine fehlt und daß ich das Heidelberger Schloß lieber wieder aufgebaut und hergestellt sähe, als nur noch in epheu- und poesieumwobenen Fragmenten vorhanden. Das nicht Abgeschlossene, nur halb zu Stande Gebrachte quält mich — und wenn das ganze Endergebniß meines Lebens auch nur ein kleiner Bruchtheil dessen sein wird, was ich als Frucht und Ziel im Auge hatte und erstrebte, so mag das Schicksal das verantworten, es soll dabei aber nicht sagen können, ich hätte selber nur Halbes geliefert. Muß doch ohnehin von unserer abgeschlossenen Arbeit so vieles Halbes bleiben.

Ans Ufer des Meeres habe ich mich zu versetzen,

um wieder zu beginnen. In Ostende, in tiefgrauer Dämmerung, mit meiner Frau auf dem langen Bohlenweg dahinschreitend, der am Hafen entlang zum Leuchtthurm führte, habe ich es zuerst gesehen, das Meer, und sein Schäumen unter den Füßen tosen hören. Wenn es so tost und rauscht und schäumt, ist es schön, das Meer. Nicht wie die Alpenwelt, an sich, durch sich allein. Es muß etwas hinzukommen, es bedarf einer Beihilfe, um schön zu werden: der Lichtwirkungen einer besonderen Beleuchtung, des Farbenspiels, welches ihm die ziehenden Wolken verleihen, und vor Allem des Sturmes, der uns die entfesselte elementare Gewalt in der Furchtbarkeit ihrer Wirkungen enthüllt.

Gustav Kolb war vor uns nach Ostende gereist, im Sommer 1845, und hatte uns dort ein Quartier bereitet — am Ende der Welt, es lag Rue Bout du Monde. Heinrich König, der den Wortwitz liebte, scherzte viel darüber. Er ebenfalls traf, begleitet von einer Schwägerin, in Ostende ein und hat seinen damaligen Aufenthalt dort in seinen „Briefen aus dem Seebade“ beschrieben. Indem er darin mit großer Herzlichkeit unserer gedenkt, scherzt er, daß er sagen könne, er folge uns des Abends bis an's Ende der Welt, wo seine sinnige Schwägerin Agathe die

hübschesten Geschichten erzähle, um die versammelten drei Novellistenfedern zum Wettkampf zu reizen. Ob H. König diese seine „Briefe aus dem Seebade“ damals ebenfalls in seiner tiefgründigen Weise ausarbeitete, weiß ich nicht; seine Romane pflegte er, zum Theil auf einsamen Spaziergängen, mit Bleistift in sein Taschenbuch zu schreiben, dann im Brouillon auszuarbeiten und dies endlich noch mit großer Sauberkeit abzuschreiben. — Heute ist er von dem jüngeren Geschlecht kaum noch gekannt, der brave König, die festgebaute, kaum mittelgroße Gestalt mit dem plebejischen Kopfe. Ein Plebejer war er ja, seine Mutter eine Näherin, sein Vater ein Soldat; aber in das dürftige Stübchen, worin er geboren, waren dennoch gute Feen eingetreten, die ihm ihre Gaben an die Wiege gelegt; ein tiefes Gemüth, eine scharfe Beobachtungsgabe und ein großes künstlerisches Gestaltungstalent; und was eine böse Fee unter diese Gaben als die ihre geschoben: die Neigung zu ein wenig skabrösen Witzen, war bei seinem vorwiegend starken sittlichen Gefühl nicht bedenklich geworden. Seine literarische Bedeutung, das Verdienst seiner Musterromane, „Die Clubisten in Mainz“ und „König Jeromes Carneval“, überragt entschieden das, was seine hessischen

Landsleute Dingelstedt und Mosenthal für die Literatur gewesen sind; natürlich aber hat der arme ehrliche König es nie halb so weit im Leben gebracht als sie.

Ich traf in Ostende einen Bekannten aus der westfälischen Heimat, einen regsamen kleinen Mann, der, wie denn der Menschen Anlagen und Gemüthsrichtungen mannigfach sind, sich durch eine absonderliche Gabe auszeichnete. Es hat wohl nie ein Literaturkenner — denn nach dieser Richtung hin gingen seine Bestrebungen — so gründlich die schmutzige Wäsche der deutschen Literatur gekannt wie er. Er war unerschöpflich in der Chronique scandaleuse aller Derer, die jemals einen bekannten Namen getragen. Daß dabei die Romantiker: die Schlegel, die Brentano, die Z. Werner, die Heinse. die Hoffmann, seine Leib- und Lieblingsautoren waren, brauche ich nicht zu erwähnen; aber auch Jean Paul, Gentz, ja Altvater Goethe selbst schloß er von seiner lebhaftesten Theilnahme nicht aus und war unerschöpflich in lachend hervorgebrachten Charakterzügen von ihnen. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit Acten des Oberlandesgerichts zu M. und nahm in den Sitzungen des Criminalsenats ein Eckchen in einer sella curulis an dem grünen Tische ein.

Ich muß seiner erwähnen, weil er eines Tages sich mir anschloß zu einem Besuche eines höchst merkwürdigen Menschen, der damals in dem nahen Brügge wohnte. Ein wie ein englischer Reverend aussehender ältlicher Herr, die Physiognomie ein wenig morgenländisch und sehr gebräunt, mit schwarzen funkelnden Augen, wie ich seit denen Klemens Brentanos keine mehr so glühen sah, kam an unserem „Weltende" zu uns, um Dr. Kolb bei uns zu suchen, den er kennen lernen wollte. Er stellte sich diesem und uns als der Doctor Wolf vor, der damals sehr bekannte Reisende, der die große gefahrenumgebene Fahrt nach Khiwa und Bochara gemacht, der ein höchst interessantes Buch darüber in englischer Sprache veröffentlichen werde und der Bruchstücke daraus in deutscher Uebertragung der Allgemeinen Zeitung einverleibt zu sehen wünsche. Es sprach ein eigenthümliches Wesen aus dem Manne, etwas Bewegliches, ja Geriebenes und dann wieder etwas priesterlich Salbungsvolles — in der That war er Priester, Pfarrer sogar, Seelenhirt der anglikanischen Gemeinde in Brügge nämlich. Und welche Schicksale hatte der Mann erlebt, wie sich nun in den nächsten Stunden, die er in unserer Gesellschaft blieb, entwickelte! — denn unser Reverend

war im Mittheilen seiner Erlebnisse nicht spröde — galt es doch auch, Kolb für die Willfahrung seines Wunsches zu gewinnen. Ursprünglich deutscher Israelit, war er Christ geworden, Katholik — dieser Uebertritt hing auf irgend eine Weise, deren ich mich nicht mehr entsinne, mit dem Grafen Friedrich Leopold Stolberg zusammen — zum Priester geweiht, war er nach Rom gekommen, hatte sich hier von seinem Thatendrang zum Aussprechen ketzerischer Grundsätze verleiten lassen, bis man ihn in Haft genommen und tief unten in die Kerker der Inqusition eingesperrt hatte. Es war dies jedoch eine Lebensepisode, bei der er — in der richtigen Empfindung, daß er nicht übermäßig viel Glauben damit bei uns finde — nicht sehr lange verweilte; nur so lange, wie nöthig war, um sich, nachdem er sich einmal leichtsinnigerweise in den Kerker gebracht, auch auf nicht gar zu unglaubliche Weise wieder herauszubringen. Nachdem dies glücklich bewerkstelligt war, gelangten wir mit ihm nach England, wo die durch gründliche Studien gewonnene Ueberzeugung, daß allein die anglikanische Hochkirche in ihren zweiundvierzig vom Erzbischof Thomas Cranmer aufgesetzten Artikeln die lautere evangelische Wahrheit enthalte, ihn in den Schoß der Episkopalkirche ge-

führt hatte, in welcher er es denn wohl wieder zur Aufnahme in den Priesterstand gebracht, nicht aber, schien es, den Schoß einer jener fetten Sinecuren, welche einen so angenehmen Vorzug dieser Kirche vor vielen anderen bilden. Nebenbei hatte er orientalische Sprachstudien betrieben, auch eine Reise in's Morgenland gemacht; und dadurch vorbereitet, hatte er sich einer Gesellschaft zur Disposition stellen können, welche sich in England zu dem Ende gebildet, um zu ergründen, was aus Stoddart und Conolly geworden.

Heute freilich wird niemand in der Welt ein Interesse empfinden, zu erfahren, was aus Stoddart und Conolly geworden. Aber es gab eine Zeit, wo sehr viele Leute in und außer England von dieser Frage auf's Lebhafteste bewegt waren. Es handelte sich dabei um zwei englische Obersten, die nicht gerade mit officiellem Charakter, aber jedenfalls mit officiösen Aufträgen der Regierung von Indien aus sich in die lebensgefährliche Gegend gewagt hatten, in welcher die Namen Samarkand, Chokand, Bochara so viel Ideenverbindungen mit den Gestalten der „Tausend und eine Nacht" hervorrufen. Aus dieser märchenhaften Welt waren die beiden englischen Offiziere niemals

zurückgekehrt; die nach ihnen eingeleiteten Nachforschungen hatten die Wahrscheinlichkeit herausgestellt, daß der Chan von Bochara sie habe um's Leben bringen lassen; und nun sollte entweder diese Thatsache festgestellt oder, wenn sie noch am Leben seien, ermittelt werden, wie ihnen zu Hilfe zu kommen sei. Die britische Regierung, welche keine Mittel hatte, auf den Chan von Bochara eine Pression zu üben, wenn sich dazu die Nothwendigkeit herausstellen sollte, lehnte eine officielle Abordnung ab, und so bildete sich ein Privatverein, und in seinem Auftrage war unser Reverend Wolf wohl equipirt ausgezogen, um dahinten im fernsten Morgenland Stoddard und Conolly zu suchen.

Er fand sie nicht, weder den einen noch den anderen; aber was er fand, das waren erschreckliche Gefahren und unglaubliche Abenteuer. In Konstantinopel, in Ispahan, überall hatte man ihn gewarnt, sich in den Machtbereich des blutdürstigen Chan von Bochara zu wagen. Ehren-Wolf aber war unerschrocken weiter und weiter vorgedrungen; er hatte sich auf die Macht des Schwindels auch im Wunderlande der Tausend und einen Nacht verlassen, und darum hatte er dafür gesorgt, daß der Ruf seines Namens vor ihm herziehe und sein Auftreten ihm

eine gewisse Unverletzlichkeit sichere. Er kam als großes Religionsoberhaupt des Occidents, ich weiß nicht mehr, ob um für Glaubensfragen schwieriger Art die Lösung im Orient zu suchen oder um zu ergründen, ob das sunnitische Bekenntniß der Bocharesen sich nicht auch passend auf England übertragen lasse, oder unter sonst einem ähnlichen, der überall in der Welt einflußreichen Klasse der Mollahs und Schriftgelehrten angenehmen und schmeichelhaften Vorgeben. Mit Gefolge kam er, wie es im Orient nicht entbehrt werden kann, hochthronend auf dem Höcker seines Kamels, im leuchtenden Seidenkftaan und auf der Brust ein großes Plakat, worauf weithin sichtbar zn lesen stand: „Der Großderwisch von Inglistan und Frankistan.“ Kein Wunder, daß, als er endlich nach vielen Mühseligkeiten am Ziele seiner Wanderfahrt war und in Bochara einzog, alle Straßen, alle Dächer von Menschen wimmelten, den großen Heiligen des Abendlandes anzustaunen.

Bochara aber war damals etwas wie die Höhle des Löwen, und auch für den anglikanischen Reverend nahmen die Dinge bald eine Wendung, als ob er aus dieser Höhle, in welcher die beiden gesuchten Obersten richtig ermordet worden waren, niemals wieder herauskommen werde.

Nicht eigentlich der Chan war so blutdürstiger Natur, aber sein Vezier. Der Mann war eigentlich und ursprünglich seines Zeichens preußischer Oberfeuerwerker und — wie denn ein tüchtiger Unteroffizier zu Allem verwendbar ist — jetzt nach mancherlei Schicksalen des Herrschers von Bochara allmächtiger Vezier und Minister geworden; um sich in dieser Stellung zu sichern, um keines Fremden Kritik seines Schaltens und Waltens fürchten zu brauchen, ließ er einfach köpfen, was sich von Europäern in's Land wagte. Nach mancherlei Verhandlungen ward auch über Wolf dieses Schicksal verhängt; schon ist der Scharfrichter an ihn abgeschickt, schon bereitet, der abendländische Doctor, auf einem Erdhügel knieend, sich durch Gebet zum Tod, vor, den im nächsten Augenblick das Schwert ihm geben soll — da, in der höchsten Noth, ist auch die Rettung da. Mit Trompetenschall und Paukenschlägen reitet eine feierliche Gesandtschaft des Schahs von Persien ein, abgeordnet, um sich nach dem Schicksal des wunderbaren Großderwischs, den die englische Diplomatie dem König der Könige auf's Dringendste empfohlen hat, zu erkundigen. Sie rettet durch ihr providentielles Erscheinen den armen Reverend, erlangt seine Auslieferung und geleitet ihn sicher wieder zum Lande hinaus.

Nach England heimgekehrt, findet er hier einen, je nachdem man will, überschwänglichen Lohn, der doch nicht ganz „of unquestionable shape“ ist. Denn wie einst von Othello Desdemona gewonnen ward durch die Erzählung seiner Abenteuer und Gefahren, schenkt ihm eine schöne Tochter Albinos, Lady Georgiana Walpole, eine Enkelin des großen Robert Walpole — so wenigstens behauptete er — ihre Hand; und nebenbei macht man ihn zum Pfarrer der anglikanischen Kirche zu Brügge in Flandern.

Dort ihn an seinem häuslichen Herde zu besuchen, seine Bibliothek zu besehen, lud er — er tauchte nun öfter in Ostende auf — dringend ein. Ich entschloß mich, da ich auch Brügge genauer kennen lernen wollte, dazu, und mein Bekannter aus M., neugierig wie eine Nachtigal und begierig, in das Heimwesen eines so großen Mannes zu blicken, begleitete mich. Es war eine schöne Wohnung in einem stattlichen alten Patrizierhause, mit goldgepreßten Ledertapeten, mit stuccaturgeschmückten Decken, mit reichem Täfelwerk, die von Lady Georgiana bewohnt wurde; denn Lady Georgiana war am häuslichen Herde unseres Weltfahrers ganz offenbar das einzig und allein bestimmende

Element. Sie hatte eine ältliche, sehr fromme, sehr bibelfeste Gräfin Egloffstein aus Oldenburg zum Besuche bei sich und schien nicht sehr geneigt, uns unser schlechtes Englisch und die allgemeine Unerheblichkeit unserer Persönlichkeiten zu verzeihen und mit Nachsicht aufzunehmen. Und dann war noch ein hoffnungsvoller Jüngling im blühenden Alter von fünfzehn oder sechzehn Jahren da, von Lady Georgianas offenbarem „Mütterwahnsinn“ zu einem Schlingel von ganz unglaublicher Unbefangenheit des Verhaltens seinem würdigen Papa gegenüber auferzogen.

Dieser würdige Papa schien überhaupt hier im häuslichen Kreise den Seinen noch weniger zu imponiren, wie er mit seinem Großderwischplacat dem Chan von Bochara und seinem Bezier aus dem Unteroffizierstande imponirt hatte. Ich muß leider bekennen, daß auch bei uns, seinen Besuchern, seine Autorität und der Respect vor seiner Gelehrsamkeit um ein Erhebliches abnahmen, als er uns seine von ihm vielgerühmte Bibliothek zeigte. Er schloß nämlich einen mäßig großen Wandschrank auf, und Alles, was wir darin erblickten, bestand aus einigen Scharteken und Stolbergs bändereicher Geschichte der Religion Jesu Christi. Doch muß ich hinzusetzen, daß sich meine

Achtung wieder einigermaßen hob, als er, von der viel fragenden pietistischen Gräfin Egloffstein endlich noch um eine Auslegung der Geschichte von der Rotte Korah und der Bedeutung dieses hebräischen Wortes angegangen, mit seinem verschmitzten Augenfunkeln antwortete: diese Geschichte sei eine Warnung für alles fürwitzige Laienvolk, das seine geistlichen Führer mit zudringlichen Fragen und Besserwissenwollen belästigt.

Ich habe später von dem merkwürdigen Manne nichts weiter vernommen. Nur fand ich in dem Werke Vamberys „Reise nach Persien“ seiner ausführlich erwähnt, aber mit völlig anderen Angaben über seine Schicksale als die hier von mir nach dem, was er uns damals in Ostende erzählte, gegebenen. Die Discordanz ist am Ende nicht schwer zu erklären, und es würde sich vielleicht eine noch gründlichere herausstellen, wenn mir das in London seiner Zeit erschienene Buch Wolfs: Travels to Bochara zur Hand wäre.

Die für das Seebadleben bestimmten vier Wochen verflossen rasch in unserem eng geschlossen bleibenden Kreise; Kolb und König reisten ab, wir nahmen den Rückweg über Antwerpen, um vorher diese Stadt kennen zu lernen. Ich

suchte hier den damals berühmten, durch das, was man die vlämische Bewegung nannte, getragenen Hendrik Conscience auf — sprich Konziens; er protestirte sehr laut dagegen, daß man ihn durch die französische Aussprache seines Namens zum „Fransquillon" mache — und fand eine durchaus nicht sympathische Persönlichkeit in dem vlämischen Dichter, der die Geschichte seines Vaterlandes zu historischen Romanen in einer Weise verarbeitet hat, welche von der in Belgien allmächtigen klerikalen Partei patronisirt wurde — man kennt den Fuß, auf welchem diese Partei mit der historischen Wahrheit lebt, und weiß also, was von Conscience'scher Romantik und Darstellung historischer Epochen zu halten.

Ein sehr lebhaftes Bild ist mir dagegen in der Erinnerung geblieben von einem anderen, bedeutenderen und anziehenderen Manne als der gefeierte Vater des „Löwen von Flandern". Queen Victoria nämlich und Prinz Albert wurden dort erwartet; sie kamen zu der ersten Continentreise der Königin, zu ihrem Besuche des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf Stolzenfels. An einem schönen sonnigen Vormittage rauschte über dem breiten Spiegel der Schelde die große königliche Jacht „Victoria und

Albert“ heran, das goldene Banner mit dem Leoparden- und Harfenwappen von England am höchsten Mast, begrüßt von den Geschützen der Citadelle. Und als die Ausschiffung erfolgt war, als das Fürstenpaar im offenen Wagen, sich langsam durch die zusammengeströmte Menge bewegend, dicht an uns vorüberfuhr, frappirte mich die Schönheit des noch so jugendlichen Mannes an der Seite der Königin, dieser edle Kopf mit den klaren Zügen, aus denen neben dem Ausdruck selbstbewußter Ritterlichkeit so viel geistiges Leben sprach. Auch König Leopold von Belgien, den ich einige Zeit später auf einem Künstlerfeste in Brüssel sah, hatte einen so eigenthümlich schönen anziehenden Kopf, doch lag etwas zu Weiches, Weibliches, Seelenstilles darin, es war das jedenfalls ein entschieden constitutionelles Königsantlitz. An des Horaz „Ætas parentum, pejor avis, nos tulit nequiores“ konnte ich jedenfalls nicht denken beim Anblick des musterhaften Ehepaares auf dem Thron von Großbritannien, nachdem ich als Knabe, wie früher erwähnt, das aufgeschwemmte, fettgewordene Laster, genannt Georg IV., sich in einer unter ihm ächzenden Karosse wälzen gesehen.

An den Sommeraufenthalt in Belgien schloß sich ein

Herbstaufenthalt in Bonn, wo wir vor der Rückkehr nach Augsburg noch für einige Wochen uns des Rheins erfreuen wollten: der Verkehr mit Karl Simrock, sowie der mit Mitgliedern der liebenswürdigen Familie Kaufmann fesselte uns dort; wir lernten Gottfried Kinkel und seine brave und in der unscheinbaren Hülle so seelen- und geistvolle Frau Johanna Kinkel kennen, die den guten oder eigentlich gar nicht guten Bonnern so viel zu reden gaben und in ihrem „Maikäferbunde" doch so harmlose Bestrebungen verfolgten. Alexander Kaufmann, der mir später befreundet wurde, war damals nicht in Bonn; eine seiner Schwestern und Doctor Laurenz Lersch, ein der Hoffnungslosigkeit deutschen Privatdocententhums früh erlegener liebenswürdiger Mensch, schloß sich uns zu den täglichen Partien in der schönen Umgegend Bonns an. Eine nicht sehr mühevolle literarische Thätigkeit lief nebenher, denn ich war schwach genug gewesen, mich von einem Kölner Buchhändler gewinnen zu lassen, um seine fixe Idee, ein neues Rheinisches Jahrbuch, wenn nur mit einem ganz außergewöhnlichen Luxus ausgestattet, mit Kunstbeilagen geschmückt, müsse einem dringenden Zeitbedürfniß entgegenkommen, durch die Redaction eines solchen Buches zu unterstützen. Das Buch

erschien denn auch in jenem Herbst, aber obwohl durch Professor Böcking mit Beiträgen aus dem Nachlaß von A. W. von Schlegel, von Annette v. Droste mit Gedichten versehen, lockte weder sein rothseidener Einband, noch seine Holzschnitte nach Gemälden de Keisers, noch sein Inhalt Käufer an — die Zeit der illustrirten Prachtausgaben war noch nicht gekommen, und ich war froh, nicht einen zweiten Jahrgang eines Unternehmens redigiren zu müssen, dessen erster mir schon so fragwürdig in seiner Existenzberechtigung geschienen. Ein Buch soll ein Ganzes, die Arbeit eines Kopfes, das Werk einer Idee sein, und nicht ein Bazar von den mannigfaltigsten Dingen. Eine Zeit welche in ihren literarischen Hervorbringungen dürftig ist, mag, die noch seltenen Blüthen der Dichtkunst in einem „Musenalmanach" zu einem Strauße sammeln; wenn aber die literarische Production ohnehin an Hypertrophie leidet helfen alle diese sie fördernden Jahrbücher, Almanache und Albums nur, die Fahrigkeit und Unordnung in den Köpfen, für welche schon hinreichend unsere viel zu üppig wuchernde Jonrnalistik sorgt, zu mehren.

Bei der Durchreise durch Köln hatte ich Karl Andree besucht, der damals dort die Kölnische Zeitung redigirte,

welche unter ihm zuerst sich zu einer gewissen Bedeutung aufgeschwungen hatte. Frau Markus Du Mont-Schauberg, die berühmte Dame, welche lange Jahre das altehrwürdige Geschäft, in dem die Zeitung erschien, in originell patriarchalischer Weise geleitet hatte, war kurz vorher gestorben und ihr ältester Sohn, Joseph Du Mont, also nun Herr und Meister des Spieles der Welt geworden, nicht der wirklichen freilich, wie Papst Julius II., sondern ihres Spiegelbildes in dem gelesensten Blatte der Rheingegend. Joseph Du Mont aber, obwohl ohne gelehrte Bildung, war eine Natur, die sich geistig so entwickelt hatte, wie es ihr in ihrer Umgebung, den alten reichsstadtkölnischen Anschauungen und Verhältnissen, nur möglich gewesen; er war thätig und energisch, und das englische „Where is a will, is a way" paßte auf ihn, wenn je auf einen Mann.

Mit diesem Willen hatte er sich vorgenommen, in der immer gährender, politisch bewegter werdenden Zeit die Kölnische Zeitung auf ein ganz anderes Niveau zu heben. Karl Andree trat, weil seine schutzzöllnerischen Ansichten nicht zu denen des Eigenthümers und zu den Interessen der großen, immer mehr aufblühenden Handelsstadt stimmten,

von der Redaction zurück. An seiner Statt wurde ein junger in Berlin lebender Gelehrter, mein engerer Landsmann Karl Heinrich Brüggemann, dessen staatswissenschaftliche und nationalökonomische Studien ihn mehr der Richtung, welche man Manchesterthum nennt, zugeführt hatten, als Redacteur gewonnen. Er hatte in den Tagen der Demagogenverfolgung unglaublich Schweres erlitten und jahrelang die unwürdigste Behandlung erduldet. Aber es war bewundernswürdig, wie wenig sein heiterer Optimismus dadurch erschüttert und seine Lebensanschauung verdunkelt worden, wie wenig die Verfolgung ihm die Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift verwandelt hatte. Mit einem Arbeitseifer sondergleichen unternahm er die schwere Arbeit eines gründlichen Umbaus des Fahrzeuges, welches seiner Führung anvertraut wurde, und blieb mit immer gleich heiterem Muth in den Stürmen, welchen es entgegenging, der feste Pilot.

Mir wurde während jenes Aufenthaltes in Bonn die Pflegschaft des Feuilletons der Zeitung angeboten unter Bedingungen, welche abzulehnen thöricht gewesen wäre. Nach einer Unterredung mit Herrn Du Mont in dem Ladenstübchen auf der Hochstraße, hinter dem im dunklen

Hofe die Redactionsräume und die Druckerei lagen — wie klein und eng Alles damals noch im Vergleich mit den Cotta'schen Räumen in Augsburg! — übernahm ich, was mir anvertraut wurde, und stand jetzt nur der bitteren Nothwendigkeit gegenüber, die Lage der Dinge Kolb mitzutheilen und an den Abschied von den Freunden in Augsburg zu denken. Kolb schrieb mir, als ich, was ich gethan, ihm bekannt:

„Liebe Freunde! Ihre Zeilen haben mich schmerzlich berührt und doch nicht ganz überrascht. Ich traute der Rheinnixe nicht, sowie ich hörte, Sie wollten ein paar Wochen da zubringen. Ich weiß nicht, wie ich mich daran gewöhnen soll, Sie nicht hier zu wissen, nicht zu Ihnen gehen zu können, wenn mir das Herz voll ist von freudigen oder leidigen Eindrücken! Und doch, sehe ich, muß ich mich daran gewöhnen. Die Stellung am Rhein ist um so viel schöner, freier, lockender als hier, die Arbeit so viel weniger in Anspruch nehmend und so viel entsprechender Ihrer ganzen Richtung als die unter peinlichsten Geburtsschmerzen langsam sich hervormühende deutsche Politik, daß ich mich blos beklagen, Ihnen blos Glück wünschen kann. Es ist sonderbar, wir weichen in so vielem von einander ab, daß wir zuletzt die Unterhaltung über allerlei Dinge

vermieden, um uns durch Zank die gute Laune nicht zu verderben, und doch ist mir jetzt, wo ich Sie verlieren soll, als ginge ein Stück mir vom Leben mit! . . . Versprechen Sie mir eines: wir müssen uns jedes Jahr einmal sehen. Die Welt soll uns so ganz nicht trennen können, daß am Ende selbst die Erinnerung erbleichte. Wir wollen sie auffrischen, ja wir wollen uns überzeugen, daß, was in der Nähe nicht immer zusammenklingen wollte, in der Ferne zusammenwächst, als wäre es einem Stamme entsprossen —"

Und was die anderen Augsburger Freunde anging — nun ja, wir trennten uns schwer von ihnen; aber man leidet, solange man jung ist, solange man noch die Welt offen vor sich daliegen sieht, an einer verruchten Zigeunerhaftigkeit des Gefühls. Man weiß die herzliche warme Zuneigung, die man gefunden, nie nach dem ganzen Umfang des Werthes zu schätzen, den nur das Gemüth des gereifteren Menschen ermißt. Und so reißt man sich leichtherzig aus einem Boden, in dem unser Wesen Wurzeln geschlagen hat, los — daß manche Wurzeln dabei abgerissen und in dem Boden stecken geblieben sind, fühlt man erst später, wo sie leise nachzubluten beginnen.

Köln.

Also Köln! Ich stehe auf meinem Rundgang durch's Leben vor einem neuen Glase des Panoramas und sehe dahinter die Stadt der heiligen drei Könige im weitgeschwungenen Halbkreis am breithinfluthenden Strom gelagert. Die Stadt mit Römerthürmen und hundert alten Kirchen, voll Schöpfungen des Mittelalters, voll Historien, Legenden, Sagen und eigenthümlichem Volksthum, durchschwirrt vom schnödesten Volksdialekt, der in Deutschland gesprochen wird, und dabei doch die Heimstätte des allermodernsten Lebens, wie es der Weltverkehr, die Weltbeziehungen der Industrie, des Handels, der Börse hervorrufen und ausprägen — dies Köln, das mir stets, wenn ich es auf Durchreisen berührt hatte, einen Eindruck so ganz absonderlicher Art gemacht.

Ich erinnere mich eines lebhaft erregten Abends zum Beispiel, den ich auf einer dieser Durchreisen in Köln zubrachte in völliger Einsamkeit; ich saß in meinem im Parterre liegenden Zimmer des Gasthauses und blickte auf einen kleinen Garten hinaus — ich glaube noch das roth- und gelbgefärbte Laub der Weinreben zu sehen, auf welchem der helle Abendsonnenschein lag, langsam emporsteigend und leise den von unten aufglimmenden Schatten weichend. Aber über die Gartenmauer blickte der Thurm irgend eines Heiligen mit seiner Rundbogenstellung und seinen eigenthümlichen Bauformen, welche man damals nieder-rheinisch-byzantinisch nannte, und aus dem Thurme tönte das Geläut der Glocken mit seinem fremden ungewohnten Klang — und stets hat nichts für mich eine eigenthümlichere, die Phantasie erregendere Wirkung gehabt als der Schall einer Glocke, die mit einem ganz neuen und fremden Organ aus ihrem altersgrauen Thurme herabsprach von all dem Zeitenwechsel, den Gestaltungen und Ereignissen der Jahrhunderte, die an seinem Fuß vorüberzogen. Die Steinfigur eines alten römischen Imperators stand, halb von dem gelbrothen Weingerank bedeckt, in der Ecke der Mauer. Was bedurfte es mehr, um, der ganzen Gegen-

wart entrückt, in eine fremdartige Welt versetzt, den ganzen dramatisch bewegten Roman der Geschichte dieser mirakulösen heiligen Stadt Köln an sich vorübergehen zu sehen. Ich dachte an Agrippina, die eine Kölnerin war, an Germanikus, an die Cäsaren, welche vom Capitol dieser Stadt aus in die rauschenden unendlichen Bergwälder jenseits des Rheins zogen zu unfruchtbarem Ringen mit dem gefährlichen gelbhaarigen Volk da drüben; an die Herrscher der großen Frankenmonarchie, die auf demselben Capitol ihre Königspfalz bauten und von dort aus das große austrasische Reich lenkten, nebenbei wohl auch sich einander dort erwürgten, wie es dem armen Könige Dietbert geschah; an Plektrudis, die arme verlassene Frau, welche auf dem Capitol die hochragende alte Kirche baute. Plektrudis! Von dem Kirchenbau dieser von ihrem Gatten verstoßenen Frau hatte ich in einer Schrift voll überschäumender Romantik („Der Dom zu Köln und seine Vollendung“, Köln 1842) eben vorher geschrieben: „Die weinende Treue hat sich eine stille Zuflucht gegen die unendliche Betrübniß bauen wollen — und siehe, es ist ein Haus Gottes daraus geworden. Während Plektrudis auf den Steinen dieser Kirche liegt und für ihren Gemahl um die Gnade des

Himmels betet, zieht Pipin von Heristall aus seinem Saalhof zu Chelles dem Walde von Livry zu, um den Reiher zu jagen; und er ist nicht allein: eine weibliche Hand schaukelt an seiner Seite das schellenklingende Federspiel und zügelt das flüchtige Jagdroß. Die Strahlen derselben Sonne, welche durch die Scheiben der Marienkirche zu Köln auf die bleiche Stirn seiner Gattin fallen, verfangen sich in den wehenden Gewänden eines schönen, dunklen fränkischen Weibes, das mit Pipin dem Walde von Livry zureitet. Dieses fränkische Weib ist Alpais, vor deren Hochmuth die vertriebene Plektrudis in Köln hat Schutz suchen müssen."

Plektrudis! Was ist mir, was ist der Welt heute diese Hekuba; aber solche Gestalten der Vergangenheit, schon der Klang von Namen großer Erscheinungen der Geschichte konnten mich damals wunderbar bewegen; und Köln hatte der Erinnerungen an solche Gestalten, in denen sich die großen Wandlungen der Epochen und der die Menschheit beherrschenden Gedanken ausdrückten, ja über und über genug. Und in dieser merkwürdigen Stadt, welche ganz so düster, enge und winkelig aussah, wie es solch einer Hochwarte der Geschichte zukam, sollte ich nun die sieben nächsten Jahre meines Lebens zubringen.

In der engen Hochstraße, nicht weit von dem kleinen Platze, den jetzt Bismarcks treffliches Standbild schmückt, nahm uns im Herbst 1845 ein geräumiges Quartier im zweiten Stock eines neugebauten Hauses auf, in dem sich zunächst sehr unangenehm der Wechsel mit der stillen friedfertigen Sanct Anna-Straße zu Augsburg fühlbar machte — man weiß, wie die schmale Hauptverkehrsader Kölns lärmerfüllt und in ewigem Tosen drangvoller Bewegung ist. Aber auch in der Menge der sich bald anknüpfenden geselligen Beziehungen zeigte sich das Leben der großen Stadt, hier noch gesteigert durch die Gastlichkeit und das offene Wesen der rheinischen Stammesart. Augsburger Freunde hatten uns durch Empfehlungen in Beziehung gebracht zu der haute finance der Handelsmetropole; die Literatur war in Köln vertreten durch Roderich Benedix und Gustav Pfarrius; meine Frau fand zu ihrer Freude eine liebe Pensionsfreundin an den Chef eines Bankhauses in Köln verheirathet. Dazu gesellten sich die zahlreich diese Station des Weltverkehrs berührenden Fremden — ich erinnere mich am lebhaftesten eines, der nach einem übermüthigen Pochen mit dem Ende des Stockes an meine Thür mit Roderich Benedix zugleich eintrat, laut und voll

des frischen Kraftgefühls, das ihm bis heute treu geblieben, denn es war Heinrich Laube, auf der Durchreise, wenn ich nicht irre, nach Paris. Er kam, wie er sagte, „ein Hühnchen mit mir zu pflücken", er hatte die „Bernsteinhexe" dramatisirt in dem guten Glauben, es mit einer echten alten Chronik zu thun zu haben, wie alle Welt es gläubig annahm, und ich hatte in der Allgemeinen Zeitung nachgewiesen, daß das so viel gelesene Buch ein Roman des Pfarrers Meinhold sei, was ihm nun die Freude an seiner Arbeit nahm. — Ein anderes Mal war es ein Vetter meiner Frau, der anklopfte, der Kammerherr F. v. Gall — er kam aus Oldenburg, wo er Intendant des Theaters war, wo er mit Julius Mosen mit A. Stahr vereint voll des besten Eifers für die deutsche Bühne gewirkt, und war im Begriff, nach Stuttgart, dem Schauplatz seiner späteren Thätigkeit, auf welchen sein ehrgeiziger Idealismus an sehr realen Verhältnissen sich bald erkälten sollte, dem Rufe zu folgen, den er als Bühnenlenker dahin vom Könige Wilhelm erhalten hatte. Dann kam Moritz Hartmann, der Adonis mit dem schwarzen Vollbart, nach Köln — wer aber zu uns am öftesten kam, und zwar nicht aus der Ferne, sondern nur vom „Klingelpütz" in

der Nähe des Gereonthores, wo er wohnte, her, das war Roderich Benedix, der bald etwas wie ein lieber Hausfreund bei uns wurde. Benedix wohnte damals in Köln, zeitweise dem von einem Director Spielberger geleiteten Theater attachirt und zeitweise ohne Beziehung zu diesem; seine Dramen brachten sehr mäßige Früchte, seine Lustspiele hatten solche Theater, welche Tantièmen zahlten, sich nur sehr vereinzelt erobert; er hatte eine nicht kleine Familie, und so ging es ihm damals eigentlich trotz seines Fleißes recht schlecht. Die Frau stand tief unter dem Niveau seiner Bildung, und wem ein Einblick in seine Häuslichkeit wurde, gewahrte bald, daß hier einmal wieder ein deutscher Poet auf einem jener harten Betten liege, welche die „deutsche Reichskaserne“ — würde Tissot sagen — ihren Schriftstellern damals anwies. Das aber that dem guten Humor des lebensfrohen, kräftig gebauten und von der Natur mit einem angenehmen Durst begünstigten Mannes keinen Eintrag. Ein heiteres, leichttragendes Gemüth ist der Lohn aller sehr gutmüthigen Charaktere. Ihre milde Auffassung der Dinge und der Menschen läßt keinen Groll wider das Schicksal in ihnen aufkommen, und wo ein anderer sich geärgert und bitter abwendet, sehen sie „die

weißen Zähne des Hundes“. Roderich Benedix war dabei in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen und auf seinen regelmäßig geschnittenen Kopf mit dem reichen blonden Vollbart nicht wenig eitel. Sein Unglück war, daß er zu früh an eine „Schmiere“, wie es in der Theatersprache heißt, gerathen, daß die Jahre der Ausbildung und des Schulegehens an ihm vorübergegangen, ohne ihm hinlängliches Wissen zu bringen und ohne seinem Geist höhere Aspirationen einzuflößen als die, wirksame aber doch bedenklich hausbackene Lustspiele zu schaffen. In unserem langen Verkehr mit ihm, in welchem er uns die Entwürfe seiner Lustspiele vorzulesen pflegte, war es unser stetes Bestreben, ihn zu einer Pflege des Dialogs zu bewegen, welche diesen veredle, die Sprache wenigstens auf ein höheres Niveau hebe — aber umsonst; er blieb dabei, seinen Dialog zu schreiben wie ein anderer neuer Bekannter, wie der gute Wolfgang Müller von Königswinter seine trivialen Prosaaufsätze — mit jener erstaunlichen Leichtigkeit, welche die Wahrheit des Wortes: Le temps n'épargne pas ce qu'on fait sans lui, gar nicht ahnt — nur immer frisch darauf los! Wolfgang Müller war ebenfalls ein guter liebenswürdiger Mensch, der in seiner Jugend die schönsten gemüth-

vollsten Gedichte gemacht hat — mit seiner Prosa aber, der ich einen Platz im Feuilleton der Zeitung einräumen sollte, hätte er mich nicht kränken sollen.

Ich habe in Köln viele, viele Stunden zusammen mit dem ehrlichen Roderich verlebt und zugebracht. Da wir beide Freunde des Reitens waren, so pflegten wir diese Kunst mitunter gemeinsam und sprachen dabei auf diesen Spazierritten von unseren literarischen Plänen — beide auf Schimmeln reitend und noch zu jung, um vor dem Spott, verschimmelte Literatur darzustellen, besorgt zu sein. Auf einem dieser Ritte entstand die Idee zu seinem Lustspiel: „Das Lügen", in welchem ebenfalls ein Schimmel eine Rolle spielt.

Roderich Benedix war in Köln sehr populär und allgemein beliebt. Als er um einen ausgeschriebenen Lustspielpreis concurrirt und den Preis nicht erhalten hatte, obwohl seine Arbeit sich später auf der Bühne als die entschieden wirksamste erwies, hatten seine guten Freunde in Köln den sinnigen Einfall, die ganze Preissumme im Stillen zusammenzuschießen und ihm zu überreichen.

Einer markanten Persönlichkeit muß ich sodann erwähnen, die uns ein wenig später, im Herbst 1846, bekannt

wurde. Es war ein hochgewachsener, magerer, eleganter, ein wenig vorgeneigt gehender Herr in reiferen Jahren, von dem es nicht recht erklärlich, wie er unter die Dichter gerathen; denn zu ihnen rechnete er sich, seitdem er durch einen starken Band „Gedichte" (Stuttgart, 1845) den Beifall der Welt erstrebt hatte, den diese ihm, obwohl sie durchaus nicht ohne Bedeutung waren, doch schnöde versagte. Nach Köln kam er, um mich bei der Redaction einer Unzahl von Epigrammen und Sinngedichten zu Rathe zu ziehen, welche er seitdem verfaßt hatte — jeden Abend erschien er bei uns um die Zeit der Theestunde, uns aus einem seiner zahllosen, sauber copirten Hefte seine Chrien vorzulesen und zu hören, was uns einer Auswahl aus all diesen tausend Gedankenspänen einverleibt zu werden geeignet scheine — und beinahe jeden Abend erlebte er den Verdruß, diese Stunden, die er so gern seiner Muße gewidmet gesehen hätte, durch Abendbesuche unserer Bekannten gestört zu erblicken. Wir dagegen bedauerten den Ausfall einer Unterhaltung durch oft sehr witzige, aber am Ende doch monoton werdende Epigramme weniger und erfreuten uns des Gesprächs des klugen und vielerfahrenen Mannes, der aus seinem Leben

so viel zu berichten wußte. Er nannte sich Karl Friedrich Freiherr von Schweizer und stammte, wie er sagte, aus einer Schweizer Familie — geboren etwa 1797. Seine Jugendschicksale sind mir unenthüllt geblieben — er war nach Rußland in Militär-, in Civildienst gekommen, Referent der Bittschriften und Gnadensachen im Gefolge des Kaisers Nikolaus geworden, dann auf besonderen Wunsch des Fürsten Metternich der russischen Botschaft am Wiener Hofe zugetheilt worden. Zuletzt war er als Dirigent in die oberste Censurbehörde in Petersburg berufen. Da eine solche Thätigkeit jedoch seinen Neigungen widerstrebte und seine Gesundheit das Klima Rußlands nicht ertrug, hatte er seine Entlassung erwirkt. Er lebte seitdem als russischer Staatsrath a. D. zurückgezogen in Stuttgart, umgeben von einer werthvollen Sammlung von Gemälden und Kunstgegenständen. Zu diesen biographischen Notizen, welche er selber mittheilte, fügten mißtrauische Schwabengemüther als „Note unter dem Text": einer jener spionirenden politischen Agenten, wie Rußland damals ihrer so viele in Deutschland hielt. Was daran wahr, weiß ich nicht, er machte uns durchaus nicht den Eindruck eines solchen; vielmehr den einer warmherzigen Natur voll leb-

haften Gefühls und Wohlwollens, erfüllt von einem gewissen wehmüthigen Bewußtsein eines Lebens ohne große Resultate und dem Gefühl innerlicher Vereinsamung. Die vollendete Weltbildung des Diplomaten wurde bei ihm von einem gewissen Humor gewürzt, der sich am ergötzlichsten entwickelte, wenn er uns von den mancherlei wunderlichen Bitten und Verlangen erzählte, welche im Cabinet des Kaisers Nikolaus durch seine Hände gelaufen; von den unglaublichsten Motivirungen der Gesuche um Gnaden aller Art und namentlich russische Orden. Einen Sanct Annen-Orden oder etwas dergleichen hatte ein schlesischer Grande sich ausgebeten, weil Kaiser Nikolaus ihn als Knäblein einmal auf's Knie genommen, als er bei Gelegenheit eines Manövers als Gast seiner Eltern Haus betreten.

Baron Schweizers sich durch etwa fünf bis sechs Wochen ziehender Verkehr mit uns sollte ein plötzliches erschütterndes Ende finden. An einem stürmischen Abend — es war Charfreitag des Jahres 1847 — nach einer lebhaften und angeregten Unterhaltung, welche sich bis elf Uhr hingesponnen und die am folgenden Tage bei einem nachmittäglichen Spaziergang auf der über den Rhein führenden Schiffbrücke fortgesetzt werden sollte, schied er

wohlgemuth von uns, in sein Hotel zurückzukehren. Am folgenden Tage erschien er jedoch auf der Schiffbrücke nicht, und wir haben ihn überhaupt nie wieder gesehen. Er hatte am Abend zuvor, kaum in sein Hotel zurückgekehrt, nach frischem Wasser, nach einem Arzt verlangt — als der nächstwohnende Arzt gerufen und herbeigeeilt war, fand er ihn todt auf seinem Bette liegend; ein altes Herzleiden hatte seinem Leben so plötzlich ein Ende gemacht. Ich habe dann für die Erfüllung des Wunsches, der ihn zu uns geführt: seine Epigramme und Chrien gesichtet und die besten zusammengestellt zu sehen, zu sorgen gesucht und die Auswahl als Büchlein herausgegeben unter dem Titel: „Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines russischen Diplomaten." (Berlin, H. Schindler, 1855.) Das kleine Buch ist wohl nicht mehr gelesen worden als Schweizers „Gedichte", obwohl es eine Fülle geistvoller und witziger Aphorismen voll schlagender Wirkung und Wahrheit enthält.

Niemand hat mehr Gelegenheit, seltsame Menschenkinder, verschrobene Köpfe und wunderliche Existenzen kennen zu lernen, die Begehren mannigfachster und oft unerfüllbarster Art an ihn stellen, als ein Redacteur eines großen Blattes. Zu den merkwürdigsten Menschen, deren ich mich

aus jener Zeit erinnere, gehört eine schwergewichtige Männergestalt mit schwarzem Haar und dicken schwarzen Brauen, ein Mensch beinahe vom Typus des Moses von Michel Angelo, nur mit leidigen Plattfüßen versehen, die zu diesem Typus nicht stimmten — ein Mann, der sich als Herr v. W. aus Brüssel vorstellte, bereit, durch seine Geistesgaben das Feuilleton unserer Zeitung zu unterstützen. Die Leistungen dieser Geistesgaben waren nicht gerade hervorragend, aber verwendbar; seine Bildung war lückenhaft; aber der Mann sprach gewandt, lebhaft, citirte mit Witz seinen Lieblingsautor Rabelais, sang mit einer guten Baßstimme, wußte allerlei Empfehlendes geltend zu machen und zog dazu durch ein gewisses Geheimniß an, welches über seiner bisherigen Existenz lag. So entwickelte sich ein Verkehr mit ihm, der nach und nach lebhafter wurde; Herr v. W. wußte sich zuletzt sogar eine Stellung an der Zeitung als Redacteur des französischen Artikels zu gewinnen, correspondirte auch für die Times, die Independance, wie er sagte, und lebte im Uebrigen sehr zurückgezogen hinter den stets sorgfältig verschlossenen Thüren seiner Wohnung. Eines Tages bewog er mich, einen Ausflug mit ihm in die Nachbarschaft des Städtchens

Zülpich zu machen, wo er einen alten Edelhof, ein Burghaus mit einigem Areal anzukaufen die Absicht habe und ich mein Parere dazu geben sollte. Wir betrachteten uns also die romantische alte Burg und das historische Tolbiakum mit seinen merovingischen Erinnerungen und fuhren über Düren heim. Auf der Heimfahrt trafen wir im Coupé mit einer Familie aus Frankfurt zusammen; während ich mich mit den Eltern, braven gebildeten Leuten aus dem Kaufmannsstande, unterhielt, machte H. v. W. mit der hübschen Tochter Bekanntschaft, flüsterte bald unausgesetzt mit ihr, und als wir, in Köln angekommen, heimgingen, erzählte er vergnügt, daß er das Herz der jungen Dame so rückhaltlos gewonnen, daß sie ihn am anderen Tage auf dem Dampfschiff, welches die Familie rheinaufwärts weiterführen sollte, erwarte, um bei ihren Eltern um sie anzuhalten — was ihm natürlich im Traume nicht einfiel. Kein weibliches Wesen widerstehe, sagte er, einem Manne, der ihr die richtige Gluth rasender Leidenschaft vorzugaukeln wisse — auch wenn er nur, wie soeben er, zwei Stunden Zeit dazu habe.

Bei solchen ethischen Grundsätzen und da nach und nach ärgere Schwindeleien des Herrn v. W. zu Tage

kamen, war seines Bleibens in der Redaction und in Köln nicht länger; er zog sich auf's Land in die Nähe von Brühl zurück, und von hier decampirte er eines Tages urplötzlich zur unangenehmen Ueberraschung des Herrn, der ihm daselbst eine kleine Villa vermiethet hatte. Mir ist die merkwürdige Gestalt dieses Mannes immer der Typus der zahlreichen Menschen gewesen, die einen bewunderns-würdigen Fonds von Lebenskraft, Energie und Klugheit mit beharrlicher Consequenz dazu verwenden, sich durch eine Kette der zweifelhaftesten und gefährlichsten Lebenslagen zu schlagen, während sie mit der Hälfte der Mühe auf ehrlichen Wegen durch ihre Begabung das beste Loos erringen könnten.

Schon um des Gegensatzes willen muß ich an dieser Stelle eines anderen Mannes erwähnen, mit dem ich in jenen Tagen in Berührung kam und dem ich bis zu seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode befreundet blieb — eines guten deutschen Biedermannes mit einem warmschlagenden patriotischen Herzen, dessen Gedächtniß in seiner bergischen Heimath nicht erlöschen wird. Er hieß Vincenz von Zuccalmaglio und stammte aus einer hochgebildeten literarisch angeregten Familie, die zuletzt in Mülheim am Rhein ansässig geworden. Ein Bruder hat sich unter dem

Namen Wilhelm v. Waldbrüel einen geachteten Namen als Dichter und Sammler von Volksliedern gemacht — Vincenz, der die Notariatscarriere eingeschlagen und damals auf einem kleinen Gute im Bergischen lebte, hatte sich mit der Geschichte seiner engeren Heimath beschäftigt und unter dem Pseudonym Montanus ein zweibändiges Werk zusammengestellt, worin er die Geschichten, Mären und Sagen der Länder Jülich, Kleve und Berg bearbeitet und gesammelt hatte. Als zwei zu Geschichtsklitterung geneigte Männer fanden wir bald genug die Berührungspunkte, deren einer sogar bis in's fünfzehnte Jahrhundert zurückging — er hatte unter seinen Vorfahren jenen merkwürdigen Cardinal-Erzbischof Zuccalmaglio von Graz, der das Baseler Concil neu constituirt wollte, und ich unter den meinen einen Rector magnificus der kölnischen Universität, der diese bei jenem Concil vertrat . . . wir fanden das aus, nicht ohne den naheliegenden Gedanken des: Heu, quantum mutati ab illis! Ich besuchte Zuccalmaglio auf seinem Gütchen im Bergischen, er machte mich mit dem stillen, in Waldbergen versteckten Wiesenthale bekannt, in dem wie in verzauberter Verschollenheit der Dom von Altenberge sich erhebt, die Kölner Kathedrale in verjüngtem

Maßstabe, ein Punkt, der von da an ein Lieblingsziel späterer Ausflüge für uns wurde. Von dieser alten Abtei, von den anderen historischen Punkten, den denkwürdigen Geschehnissen und Menschen, den Sitten und Gebräuchen des Volkes wußte Montanus wie eine lebende Chronik zu erzählen; mannigfache im Laufe der Zeit von ihm herausgegebene Bücher haben ihm das bleibende Verdienst erworben, einen Theil dieses Wissens der Nachwelt zu erhalten. In seinen letzten Lebensjahren hat Zuccalmaglio als Notar in Grevenbroich mit seiner patriotischen Wärme und seinem bis in's Alter ihm treugebliebenen Eifer für Licht und Wahrheit sich als mannhafter Verfechter des Staatsgedankens im Culturkampf erwiesen und das kleine Denkmal, das dem schlichten treuherzigen Manne seine Mitbürger dort gesetzt haben, wohl verdient. Seine Bücher haben außerhalb seiner Heimath wohl wenig Beachtung gefunden; um ein ordentliches Buch zu schreiben, fehlte ihm die künstlerische Anlage, welche dazu gehört; aber diese Schriften stecken voll charakteristischer Züge zur Culturgeschichte, und in keinem Landstrich ist wohl mehr zur Aufzeichnung der alten Geschichten, Traditionen und Volkserinnerungen geschehen als durch ihn im bergischen Lande.

So erweiterte sich der Kreis der Bekannten in zumeist erfreulicher, oft doch auch störender Art. Köln ist der Knotenpunkt für den Verkehr zwischen Nord und Süd und Ost und West; man verlebt nicht viele Tage dort, ohne einen Bekannten, auf irgend einer Reise begriffen, erscheinen zu sehen, einen Durchziehenden, der uns zu besuchen kommt, zu empfangen. Dazu erweiterten sich unsere geselligen Beziehungen in einer Weise, welche die stille ungestörte Pflege der Muse bald äußerst schwierig machte. Ich hatte den ersten Schritt zu einem literarischen Erfolge mit meinem Roman „Die Ritterbürtigen" gemacht. Es währte lange, bis ich zu einem zweiten kam — die Strömung bewegten Lebens um uns her ward zu stark dazu. Dem mir anvertrauten Feuilleton suchte ich etwas von dem die geistigen Erscheinungen der Zeit berücksichtigenden Inhalt der Beilage der Allgemeinen Zeitung zu geben, was aber in dem engeren Rahmen kaum gelang, obwohl ich Gutzkow, Dingelstedt, Häuser, Stahr, W. v. Chezy, Spindler, den geistreichen Francis Grund und viele Andere für die Mitarbeit gewann; langathmige, nicht endende Romane waren noch ausgeschlossen, dagegen jungen auftauchenden Talenten wie W. Fischer, H. Hersch die Schranken geöffnet — zu

einer gedeihlichen Entwickelung aber war bei den entmuthigenden Rücksichten, welche der Verleger auf die Censur und auf den in Köln noch so mächtigen Klerus zu nehmen hatte, nicht zu gelangen. Nichts war ergötzlicher, als Joseph Du Mont in humoristischer Weise Censur-Anekdoten aus seinem Leben erzählen zu hören, deren Mittelpunkt zumeist ein alter, mit der Censur beauftragter Polizeirath Doleschall war. Herr Doleschall hatte wirklich eines Tages die Inseratenanzeige der Göttlichen Komödie gestrichen, weil man mit göttlichen Dingen nicht Komödie zu spielen habe. Und weil er einst einen Verweis erhalten, daß er einem Correspondenzartikel „Von der Murg" das Imprimatur ertheilt, hatte er lange Zeit consequent alle von einem kleinen Flusse in Deutschland datirten Artikel gestrichen, sie mochten nun „Von der Leine", oder „Von der Aller", oder „Von der Pleiße" überschrieben sein — der Henker soll die Schreibereien von dem kleinen Bachzeug holen, hatte Doleschall gesagt und unerbittlich gestrichen. Und da in Köln nun noch die drückende nicht officielle Censur des klerikalen Einflusses hinzukam, zogen sich die gewonnenen Mitarbeiter bald wieder zurück; nur Adolf Stahr ist — aber freilich nach 1848 — lange treu geblieben. — —

Paris.

Ich bin der Zeitfolge voraufgeeilt, ich hätte, als in das Frühjahr des Jahres 1846 gehörend, eines längeren Ausflugs nach Paris erwähnen sollen. Um nach Paris zu gelangen, bedurfte es damals noch etwas, was den Namen einer Reise verdiente — die Eisenbahn führte bis Brüssel, bis zur belgisch-französischen Grenze — darüber hinaus aber hieß es, sich den Herren Lafitte und Caillard anvertrauen, die auf dem Kieselsteinpflaster der französischen Chausseen schwerbelastete Räderungsapparate, genannt Diligencen, coursiren ließen, in welchen man zuerst Valenciennes erreichte, wo man einen regelrechten Paß auf dem Rathhause zu hinterlegen hatte; gegen den ausgehändigten Schein hatte man dann in Paris auf der Polizeipräfectur ihn persönlich wieder abzuholen.

Nachdem man sich diesen Vorbedingungen unterworfen und nach einer vielstündigen Fahrt durch den damals noch unendlich viel ärmlicher als heute aussehenden Theil des nordöstlichen Frankreichs gelangte man endlich in die weitgedehnten Vorstädte, die endlose Rue du Faubourg St. Martin und so in das „Herz der europäischen Civilisation".

Hotel Violet, Passage Violet, Rue du Faubourg Poissonière hieß der vielfach von Deutschen aufgesuchte Gasthof, der mir Dach und Fach gewährte. Ich glaube, Gutzkow hatte ihn mir empfohlen; dieser war bereits seit Wochen in Paris und wohnte in der Nähe, im Hotel der Cité Bergère. Als ich ihn — vorläufig außer M. Hartmann der einzige Bekannte, den ich in Paris hatte — besuchte, fand ich ihn mit allem Sinnen und Denken in eine große Arbeit vertieft; er schrieb an einem Trauerspiel in Versen, mit dem Titel: „Uriel Acosta", und unsere Unterredung wandte sich bald einem solchen Stoff in solcher Form zu. Ich verhehlte ihm das Bedenken nicht, daß das Haupt der Schule der Modernen, der Führer des jungen Deutschlands, das so stürmisch nach einer ganz neuen, von Zeitgedanken durchtränkten Literatur verlangte, bei einem Zurückgehen auf die alte klassische Tragödie in Jamben und fünf Acten

eine Inconsequenz begehe — er setzte jedoch auf sein Werk Hoffnungen, welche sich dann ja auch auf's Glänzendste erfüllen sollten. Er ging mit mir, um mir ein Stück Paris, und zwar das glänzendste, die Place de la Concorde, zu zeigen. Dabei erzählte er, daß seine Freundin, Frau Therese v. Bacheracht aus Hamburg, die Gattin des dortigen russischen Ministerresidenten und Tochter des gelehrten Astronomen v. Struve, in Paris sei, daß sie Paris noch nicht kenne, fast so wenig als ich, daß seine Arbeit ihn abhalte, sie auf den Wegen zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt zu begleiten, und daß er mir seine Stellvertretung dabei übertragen wolle. Ich war damit sehr einverstanden; wir gaben uns für den Abend ein Rendezvous, und von diesem führte er mich in dem kleinen Salon der liebenswürdigen und anmuthigen Frau ein — dieser ganz aus Güte, Wohlwollen und Bescheidenheit bestehenden lauteren Seele, deren Loos es war, mit treuer Hingebung die Schicksalswege eines Mannes zu begleiten, dem es nun einmal nicht gegeben war, um sich her Glückliche zu machen. Ob Frau Therese mit dem Stellvertreter für seine eigene Führung, den Gutzkow ihr vorstellte, so zufrieden war wie ich, weiß ich nicht, jedenfalls nahm sie die Sache mit der

größten Güte auf, und am anderen Tage begannen wir unsere Wanderungen durch die Weltstadt — nach Notre-Dame, dem Hotel Sommerard, nach Saint Sulpice, dem Louvre und dem Pantheon und zu den Tomben von Voltaire und von Rousseau in der Krypta desselben. Eine Nichte der Frau v. Bacheracht, die im Begriffe stand, sich zu Verwandten nach Washington zu begeben, begleitete uns auf diesen Streifzügen, welche zumeist zu Fuß gemacht wurden. Es war die angenehmste und anregendste Gesellschaft, in welcher ich die großen und kleinen Wunder, die sich dem Touristen als Zollstätten der Bewunderung entgegenstellen, besuchen konnte; die vierzehn so verlebten Tage sind mir in schönster Erinnerung geblieben, und daß auch Frau v. Bacheracht ihrer später freundlich gedacht hat, beweist mir eine kleine Reihe von Briefen von ihr. Nachdem sie Paris verlassen, war sie über Frankfurt a. M. im Herbst nach Hamburg und zu einem achtwöchentlichen Aufenthalt nach Berlin gegangen, um dann den Winter in Dresden zuzubringen. Von hier aus schrieb sie mir am letzten Tage des Jahres 1846 nach einer Klage über die tödtliche Ermüdung, worein das Berliner Hof- und Gesellschaftsleben sie versetzt: „Ja, ja, man ist verwöhnt

durch Paris, durch diesen frischen anregenden Athem, durch diese Heiterkeit, die nirgends so als eben da ist. Doch habe ich manche interessante Bekanntschaften erneuert und habe besonders mit Warnhagen, Herrn v. Humboldt, der Paalzow, Fanny Lewald, Sternberg und Schellings verkehrt. Recht angenehm war mir die Beziehung mit der Prinzessin von Preußen, die sehr strebend, gütig und voll Theilnahme für alles Bessere ist. — Gutzkows Ernennung zum hiesigen Dramaturgen fiel in diese Zeit und bewegte mich sehr. Zuerst beweinte ich seine goldene Freiheit, die nothwendigen Rücksichten, die diese Stellung hervorruft. Dann aber habe ich mich überzeugt, daß seine Frankfurter Entwurzelung unendlich wohlthätig auf ihn einwirken und ihn der prickelnden Gewohnheiten jenes Alltagslebens überheben wird. Dabei ist die Sache ehrenvoll. Herr von Lüttichau ist voll Vertrauen, ja ich darf sagen voll Hingebung, er läßt Gutzkow volle Gerechtigkeit widerfahren und denkt gewiß nicht mit Unrecht, daß das Theater unter dieser Leitung nur gewinnen kann. Gutzkow macht es sich freilich nicht so leicht wie Dingelstedt, der gar nichts thut, im Gegentheil macht er es sich vielleicht zu schwer. Doch wird sich dieser excès de zèle wohl nach und nach geben.

— Karoline konnte in Washington Ihren Bruder immer noch nicht auffinden. Das Kind ist wohl und voll europäischen Heimwehs. Grüßen Sie mir Ihre liebe schöne Frau auf's Zärtlichste und empfangen Sie für sich meine allerbesten Wünsche zum neuen Jahr! Therese."

Gutzkow hat Ursprung und Beginn seiner Beziehungen zu Frau Therese, die er ihrer lebhaften ihm entgegenkommenden Theilnahme verdankte, als er durch den Mißerfolg seiner „Schule der Reichen" in der Hamburger Kaufmannswelt tief verdüstert war, in seinen „Rückblicken auf mein Leben" geschildert. Daß solche Beziehungen nicht ohne Commentar blieben, ist natürlich — boshaft und schlecht war dabei nur, wenn man bei dieser Gelegenheit einen Stein auf Theresens Vorleben warf und aus der Zeit ihrer Aufenthaltes in Rußland, wo sie in dem Fräulein-Institut der Kaiserin erzogen worden war, von Verhältnissen wissen wollte, welche nie existirt hatten und einfache Verleumdung waren. Und was die Verirrung ihres späteren Lebens anging, so hat sie dieselbe sicherlich so schwer wie irgend eine von einer unglücklichen Leidenschaft unterjochte, von dem oft so qualvollen weiblichen Glücksdurst erfüllte Frau gebüßt. Sie ist bekanntlich früh —

1852 — gestorben, auf der Insel Java, wohin sie einem niederländischen Obersten v. Lützow als Gattin gefolgt war — und schlummert dort jenseits des Weltmeeres dem Vergessenwerden zu, in das ihre nicht eben hervorragenden Romane „Falkenberg“, „Lydia“, „Heinrich Burkart“ längst gefallen sind.

Die nicht den Sehenswürdigkeiten von Paris, Saint Cloud, Versailles gewidmeten Stunden brachten die mannigfaltigsten persönlichen Berührungen anderer Art. Paris war damals etwas wie der Rendezvousplatz deutscher Schriftsteller, es war eine ganze deutsche Literaturcolonie da: Heine, Herwegh, Hartmann, Karl Grün, Venedey, L. v. Rochau, A. Weill, der witzige Verfasser der Elsässer Dorfgeschichten, und mit dieser Colonie berührten sich wieder Henry Blaze de Bury und seine Gattin, Alexander Herzen, Bakunin, Ponsard und „Daniel Stern“, die Gräfin d'Agoult und Freundin Liszts. Auch Mr. Buloz, den Tyrannen der Revue des deux Mondes, lernte ich kennen; er war so herablassend, mir einen Platz in seinem Baignoire im Théâtre français zur Verfügung zu stellen, eine Liebenswürdigkeit, die ich um so dankbarer aufnahm, als sie Gelegenheit gab, desto öfter das Spiel der damals

auf der Höhe des Ruhmes stehenden Rachel in ihren klassischen Rollen des Phädra, als Virginie, in Les Horaces et les Curiaces u. s. w. zu bewundern. Sie riß mich in einer Weise hin, daß ich noch der Ueberzeugung bin, es hat nie eine größere Erscheinung die Bretter der antiken wie der modernen Welt betreten. Aber auch Frederick Le Maitre, die Dejazet und vor allen Bouffé übten eine Anziehungskraft aus, die mich, so oft es mir irgend möglich war, in das Théâtre des Variétés zogen. Ich übergehe eine Reihe anderer Namen, die das französische Theater von damals verherrlichten; die Bühnendarstellung stand auf ihrer Höhe, wie es die literarische Production in Frankreich ebenfalls that — es waren die Tage unter Louis Philipp, in welchen die Victor Hugo, die Sand, Balzac, Eugen Sue, Alexander Dumas der Aeltere, Scribe in ihrer vollsten Thätigkeit wirkten. Auch Louis Philipps wurde ich ansichtig; auf einem meiner Ausflüge mit Frau v. Bacheracht begegnete uns der arme Bürgerkönig im offenen Wagen — er kam von Fontainebleau, wo man just am Tage vorher, als er an einer Gartenmauer entlang gefahren, über diese fort auf ihn geschossen hatte. Sein rothbrauner pittoresker Kopf sah mit

einem Ausdruck von schwermüthiger Niedergeschlagenheit auf das grüßende Volk, durch welches er fuhr. Der arme, vielbespöttelte, viel verleumdete und endlich wie eine Landes-calamität fortgejagte Mann mit dem Birnenkopfe! der arme Bürgerkönig! Und doch that Frankreich ein König so noth, der nicht der der Junker wie Karl X., der der Intriganten wie Louis Napoleon, sondern der der Bürger war. Mag man von seiner Regierung sagen, was man will, so hat sie in der That die glücklichste Episode in der Geschichte Frankreichs seit achtzig Jahren gebildet; sie hat das politische Ruder in die Hände der zwei größten Staatsmänner, welche Frankreichs Geschicke seit 1815 gelenkt haben, Guizot und Thiers, gegeben, und wenn England von einem goldenen Zeitalter der Königin Anna redet, so könnte Frankreich von einem goldenen Zeitalter Louis Philipps reden, weil unter ihm die bedeutendsten wissenschaftlichen und literarischen Größen Frankreichs in diesem Jahrhundert erstanden sind, mit ihrem glänzendsten Wirken seiner Regierungszeit angehören. Aber wie uns die Kirche bereden will, daß des Menschen Seligkeit und sein moralischer Werth von einer einzigen Cultusform abhänge, so war es in Frankreich zum Dogma geworden, daß der

Menschheit irdisches Glück von einer einzigen politischen Form abhänge, der republikanischen. Und so trieben die Republikaner Louis Philipp, den Mann mit dem großen Regenschirm, zum Lande hinaus, um ohne Schirm aus dem Regen unter die Traufe Louis Napoleons zu gerathen.

Ich habe oben die Namen der Schriftsteller genannt, mit welchen ich außer mit Gutzkow und Frau v. Bacheracht in mehr oder minder häufige Berührung kam — am wenigsten mit Herwegh, den ich nur einmal sprach und der mir als ein in seine Größe versunkener, wie ein indischer Fakir träumerisch und faul seinen Nabel betrachtender Mensch ohne Wohlwollen und ohne mehr als eine höchst einseitige Bildung einen überaus unangenehmen Eindruck machte — ein Mensch, der mir sehr wenig von der rastlosen Sorge seiner braven Frau um ihn zu verdienen schien, die sich in dem undankbaren Streben aufrieb, seine in Hypnotismus verfallene Muse zu galvanisiren. Länger muß ich bei Heinrich Heine verweilen und folge hier dem, was ich schon früher einmal als Erinnerungen an ihn aus Tagebuch-Notizen aufzeichnete, um einer Bitte A. Strodtmanns zu genügen, als er mit seiner Biographie Heines beschäftigt war.

Gutzkow war mit Heine überworfen, er verzieh ihm sein Werk über Börne nicht, nicht daß J. Campe seine gründliche Arbeit über Börne ein Jahr lang im Pulte verschlossen gehalten, um der Heines den Vortritt zu lassen, und besuchte Heine auch nicht aus Rücksicht auf seine freundschaftlichen Beziehungen zu den Personen, welche Börne zunächst gestanden. „Aber gehen Sie zu ihm," sagte mir Gutzkow. „Mit uns Deutschen verkehrt er zwar wenig. Nur mit einigen. Doch wird er Sie gern empfangen. Er wohnt Rue de Faubourg Poissonière, nicht weit von uns."

In derselben Straße lag das Hotel Violet, das mich beherbergte, und schon am folgenden Tage in den Nachmittagsstunden ging ich zu seiner Wohnung. Niemand war daheim.

Am folgenden Morgen, in einer für Paris sehr frühen Stunde, vernahm ich auf dem dunklen Corridor vor meinem Zimmer ein unsicheres Hin- und Hergehen, ein Stolpern wie über ein im Wege stehendes Geräth, wie die Bewegungen eines Blinden. Ich sprang auf, die Thür zu öffnen, und auf die Schwelle trat ein ziemlich starker mittelgroßer Mann in einem dunklen grauen Anzug, der, wie Andere eine Lorgnette zum Auge führen, die Linke an sein Auge legte

und mit dem Zeigefinger der Hand das Lid emporhob, um mit in den Nacken zurückgeworfenem Haupte besser zu sehen.

Der Mann glich nicht im entferntesten Heinrich Heine, wie seine Porträts von damals ihn darstellten. Er sah weniger fein, weniger durchgeistigt und weit weniger schmächtig aus, als ich es erwartet hatte — von orientalischem Typus fand ich keine Spur in seinen Zügen, die auch nicht leidend aussahen. So erkannte ich ihn nicht und rief erst, als er sich genannt, hocherfreut aus:

„Ach — Sie sind Heine . . . welche Freude machen Sie mir, daß Sie zu mir kommen — ich habe nur sehr schüchtern gestern zu Ihnen den Weg gewagt . . .“

„Weshalb schüchtern? Glauben Sie, es wanderten so viele von euch meine Treppe hinanf, daß ich blasirt wäre gegen einen freundlichen Beweis, daß man mich in Deutschland nicht vergessen hat?“

„Als ob Sie solcher Beweise bedürften! Und Sie werden sie doch immer in zwei Kategorien theilen, in angenehme und lästige, und es werden gewiß ihrer viele von jenseits des Rheines kommen, welche Sie wünschen lassen, dieser Strom wäre der Lethe.“

„Ach nein,“ sagte er, „der Lethe? Der Rhein, von dem Sie kommen, ist der Strom der Erinnerung für mich! Mein ganzes Herz hängt an ihm; ich bin nicht nur von Geburt, sondern auch von Natur ein Rheinländer.“

„Und doch haben Sie nie ein rechtes Rhein- und Weinlied gedichtet.“

„Hab’ ich nicht? Es mag wahr sein. Ich habe nie den Wein besungen; da sehen Sie nun auch gleich, wie ich verleumdet werde und welch ein moralischer Poet ich bin. Aber trinken Sie den Ihren,“ fuhr er fort, „ich sehe, ich habe Sie bei Ihrem Frühstück gestört.“

„Wollen Sie es theilen?“ fragte ich, während er in dem Sessel, den ich herbeigeschoben, vom Lichte abgewendet, sich’s bequem machte. „Dieser Wein ist ein ungefährlicher Stoff aus der Gironde oder Saintonge . . .“

„Nein — ‚mein Gelübde ist nicht wider den Wein‘, aber mein Arzt ist es, mein Arzt, oder besser mein armer macerirter Körper hat mich zu einem Asketen gemacht. Ich werde bestraft für eure Sünden.“

„Für unsere Sünden? das heißt?“

„Habt ihr in Deutschland mich nicht zum Erfinder oder zum Apostel der Emancipation des Fleisches gemacht?“

antwortete Heine; „und nun sehen Sie in mir einen armen wassertrinkenden Tugendüber, einen Weltüberwinder, einen Asketen, einen vollständigen Trappisten . . . ach, ich bin sehr krank; ich muß, wenn ich sehen will, wie Sie aussehen, dies Lid mit dem Finger in die Höhe schieben, so gelähmt ist es . . . überhaupt ist meine ganze linke Seite seit Jahren gelähmt, mein Kopfweh läßt mir nur selten eine Stunde zur Arbeit . . ."

Auf meine Antwort, daß er doch so wohl und kräftig aussehe, fuhr er fort: „Ich kann nur in lichten Augenblicken schreiben — was," setzte er dann lachend hinzu, „freilich besser ist, als was viele andere Narren machen, die nur in ihren Anfällen zu schreiben scheinen . . ."

Heine sprach weiter von seinen Leiden, und ich sagte etwas von dem Vorschlag, den Heine einst einem Bekannten, Hailbronner, gemacht.

„Hailbronner? Welchen Vorschlag?" rief er aus.

„Haben Sie ihn nicht einmal gebeten, Ihnen auf kurze Zeit seinen Körper abzutreten? Nur standen Sie nicht für den Zustand ein, in welchem Sie ihn abliefern und seinem Eigenthümer zurückgeben würden, wenn er ihn nach einigen Wochen wiederverlangte."

Heine lachte hell auf.

„Also Sie kennen Hailbronner?"

„Ich lebte in Augsburg . . ."

„Ach ja, ich weiß. Und was macht er und was macht Kolb, mein unerbittlicher Censor?"

„An Hailbronner hat sich sein loses, flatterhaftes Herz gerächt — es ist ihm schwer geworden in einer langen bedenklichen Herzkrankheit — und was Kolb angeht, so werden Sie ihn noch todt ärgern, wenn Sie just Ihre schönsten Gedanken und Ihre hinreißendsten Witze in diejenigen Stellen Ihrer Briefe für die Allgemeine Zeitung bringen, die er zu seiner Verzweiflung streichen muß."

„Weshalb streichen muß . . . er ist ein Vandale."

„Ach, er ist ein guter treuer Schwabe und freut sich wie ein Kind an Ihren Briefen — aber sein Joch ist nicht gelüftet, seitdem er Herrn Lüfft zum Censor hat — Sie kennen ja unsere unglaublichen Zustände . . ."

„Er treibt es doch zu arg — wie wird es ihm gehen, wenn am jüngsten Tage alle von ihm erstickten Gedanken auf ihn einstürmen und alle durchstrichenen Witze sich als Ankläger wider ihn erheben und Ersatz von ihn verlangen für ihr gehindertes Leben — Dante hätte eine eigene

Höllenstrafe für die Redacteure erfunden, wenn er Florentiner Correspondent der Allgemeinen Zeitung gewesen wäre."

„Als ob die nicht ohnehin schon in der Hölle lebten zwischen Autoren wie Sie oder dem Fragmentisten — und dem Druck, den König Ludwig, Abel, Metternich, Pilat e tutti quanti auf das Blatt ausüben."

„Der Fragmentist — ach ja, das ist ein feiner, scharfer Kopf — ein Mann, der schreiben kann, obwohl er nie hier war, es zu lernen — wer sonst deutsch schreiben lernen will, der muß nach Paris kommen, es zu lernen — aber erzählen Sie mir von Fallmerayer."

Ich erzählte ihm vom Verfasser der „Fragmente aus dem Orient", von dem großen literarischen Ereigniß der letzten Zeit in München, der Vorrede, womit Fallmerayer seine Fragmente in die Welt gesandt, und worin er so muthig in dem vom Ministerium Abel beherrschten Bayern, in Derwischabad (München) den klerikalen Geist als schleichenden Fabius Ignatius Tartuffius abgehandelt — die Sorge seiner Freunde wegen dieser Kundgebung, die Theilnahme des Kronprinzen (Max II.) daran, den Stafettenwechsel zwischen Autor und Verleger über einzelne gar zu bedenkliche Ausdrücke — und andere Züge zur Charakte-

ristik der Verhältnisse jener Tage, die mir heute entfallen sind, die Heine aber mit großer Theilnahme anhörte und oft durch Bemerkungen von schneidendem Witze unterbrach. — Er sprach dann von den Deutschen in Paris und zwar mit ziemlich scharfer, böser Zunge. Von Gutzkow wenig, da er mich ihm befreundet fand. Länger sprach er von Herwegh. Dieser hatte unter der republikanischen Partei in Paris eine gewisse Stellung und Bedeutung erlangt; er wurde auf den Händen getragen in einem Kreise, den die Baronin Meyendorff, eine später in einer zu Köln verhandelten cause célèbre vielgenannte geistreiche Dame, aus der russischen Diplomatenwelt stammend, um sich versammelte. Armand Marrast hatte in seinem „National" — so glaube ich mich zu entsinnen — eben ein glänzend geschriebenes Feuilleton über die Poesie Herweghs gebracht, und Heine war offenbar eifersüchtig darauf; er fürchtete die Verdunkelung in den Augen der Pariser. — Er klagte über den Mangel an Anerkennung bei diesen dummen Franzosen — und auch bei dem „deutschen Michel", der nur noch Politik reite, wie ein Kind sein Steckenpferd, ohne daß das Pferd Leben und Kraft in den Beinen habe und vorwärts galoppire. — „Ich habe nur noch die Frauen

für mich," sagte er lachend, „die Frauen lieben mich doch, sie wissen, ich stehe an ihrer Spitze und führe sie an gegen die hölzernen philisterhaften Männer!"

Er sprach dann von Venedey. „Halten Sie Venedey für einen Schriftsteller?" fragte er mich mit kaustischem Lächeln.

„Für einen ehrlichen und noblen Mann, eine treue, biedere Seele — ob Gott oder blos die deutschen Verhältnisse, die ihn als Flüchtling nach Paris warfen, ihn zum Schriftsteller gemacht, können Sie besser entscheiden als ich," antwortete ich.

Er lachte und erging sich in witzigen Wendungen über den armen „Kobus", von dem er behauptete, daß sein einziger Anspruch auf eine geistige Führerschaft im Heere des Liberalismus darauf beruhe, daß sein Vater Anno dazumal zu Köln auf dem Neumarkt schon um einen Freiheitsbaum getanzt — die Variationen dieses Themas lockten ein Sprühfeuer von Witz aus Heine. Venedey hatte ihm nie etwas zu Leide gethan, soviel ich weiß; aber solch eine biedere, urteutonische Kernnatur, mit ihrem ausgesprochenen Antipodenthum gegen all sein Wesen, diente ihm so lange als Scheibe, bis „Atta Troll" all diese

Banderillos und Schwärmer zugeschleudert bekommen und an seinem zottigen Bärenfell hängen hatte.

Eine Stunde oder anderthalb waren unter Geplauder und Lachen verflossen; Heine erhob sich, um zu gehen.

„Sie sollen sich nicht die Mühe machen, meinen Besuch zu erwidern,“ sagte er, „denn da ich nicht gesund genug zum Arbeiten bin, gehe ich viel aus; ich flaniere, ich mache Besuche. Morgen um diese Stunde, wenn es Ihnen recht ist, werde ich wiederkommen und wir werden weiter plaudern — Sie sollen mir mehr von Deutschland erzählen. Meine Frau ist verreist, ich bin Strohwittwer — Strohwittwer sind gefährliche Leute für ihre Bekannten . . . das werden Sie inne werden, denn wenn ich von meinem Hause die Straße hinabwandle, ist Ihr Hotel Violet die erste Raststätte, wo ich meinen gezwungenen Müßiggang sich verschnaufen lassen kann.“

Ich sagte erfreut, daß ich ihn beim Worte halte, und in der That kam er am anderen Morgen gegen zehn Uhr wieder, und ebenso am folgenden Tage und so fort, etwa acht oder zehn Tage hindurch, bis ich durch Verabredung zu größeren Partien, hauptsächlich mit Frau v. Bacheracht, um St. Cloud, Versailles u. s. w. zu sehen, nicht mehr

regelmäßig die Vormittagsstunden zu Hause sein konnte. — Ich war Heine durch niemand empfohlen, ich war mit meinem naiven Novizenthum noch wohl mehr eine ihm antipodische Natur als sein Freund Kobus — ich war noch sehr ein Romantiker, ein Gefühlspolitiker, ein Ghibelline — von dem modernen Parteitreiben, von den socialistischen Ideen, welche der „Gedankenströmung" jener Tage ihre Richtung gaben, verstand ich nichts — es mußte die anima candida in mir sein, welcher er ein so großes Wohlwollen zuwandte. Er sprach sich höchst offen über alle seine Verhältnisse gegen mich aus, er klagte über seine geheimsten Körperleiden; er nahm es mir nicht übel, wenn ich ihn mit einer Geschichte neckte, die Hailbronner ihm nachtrug, nämlich daß er diesen angelegen habe, sich mit ihm feierlich im Bois de Vincennes zu schlagen, auf Pistolen, aber mit herausgezogenen Kugeln — das würde ihm, Heine, einen gewaltigen Nimbus und Respect bei den windigen Franzosen zuwege bringen, wenn sie vernähmen, daß er mit dem Riesen von bayerischen Cavalleristen auf die Mensur gegangen. Heine leugnete die Geschichte natürlich; Hailbronner war eben sehr „Tourist", ich kann also für die Wahrheit nicht einstehen. — Ja, eines Mor-

gens brachte er mir ein mit seiner sauberen Hand geschriebenes Gedicht, das „Herr Schelm von Bergen“ überschrieben war und das er als Beitrag für das von mir redigirte Feuilleton der Kölnischen Zeitung geschrieben zu haben versicherte; es behandelte die bekannte Sage von dem in Düsseldorf zum Ritter geschlagenen Scharfrichter, einen jener Stoffe, die Heine wohl besonders anziehen mußten nach dem, was uns sein Bruder Maximilian über seine erste Neigung zu „Sefchen“, der Nichte des düsteren einsamen Mannes im Freihause zu Düsseldorf, erzählt hat.

Aber freilich machte mir Heine auch kein Hehl daraus, daß er einen außerordentlichen Werth auf einen Artikel lege, den jenes Feuilleton über ihn bringen solle und mit welchem er einen speciellen Zweck verband.

Es trat dabei eine mir unerklärliche Schwäche in dem großen Dichter hervor — das räthselhafte Gewicht, welches er darauf legte, von sich gesprochen, in den Blättern seinen Namen gedruckt, von sich „notizelt“ zu sehen. — Es war in ihm ein Mangel an vornehmem Bewußtsein, an jenem Künstlerstolz, der seine Werke der Welt giebt und, wenn er auch am Ende, um nicht mit seinem Schaffen und Wollen unbeachtet und todt zu bleiben, ge-

zwungen ist, mit Lamartine zu sprechen: Le bon dieu a bien besoin qu'on sonne pour lui, und die wohlwollende objective Erörterung seiner Leistungen wünscht — doch seine Persönlichkeit und sein eigenstes Leben, sa vie intime, mit natürlichem Sensitivismus der Welt entzieht und nicht allein son linge sale en famille gewaschen, sondern auch le linge blanchi nicht auf die öffentlichen Wegzäune der Journale gehängt sehen mag. Freilich mochte diesen Sensitivismus in Heine wie in vielen anderen berühmten Leuten der Umstand abgestumpft haben, daß von ihm unendlich viel und darunter eine Fülle des Falschen und Verkehrten notizelt und verbreitet worden war. Er hatte ja auch leichtsinnig selber zu oft in ein Wespennest gestochen, zu oft gegen ehrliche Leute Bosheiten ausgelassen, um nicht auf's Vielfältigste wieder angegriffen und oft mit Fug und Recht zurechtgewiesen zu sein.

Damals glaubte er Grund zur Beschwerde über seinen Vetter Karl, den Erben seines Oheims Salomon Heine, zu haben. Der Details erinnere ich mich nicht mehr, aber ich irre wohl nicht, wenn ich glaube, er fürchtete, Karl Heine werde ihm die Pension, die der Onkel Salomon ihm gewährt, nicht ganz oder nur unter gewissen Vor-

aussetzungen und nicht erfüllbaren Bedingungen auszahlen wollen. Er sprach mir viel darüber, und eben nicht in sehr zärtlicher Weise gedachte er des Vetters. Auf diesen sollte nun eine öffentliche, aber diplomatisch gehaltene Besprechung seiner Verhältnisse wirken. Und so verlangte er von mir ein Versprechen, wenn ich daheim sei, etwas über meinen Pariser Aufenthalt zu schreiben und darin in der erörterten Weise von ihm zu reden. Vergebens stellte ich ihm vor, daß ich stets ein Widerstreben dawider empfunden, wenn ich eine Reise mache, sofort die Welt mit meinen ihr gewiß sehr gleichgiltigen Erlebnissen und Beobachtungen zu belästigen — es seien der Leute genug da, welche dieser unliebsamen Gewohnheit fröhnten. Er ließ nicht nach, mich darum anzugehen, und so versprach ich ihm endlich und schrieb nach meiner Rückkehr für die Kölnische Zeitung „Ein Blatt aus einem Reisetagebuche". Es enthielt so ungefähr das, was er im Ganzen damals über sich gesagt zu sehen wünschte und was ich nach meiner eigenen Ansicht darüber sagen konnte. Die Hauptsache war zusammengedrängt in die folgende Stelle:

„In der That, Heine lacht noch, obwohl er viel gelitten hat, obwohl sein Körper gelähmt ist, sein Auge er-

blindet. Unter den Händen französischer Aerzte hat er schmerzlichsten Kuren sich unterworfen. Aber sein poetischer Leichtsinn trägt ihn immer noch, sein Gesicht ist blühend, er geht ungebeugt, sein Wesen ist voll Elasticität, und zu einer Stunde, wo die verschlafenen Pariser sich kaum noch aus ihren Kissen erhoben haben, saß er oft mir gegenüber im ruhigen Hotel Violet unweit seiner Wohnung in der Rue du Faubourg Poissonnière. Er sprach viel von Deutschland, von seinen Schriftgelehrten und von der Romantik seiner Jugend. Ja, er gab sogar auch zu, er habe eigentlich ein katholisches Element in sich; seine Wallfahrt nach Kevelaer hätte er nicht dichten können ohne ein inniges Verständniß der Poesie, welche im mittelalterlichen Cultus gelegen habe, und er versicherte mit großer Befriedigung, seiner Mutter sei der Antrag gemacht worden, ihn als Knaben einer geistlichen Erziehung zu übergeben, in welchem Fall man sich anheischig machen werde, ihn in die Bahn kirchlicher Ehren zu bringen. Leider habe die Mutter geschwankt und es abgelehnt, sonst werde er, Heinrich Heine, jetzt wahrscheinlich Cardinal der heiligen römischen Kirche sein. Es sei ewig schade! — Auch versicherte er, wie er Freiligrath eigentlich so lieb habe; aber — was sich liebt, das neckt sich!

„Heine geht damit um, seinen Atta Troll zu vollenden, und arbeitet, wie er versichert, an seinen Memoiren. Alles, was man sonst über seine Arbeiten berichtet, ist unwahr, ebenso unwahr wie so manche andere Angabe über ihn, die in neuerer Zeit als Zeitungsente schwamm. Er hieß nie anders als Heinrich, war nie ernstlich Handlungsbeflissener und selbst jenes charakteristische Wort seines Oheims über ihn — so ‚ben trovato‘ — ist nicht wahr. An dem schlechten Gedicht: ‚Auf dem Boulevard de Calvaire‘, welches das Album ‚Die deutsche Flagge‘ von Ed. Boas mittheilte, ist er vollends unschuldig — es ist nicht von ihm, sondern völlig untergeschoben. Um sich zu trösten für solche Unbill, flüchtete er seine Gedanken in die alten Regionen, in denen einst seine jugendliche Phantasie schwärmte —

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indras Burg, der ewig blauen . . .

Dort in jenen Regionen des fernen Ostens hat er auch Anerkennung gefunden! Die Japanesen haben seine Werke übersetzt und die ‚Calcutta Review‘ hat eine ausführliche Abhandlung darüber gebracht. So hat es Doctor Bürger

aus Leyden, der lange in Japan war und mit Siebold ein gelehrtes Werk über dies Land edirte, ihm erzählt — als Beweis, wie weit die Weisen deutscher Dichter tönen.

„Wir haben uns nun so lange und so oft schon ein Beispiel an den Chinesen genommen, nehmen wir es auch einmal an ihren liebenswürdigen Grenznachbarn, den Japanesen. Sehen wir immer in Heine lieber den Mann des ‚Buches der Lieder' als den Verfasser des garstigen Schlusses im Wintermärchen ‚Deutschland' oder jenes Buches über Börne, das doch so voll glänzender Partien ist. Der ungezogene Liebling der Grazien ist krank. Niedrig wäre es, eine Macht über den leidenden Dichter durch die prosaischen Hebel äußerer Verlegenheiten sichern zu wollen, wie man von gewissen Seiten her zu beabsichtigen scheint. Möge er in dieser Beziehung mindestens alle Ruhe haben, um nach und nach den innerlichen Frieden des Weisen und die wahre Schätzung des heutigen literarischen Ruhmes bei sich einziehen lassen zu können, die wir ihm von Herzen wünschen. Ein Dichter dieses Jahrhunderts muß ruhigen Auges nachblicken können, wenn die raschen Wogen der Zeit plötzlich die Insel überströmen, auf welcher er seinen

Lorbeern pflegte und sorglos das beatus ille des Horaz in ihre Rinde schnitt. Der Schwall führt die Lorbeern dann dahin — es ist kein Schwimmer, der die entrissenen Zweige wieder einholte. Durum — sed levius fit patientia, quidquid corrigere est nefas."

Zu diesen Zeilen, an deren Schluß ich mir herausnahm, ihm anzudeuten, daß ich seine ängstliche Sorge um Erhaltung des Tageruhms, um Lob und Tadel in allen möglichen Blättern sehr unweise finde, muß ich heute nur noch bemerken, daß die darin erwähnten Memoiren mir damals wie eine Mythe vorkamen. Es schien mir, Heine rede geflissentlich viel von diesen seinen Denkwürdigkeiten und drapire sich dabei ein wenig wie ein heiliger Nikolaus, der frommen Kindern Süßigkeiten und den unartigen die Ruthe bringt; wie eine Art von stillem Wolkensammler Zeus, der, über dem Literaturgewimmel unter ihm thronend, einst wohlthuenden Regen oder vernichtende Blitze schleudern werde — je nachdem und nach Jedermanns Verdienst um Jovis Altäre. Ich mag darin Unrecht gehabt haben; ich weiß nicht, ob Memoiren Heines da sind oder nicht, ich spreche nur den Eindruck aus, den mir sein Reden darüber machte, und dieser läßt mich entschieden der Be-

hauptung zuneigen, welche in dieser Frage die Fürstin della Rocca verficht.

Es war anderthalb Jahre später, etwa um den 20. September 1847, als ich Heine wiedersah. Ich kam in Begleitung meiner Frau nach Paris, um weiter nach Italien zu reisen, und wir machten bald nach unserer Ankunft Heine einen Besuch. Es verlangte mich sehr, ihn wiederzusehen, um so mehr, als ich wußte, daß unterdeß sein Leiden sich sehr verschlimmert habe. Wir fanden ihn in seinem Hause in derselben Rue du Faubourg Poissonnière*) über zwei oder drei Treppen, in einem sehr hellen, sehr freundlichen und geräumigen Quartier — die berühmte „Matratzengruft" war ein lichtes, großes und schönes Zimmer, an dessen einer Wand ein lebensgroßes Porträt einer stattlicher Dame in breitem Goldrahmen hing; aber Alles zeugte von einer erst halb fertigen Einrichtung, denn Heine kam eben von einer Sommerfrische, ich glaube aus Montmorency, zurück und klagte über die Bäder von

*) Es ist möglich, daß meine Erinnerung mich hierin täuscht und Heine damals ein freier gelegenes, luftigeres Quartier bezogen hatte.

Barèges, welche er sich selbst verordnet und die eine viel zu starke Wirkung für ihn gehabt. Ich selbst fand ihn sehr verändert. Er lag gelähmt auf seinem Ruhebett, von dem er uns, sich mühsam halb erhebend, die Hand entgegenstreckte. — Die frühere gesunde Farbe war von seinem Antlitz gewichen und hatte einer feinen Wachsbleiche Platz gemacht; fein waren alle Züge geworden, sie waren verklärt, vergeistigt, es war ein Kopf von unendlicher Schönheit, ein wahrer Christuskopf, der sich uns zuwandte. Betroffen über diese wunderbare Veränderung und ebenso erschrocken, sagte ich mir, daß er in dem Zustande, worin er schien, nicht sechs Wochen mehr leben könne. Und doch lebte er nocht acht Jahre! Auch war er geistig fast ganz, was er früher gewesen, ebenso lebhaft, ebenso gesprächig, ebenso expansiv. Er sandte einen jungen deutschen Arzt, den wir bei ihm fanden, zu seiner Frau hinüber, um sie rufen zu lassen; unterdeß deutete er auf das Bild und sagte mit einem gewissen Stolz, daß er seine Frau darstelle. Er sprach uns dann von seinem Leiden, von seiner Einrichtung, seinen Wohnungsnöthen in Paris . . . Frau Mathilde erschien, und die Unterhaltung mußte in französischer Sprache weitergeführt werden, da Frau Heine kein Wort deutsch verstand. Sie

machte keinen unvortheilhaften Eindruck — es war etwas durchaus Natürliches in ihrem Wesen, es schien etwas Derbes, aber Redliches, Schlichtbürgerliches darin zu liegen; eine Persönlichkeit, die übrigens vor dem berühmten Dichter, dessen Lebensgefährtin sie war, durchaus nicht das that, was die Franzosen s'effacer nennen — zu dem Bilde der „Femme", wie es Michelet zeichnet, konnte Frau Mathilde überhaupt wohl kaum gesessen haben. Heine behandelte sie sehr rücksichtsvoll; er beklagte sich aber bei meiner Frau halb ernst, halb scherzend, daß seine eingefleischte Pariserin auf sein deutsches Verlangen, um Mittag sein Mahl zu bekommen, nicht eingehen wolle; sie dagegen bezog sich lebhaft auf die Unmöglichkeit, in Paris anders zu leben als alle anderen Menschen, und während meine Frau, in deren polyglottem Wörterbuch das Wort „unmöglich" keine große Rolle spielte, mit ihr darüber debattirte und ihr zuredete, dem kranken Manne diesen Wunsch zu erfüllen, sprach Heine zu mir wieder deutsch, von deutschen Dingen. Leider kann ich über seine Aeußerungen weder von damals noch bei späteren Besuchen Rechenschaft ablegen, ich habe mir nicht wie das erste Mal Tagebuchnotizen darüber gemacht. Ich weiß nur, daß ich sehr bewegt und überzeugt, ihn nicht

wiederzusehen, endlich von ihm schied und daß er mir auftrug, das schöne Lucca zu grüßen — in eigenthümlicher Weise schien sich aller Reiz und aller Zauber Italiens für ihn in Lucca zu gipfeln.

Darauf beschränken sich meine Erinneruugen an den großen Dichter des Buchs der Lieder und des Romanzero, an den ich heute nicht denken kann, ohne tief ergriffen von einem Lager im Hintergrunde eines hellen sonnigen Zimmers ein wunderbar schönes, wachsbleiches, von tiefem Leiden und von ihrer Ueberwindung durch Seelenkraft und Geisteswollen redendes Märtyrerhaupt, das ergreifendste Bild eines sterbenden Dichters, sich erheben zu sehen — dies Bild ward doppelt lebendig und mächtig in mir, als ich 1868, zum letztenmal im Paris, an einem warmen Maimorgen auf dem schönen schattigen Kirchhofe des Montmartre neben dem Grabe Heines stand.

Chr. v. Stramberg.

Man behauptet, die Originale verschwinden aus unserer Zeit, und constatirt damit etwas, das doch nur sehr naturgemäß ist. Die Originalität ist der in Lebensformen sich ausdrückende Humor, und der Humor geht einer Zeit verloren, welcher das ruhige Beharren in ihren Zuständen entschwindet, um einem unsteten Fließen und Strömen der Dinge zu weichen; aus diesem gebiert sich wohl der Witz, der aus der Reibung und der Begegnung der Gegensätze resultirt, aber nicht mehr der Humor, der zum Aufblühen einen Untergrund von Seelenstille verlangt. Während aus unserer Literatur der Humor verschwindet, wachsen die Witzblätter aus dem Boden.

Das mir interessanteste Original, mit welchem ich im

Leben in Berührung gekommen bin, war Christian von Stramberg.

Es war nach meiner Rückkehr von Paris, als mir in einem Buchladen ein dicker Band in die Hände fiel, der den Titel hatte: „Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius, welcher die wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstromes von seinem Ausflusse in das Meer bis zu seinem Ursprunge darstellt. Von einem Nachforscher in historischen Dingen. Mittelrhein. Der zweiten Abtheilung erster Band. Koblenz 1845.“ Ich wußte, daß es ein vor hundert Jahren erschienenes Werk ganz dieses Titels gab. Hier aber war ein neues, eben herausgekommenes, in dem ein zweites Blatt auch den Namen des Verfassers, Christian von Stramberg, aufwies; es war also ein neues originales Werk, das sich aus irgend einer durch keinerlei Vorrede oder Einleitung erklärten Marotte den alten Titel beigelegt hatte. Bei näherer Prüfung zeigte es eine wahre Fülle interessanten geschichtlichen und culturhistorischen Stoffes; es war eine wahre Fundgrube von Geschichten, biographischen Materialien, Sittenzügen der Vorzeit, histo-

rischen Entwickelungen früherer Zustände u. s. w., so daß ich mich nach der Lecture fragte: Wer ist dieser Herr von Stramberg, der das Alles in solch origineller Form, mit solch einem unglaublichen Wissen aller Dinge, solcher Kenntniß aller möglichen Sprachen, die in Europa gesprochen werden, über den Leser ausschüttet? Und weshalb redet Niemand von dem Buche? Ich konnte nur erfahren, daß der Verfasser in Koblenz lebe, und war rasch entschlossen, ihn da aufzusuchen. An einem schönen Sommermorgen trug der Dampfer mich dorthin — aber angekommen, hatte ich Mühe, die Wohnung des merkwürdigen Mannes ausfindig zu machen, bis ich in ein in den stilleren Stadttheilen liegendes Haus gerieth, welches den Eindruck eines bescheidenen alten Familienhauses machte. Ueber eine Treppe wurde ich in einen ziemlich altfränkischen Salon geführt und gelangte durch ihn in ein kleines, mit Büchern, Scripturen, Acten und Urkundenstößen, über denen zumeist eine dicke Staubdecke lag, angefülltes Cabinet, in welchem der große Geschichtskundige in Hemdärmeln und höchst primitiver, als sehr ungenügend zu bezeichnender Toilette an einem Schreibtisch saß. Ein mittelgroßer, ziemlich fest gebauter Mann mit einem charak-

teristischen Kopfe, den eine starke, sehr geröthete Nase unschön machte, war es, den ich begrüßte. Er mochte sechzig Jahre haben. Als ich ihm meinen Namen genannt, sagte er lächelnd: „Der Name ist mir bekannt, Sie stammen aus Westfalen — haben noch Vettern in den Ostseeprovinzen, in Liefland . . .“

„Das erste ist richtig, von den letzteren weiß ich nichts . . .“

„Doch, doch, aus all den alten westfälichen Familien sind Seitenschossen nach den Ostseeprovinzen gekommen“ — und dabei holte er ein paar alte hochstifts-münsterische Hof- und Adreßkalender aus dem vorigen Jahrhundert herbei, um alte Herren meines Namens und Blutes darin aufzuschlagen. Ich interessirte ihn offenbar nur von der genealogischen Seite.

„Kennen Sie denn alle Namen so im heiligen römischen Reiche?“ fragte ich erstaunt über diese Detailkenntniß.

„‚Allwissend bin ich nicht, doch viel ist mir bewußt!‘“ antwortete er lächelnd, „namentlich was unsere alten geistlichen Stiftslande angeht.“

Ich drückte ihm aus, welchen Genuß und welche Belehrung sein Buch mir gewährt, wie ich ihm dafür zu

danken komme und auch, um zu erfahren, wann der nächste Band erscheinen werde.

„Der wird nie erscheinen!“ versetzte er bitter auflachend. „Nie! Keine Seele hat das Buch gekauft! Fragen Sie meinen Verleger; der ist vollständig entmuthigt!“

Und nun erging er sich in bitter-ironischen Schilderungen, wie alle großen Verlagshandlungen ihn mit seinen Anträgen heimgeschickt; wie beflissen sie seien, schäbiges Zeug und Alltagsplunder auf den Markt zu werfen, und wie ein großes Werk, das Niemand in der Welt schreiben könnte als, begünstigt durch den Zusammenfluß vieler Umstände, er allein, durch die Theilnahmlosigkeit der Menschen erstickt bliebe.

Er hatte sicherlich völlig recht. Ohne die Fortsetzung seines Buches wäre Vieles unrettbar mit ihm untergegangen, was nur er wußte, nur er aus der Fülle ihm vorliegender Materialien schöpfen konnte, die, wie er angab, zum großen Theil aus Aufzeichnungen seiner Vorfahren, hochgestellter kurtrierischer Staatsdiener, beistanden.

„Da kann nur eines helfen,“ sagte ich, „die Besprechung Ihres Werkes in den Journalen. Daß diese in dem einflußreichsten Blatte Deutschlands, der ‚Allgemeinen Zei-

tung', erfolge, dafür will ich sorgen; auch die 'Kölnische' soll hier am Rheine wirken — also nil desperandum! Die Lärmtrommel soll geschlagen werden!"

Er baute nicht viel darauf und ging zu Anderem über. Nach einem längeren Gespräch, bei dem seine wirklich unglaubliche Detailkenntniß alles in den letzten Jahrhunderten in Europa Geschehenen sich zeigte, empfahl ich mich, um, wie er mir vorgeschlagen, am Nachmittage ihn zu einem Spaziergang abzuholen, auf dem ich dann weiter wahrnehmen konnte, wie er nicht blos die Thatsachen in sich aufgespeichert trug, sondern auch auf seine Art ein Philosoph war, der mit scharfem Einblick in den Charakter der Nationalitäten und die Natur der Menschenkategorien den Gesetzen des Völkerlebens nachgespürt hatte.

Erfüllt von der Persönlichkeit des seltenen Mannes, kehrte ich nach Köln heim und säumte nun nicht, eine Besprechung seines Buches in der „Kölnischen Zeitung" zu geben und eine ausführliche Arbeit über dasselbe, worin ich Excerpte der interessantesten Episoden einflocht, z. B. die fesselnde Entwickelungsgeschichte Klemens Brentanos, die Geschichte des Joseph von Frohn u. s. w., in der „Allgemeinen Zeitung" zu veröffentlichen. Und siehe da, diese Arbeit

war nicht vergeblich geschrieben — sie hatte die glänzende Wirkung, daß plötzlich beim Verleger die Bestellungen einliefen, daß dieser nun eine Subscription für eine Fortsetzung eröffnen konnte und daß sich zwölfhundert Subscribenten einfanden — allein sechshundert aus dem damals von der „Allgemeinen Zeitung" so beeinflußten Oesterreich. Verfasser und Verleger waren höchlich zufrieden, und mir ist es lange ein befriedigendes Bewußtsein gewesen, ganz allein den Wagen in's Rollen gebracht zu haben. Es erschien nun bald ein weiterer Band des „Antiquarius", und im Laufe der Jahre füllten sich mit zahlreichen Lieferungen die Rahmen der Abtheilungen, worein Stramberg sein großes Werk eingetheilt hat; nur schade — je mehr sie sich füllten, desto mehr verloren sie an ursprünglichem Reiz, an Werth und Interesse — der Autor machte zuletzt eine Ablagerung historischen Materials aus aller Herren Ländern und allen Zeitaltern daraus, so daß man, als auf den eigentlichen füllreichen und originellen Rheinischen Antiquarius, auf die ersten sechs oder sieben Bände verweisen muß.

Ich habe später mit Stramberg viel verkehrt; ein paarmal kam er, uns in Köln zu besuchen, dann, als ich einen Aufenthalt auf der Laubach, der Wasserheilanstalt

in der Nähe von Koblenz, nahm, pflegte er am Nachmittage herauszukommen und wir unternahmen selbander weitere Spaziergänge. Ich hatte dabei Gelegenheit, die Unerschöpflichkeit seines Wissens kennen zu lernen, sein Erzählertalent und die sich oft sehr ergötzlich kaustisch ausdrückende Ironie seines Urtheiles über Welt und Zeit. Er stand in der damaligen Opposition der Rheinlande wider Preußen; er war Katholik par principe, und dem alten Oesterreich hatte er trotz Allem, was es gethan, sich seine Sympathien gründlich zu verscherzen, doch die ganze Anhänglichkeit bewahrt, welche nur natürlich war bei solch einem Nachkommen einer Familie, deren sämmtliche einstige Beziehungen mit Wien und den alten Reichsinstitutionen verknüpft waren. Zu dem Dümmsten, was Oesterreich gethan, rechnete er die Aufgabe des burgundischen Kreises und seiner Stellung auf dem linken Rheinufer, womit ja auch die Besetzung des Kurfürstenstuhls von Köln verbunden gewesen. Denn ein Gesetz unserer Geschichte, behauptete er, sei es, daß in Deutschland die Macht immer als ausschlaggebend prädominire, welche das Rheinthal besitze.

Auf unseren Spaziergängen, auf welchen der alte Herr bei einer gelegentlichen Einkehr nie Wein trank, so befremd-

lich der verdächtige Schimmer seiner Nase und seine erstaunliche Kenntniß aller Rebensorten und aller Geheimnisse ihres Baues das finden ließen, erzählte mir Stramberg viel aus seinen Lebenserinnerungen. Er war zu Koblenz 1783 geboren und stammte von väterlicher Seite aus einer aus Niederösterreich gekommenen Familie; seine Mutter war die Tochter eines kurtrierischen Geheimrathes und Kreistagsgesandten zu Frankfurt, Hugo Franz v. Gärz. Was seine österreichische Abstammung angeht, so leitete er sie hoch genug her; obwohl er eigentlich Stramberger von Großburg hieß — das „er" hatte er als nur provinziell fallen lassen — behauptete er, von den alten böhmischen Herren und Regierern von Rosenberg abzustammen, diesem mächtigsten aller Dynastengeschlechter, dem bekanntlich Bertha v. Rosenberg, „die weiße Frau", angehört, und dem er in seinem Antiquar eine so ausführliche Episode gewidmet hat. Wenigstens führte er dasselbe Wappen wie die Rosenberg. Mütterlicherseits aber sah er sich in Connex mit dem großen Cardinal Nikolaus Cusanus, dem berühmtesten Sohn, welchen das kleine Städtchen Kues und das schöne Thal der Mosel hervorgebracht haben.

Als er heranwuchs, brachen die Stürme der französischen

Revolution herein, und ihre Wogen spülten in's Rheinland zuerst die Schaaren der Emigranten, die Koblenz zum Hauptquartier machten — die französischen Prinzen von Provence und Artois, welche ihren Sitz in Schönbornslust aufschlugen, dem nahen Lustschloß des Kurfürsten von Trier — alle die übermüthigen, in ihren Forderungen unverschämten Höflinge, welche die Gastfreiheit des gutmüthigen Kurfürsten Clemens Wenzeslaus so unglaublich mißbrauchten; — sagte ihm doch einer von ihnen in einer Soirée, worin sie ihn umgaben, nun sei er der einzige Fremde unter ihnen. — Dann kamen die „Halb-Brigaden" der französischen Republik, die Jourdan, die Championnet an ihrer Spitze; die Generale Hoche, Marceau, Bernadotte kamen und verkehrten im elterlichen Hause Strambergs; es wurden Tanzabende in demselben von den lebenslustigen französischen Herren arrangirt, zu denen unser „Johann Christian Hermenegild" mit seiner Geige nach seinen jugendlichen Kräften aufspielte. Endlich heirathete seine schöne Schwester Maria Therese einen dieser französischen Herren, und zwar den General und Commandanten von Ehrenbreitstein Arnaud Baville. Diese Verbindung wie der politische Connex des linken Rheinufers mit Frankreich

ließen nun seine weitere Ausbildung und seine nächsten Lebensbeziehungen nach Westen hin gravitiren. Zwar zunächst in Erlangen, dann aber in Paris studirte er Rechts- und Staatswissenschaften, Sprachen und Geschichte und besuchte dann Wien, immer dabei von der früh verwittweten Mutter begleitet, die von dem einzig ihr gebliebenen Sohn sich nicht zu trennen vermochte — bis der Tod frühzeitig die herbe Trennung vornahm. Stramberg mußte sich jetzt entschließen, eine Lebensstellung zu suchen; das Familienerbe: die Lehngüter an Mosel und Rhein, waren im Sturm der Zeit bedenklich reducirt, alles Lehngut und Fideicommißwesen hatten ja die Franzosen aus der Welt geschafft. Er versuchte es zuerst mit einer Secretärthätigkeit bei dem Präfecten des Departements der Mosel, Jules Deozan. Dann war er als Begleiter eines französischen Generals, des Grafen Caffarelli, in Schweden. Endlich nach dem Umschlag der Dinge im Jahre 1813 war er im Gefolge der Verbündeten in Frankreich und nahm irgend eine Stellung in Epinal ein. Es wird nach dieser Zeit gewesen sein, daß er sich länger in Dijon aufhielt. Er erzählte mir, daß sein Schwager, der General Baville, dort commandirt oder in Garnison gestanden, daß er,

Stramberg, unbeschäftigt wie er gewesen, längere Zeit damals seine Tage auf der berühmten Bibliothèque des Ducs de Bourgogne zugebracht und sich dann so in seine Studien vertieft habe, daß er mitunter Abends, als der Letzte, beinahe mit eingeschlossen wurde.

In die Heimath zurückgekehrt, hatte Stramberg wohl nicht den ernstlichen Willen, sich hier eine Stellung zu erringen. Es gelang ihm wenigstens trotz einiger Versuche bei der Regierung nicht, eine zu bekommen. Als Privatgelehrter gab er sich seinen Studien hin, schrieb ausgezeichnete genealogische Artikel für die Encyklopädie von Ersch und Gruber, ein Buch über die Mosel und endlich den Band des Rheinischen Antiquars, der 1845 erschien. Zu diesem Werke hatte er lange gesammelt und ein unschätzbares Material geerbt; durch seine Mutter zählte er nämlich zu seinen Vorfahren nicht weniger als drei kurfürstlich trierische Kanzler, während der letzte kurtrierische Staats- und Lehenskanzler seiner Mutter Schwager und sein Pathe war. Alle diese Herren hatten ihre Tagebücher geführt oder derartige Aufzeichnungen während ihres Lebens gemacht oder historische Documente gesammelt, und diese bildeten, wie Stramberg versicherte, seine unvergleichliche Schatzgrube.

Wie lebendig der alte Herr vor mir steht! In seinen gelben Nanking-Sommerbeinkleidern, mit den Schuhen und weißen Strümpfen nicht viel eleganter als etwa ein pensionirter Magister aussehend — aber redend, sich ausdrückend so gewählt wie ein Marquis vom Hofe Ludwigs XIV., perorirend mit sonorer Stimme. Wenn er vorlas, was er gern that, namentlich Französisches, so konnte diese Stimme sich bis zum Dröhnen erheben. Und nun ist auch diese laute Stimme verklungen; die Hand, welche mit einer so kuriosen, von der Handschrift aller anderen Menschenkinder absolut verschiedenen Manier besenstielige Buchstaben hinstellte, zu Staub geworden! Und seine letzten Jahre sind, statt durch Anerkennung und Ehren erheitert, ihm vergangen in Sorgen, durch „res angustæ domus“! — Er ist eines der zahlreichen Beispiele von der empörenden Gleichgiltigkeit und Vernachlässigung, welche das officielle Deutschland für das literarische Verdienst und die fruchtreichste Geistesarbeit hat, wenn diese nicht in der akademischen Bahn wirkt, wenn ein bevorzugter Geist sich nicht in der langen Queue nachschiebt, die in den geschlossenen Schranken der Zunft sich zu den Ehren, Vortheilen und Auszeichnungen drängt. Auf Stramberg ist nie eine Ehrenauszeichnung:

ein Orden, ein Diplom einer Akademie, ein Ehrendoctor-diplom oder ähnliches, gefallen. Er bedurfte dessen nicht. Aber es hätte den alten Mann mit seinem unglaublichen Wissen und seinem Riesenfleiß gefreut und es hätte seinen Lebensabend verschönert, weil es ihm eine ganz andere autoritative Stellung in seiner Vaterstadt gegeben, denn ohne dergleichen von Auswärts kommende Beweise seiner Bedeutung giebt es in keinem Vaterlande einen Propheten.

In den Sommer 1847 fällt für mich auch ein erneuter Verkehr mit Adele Schopenhauer, die sich jetzt zu Bonn bei ihrer Freundin Mertens-Schaafhausen aufhielt und, nachdem sie ihrer Gesundheit wegen einen längeren Aufenthalt in Italien gemacht, sich mit literaischen Plänen trug, weil der Arzt ihr verboten, die zeichnenden Künste, zu denen ihr Talent gravitirte, zu cultiviren. Adele Schopenhauer, die schon zwei Jahre später in Bonn starb war, wie früher gesagt, eine begabte, durch eine Bildung von seltener Gründlichkeit und Vielseitigkeit ausgezeichnete tiefweibliche Seele. Es ist aber dennoch wohl ein Enthusiasmus, wie ihn Fürst Pückler-Muskau für sie an den Tag gelegt hat, als er sie kennen gelernt, etwas Exceptionelles geblieben. Er schrieb über sie: „Was mich angeht, kann

ich nicht mehr über sie sagen, als daß ich wünschte, meine künftige Frau möchte ihr treues Ebenbild sein; ihr Aeußeres gefällt mir, ihr Inneres ist eine schöne Schöpfung der Natur. Diese kindliche Naivetät bei so seltener, ich möchte fast sagen schauerlicher Tiefe!“ Adele war damals (1812) sechzehn Jahre alt. (Vergl. L. Assing: Fürst Pückler-Muskau I, 145.) — Eine interessante Berührung, welche ebenfalls in diesen Sommer fällt, war für mich die mit dem Professor Alfred Nikolovius zu Bonn, dem Verfasser von „Johann Georg Schlossers Leben und literarisches Wirken“. Wie Adele als junges Mädchen, hatte er als Knabe, als Enkel der Schwester Goethes, in dessen Hause in Weimar gelebt und wußte in kaustischer Beleuchtung manches Charakteristische aus dessen intimem Leben wiederzugeben. Manches davon stimmte freilich nicht recht zu dem Bilde, welches man nach anderen Quellen sich von dem Olympier zu machen pflegt. So versicherte er, Goethe sei sehr ängstlich gewesen, er habe in reiferen Jahren nie ein Pferd bestiegen; beim Fahren habe er, sobald der Wagen sich geneigt, besorgt König, seinem Kutscher, stets ein: „König, Er giebt doch Acht!“ zugerufen. Bei jedem begegnenden Handwerksburschen habe er halten lassen, nach

dem Woher und Wohin gefragt und sodann durch König einen der dazu eingesteckten Groschen verabreichen lassen, den Goethe daheim dann sorglich in sein Buch eingetragen. Wenn der alte Herr zu Tische erschienen im Frack mit Ordensstern, habe das üble Laune angedeutet; ein blauer Ueberrock, ohne Weste, habe bessere Stimmung angekündigt — der flanellene Schlafrock mit mancherlei lose hängenden Bändeln gar den besten Humor. Er habe viel Wein getrunken — und in einem gelegentlichen kleinen Rausch sei er grob geworden. Dieser letztere Zug will uns freilich am wenigsten zu jenem Bilde passen und doch ist er noch weniger befremdlich als die merkwürdige Scene, welche wir in den Lebenserinnerungen der Malerin Luise Seidler mitgetheilt finden, in einem ausführlichen Briefe, den ihr ein Freund über seine Unterhaltungen mit Goethe in dem Sturmjahr 1813 schreibt und der in einer halb mysteriösen Weise die Fähigkeit erschreckender Gemüthserregungen bei diesem andeutet. Doch sprach auch Nikolovius von Goethes Empfänglichkeit für heftigen Seelenschmerz; mehrmals habe ihn Meyer (der Kunstmeyer) in Verzweiflung auf dem Boden liegend gefunden, wenn eines seiner und der Vulpius Kinder gestorben. Und abergläubisch sei der alte Herr ge-

wesen — er habe den 22. März immer als Unglückstag gefürchtet. Einst habe in seinem bekannten Gartenhause die Vulpius allein sich aufgehalten. Da habe sie unten in der Küche rumoren, Teller und Schüsseln klirren gehört; sie eilt nach unten und sieht und findet Niemanden, statt dessen aber vernimmt sie, wie es jetzt oben rumort und lärmt und mit Büchern hin- und herwirft, und erschrocken flüchtet sie sich und eilt nach Hause. Goethe aber sei nun mehrere Tage lang nicht ausgegangen aus Furcht vor einem Unglück. Daß er oft sich blöde und befangen gefühlt, wie Nikolovius versicherte, ward uns auch unlängst durch Mittheilungen aus den Erzählungen seiner Schwiegertochter Ottilie bestätigt; und noch bekannter ist wohl, was auch jener bestätigte, daß er, in der ihn quälenden Furcht vor dem Tode und um den Anblick von Leichenzügen zu entgehen, es dahin gebracht, daß in Weimar Bestattungen nur des Nachts, im Sommer nach zehn, im Winter nach neun Uhr, und ohne Wagen vorgenommen werden durften. Ein Wagen oder gar nachfolgende Equipagen wurden nur gegen hohe Taxen erlaubt. Von Eckermann, der an jeden Mittwoch zu Tische gezogen worden, erzählte mein Gewährsmann, er habe dabei nie

etwas gesprochen. Der kleine Mann habe eigenthümliche Liebhabereien gehegt — einen eingefangenen Adler habe er mit jungen Hunden gespeist, deren Geheul die Nachbarn entrüstet, bis sie ihn als Thierquäler vor Gericht ziehen lassen. — Das Verhältniß zu seinem Sohn August schilderte Nikolovius als ein sehr förmliches. Alle Morgen um zehn Uhr habe jener an des Vaters Thür geklopft, um sich zu erkundigen: „Lieber Vater, wie haben Sie die Nacht geruht, und haben Sie mir etwas zu befehlen?“ worauf die Antwort erfolgt sei: „Lieber August, wir haben eine leidliche Nachtruhe gehabt und finden in diesem Augenblicke nichts anzuordnen.“ — —

Von Adele Schopenhauers und Alfred Nikolovius' Weimarschen Erinnerungen muß ich übergehen zu der politischen Stimmung in Europa im Jahre 1847, zu den Luftströmungen, welche lebhafter und frischer wurden und dem großen Gewitter von 1848 wie Vorboten vorhergingen. In München „fiel der erste Schuß“; man trieb Lola Montez aus trotz allen Schutzes, den König Ludwig ihr angedeihen ließ, trotz aller Rücksichten, welche die immensen Verdienste dieses Originals auf dem Throne um seine Hauptstadt, die sich so undankbar erwies, geboten hätten. Erregender aber kamen die Kunden aus Italien;

hier hatte ein neuer Papst die Initiative des Fortschritts ergriffen, hier schien ein großer priesterlicher Charakter mit der Macht seiner Autorität und der ihr ebenbürtigen seines entschlossenen Geistes den Idealtraum Giobertis von einer staatlichen Verbindung der getrennten Stämme Italiens unter der Oberleitung, der „Präsidialmacht“ des römischen Pontifex seiner Verwirklichung entgegenführen zu wollen. Das mußte die ganze politische Constellation Europas ändern — und es mußte große Kämpfe kosten, bis es dahin kam, es mußte eine Reihe großer Ereignisse sich damit verknüpfen.

„Wollen Sie dahin gehen und uns aus dem Mittelpunkt der Bewegung, aus Rom, Berichte schreiben?“ fragte mich eines Tages Joseph Dumont.

Natürlich wollte ich. Wer hätte nicht gewollt? Und vierzehn Tage später saß ich mit Frau und zwei Kindern, zu deren Hut uns die Schwester von Roderich Benedix, Fräulein Kolma Benedix, begleitete, in einem Coupé der Rheinischen Bahn, um westwärts durch Belgien und Frankreich zu ziehen, auf der kürzesten Route dem großen Sehnsuchtsziel aller frommen und aller schönheitsdurstigen Seelen des Abendlandes zu.

Rom.

Im September 1847 führte die Eisenbahn wenigstens bis nach Paris, wo das gute alte Hotel Violet uns aufnahm. Da meine Frau Paris nicht kannte, wurde hier ein Aufenthalt von vierzehn Tagen gemacht, während deren ein alter Bekannter derselben, ein Baron Drachenfels, dem das Geschick vergönnte, hier als hessischer Gesandter den Rest seiner Tag in schöner Muße zuzubringen, uns mit seiner Ortskunde beistand. Ich verdanke ihm die Bekanntschait mit dem Werke: Valery, l' Italie, das mir später mit seinem reichen Inhalt sehr nützlich werden sollte. Wir sahen, zum Theil in seiner Begleitung, Paris und die bedeutendsten Punkte der Umgebung. Ich habe von diesen Tagen berichtet in einem Buche, das ich im Jahre 1848 unter dem Titel: „Eine Römerfahrt" herauszu-

geben wagte und das in jenen Zeiten der politischen Sturmfluth natürlich so unbeachtet blieb wie Alles, was nicht für den Tag berechnet war. Heute aber dient es mir dazu, meine Erinnerungen aus jener Lebensepoche um so frischer geben zu können, indem ich von dem dort gleich nach den erhaltenen Eindrücken Niedergeschriebenen auf's Neue in die Stimmung jener Tage geführt werde. Und dahin gehört zunächst das Gefühl unsaglicher Erleichterung. als endlich der schlimmste Theil unserer Reisemühen überstanden war, als nach dem Aufenthalt in Paris die Fahrt in einer französischen Diligence, die Fahrt auf französischen Dampfschiffen durch das Herz Frankreichs und die Saone und Rhone hinunter glücklich hinter uns lag. Denn in einer Diligence über die kieselgepflasterten Chausseen, die von Paris bis Chalons sur Saone führten, war damals die Reise zu machen, dann in elenden Dampfschiffen die Saone hinab bis Lyon, von Lyon auf anderen Dampfern bis Arles, bis Marseille; die Dampfschiffe waren schmutzig, überfüllt und wurden mit einer unglaublichen Ungeschicklichkeit in der Navigationskunst geführt — sie verhielten sich zu unseren Rheindampfern wie samojedische Hundeschlitten zu einem Eilzug. Und in den Wirthshäusern der

Provinzialstädte der „Belle France“ herrschte ein Schmutz — man glaubte sich in eines jener Wirthshäuser Westfalens versetzt, von denen der große Philologe Justus Lipsius so beweglich geschrieben hat. Das Alles ist heute anders geworden; heute sieht der Reisende, der Frankreich 1846 zum erstenmal erblickte und es nun wieder betritt, auch beim flüchtigen Durchfliegen auf der Eisenbahn die Merkmale eines ganz unglaublichen Fortschritts, einer überraschenden Steigerung des Wohlstandes und der Cultur überall, wohin er blickt.

Die Reisemühen wurden dann gelohnt, als Marseille erreicht war, als eine weitere Seefahrt uns nach Genua, nach Livorno gebracht hatte und zum erstenmal der geheiligte ausonische Boden betreten war; als eine kurze Fahrt auf einer jüngst dem Verkehr übergebenen neuen Eisenbahnstrecke von Livorno aus eines der Juwele jenes Wunderlandes uns zur Anschauung gebracht: Pisa, seinen Dom, sein Campo santo, seinen mirakulösen Thurm! Und dann noch eine nächtliche Meerfahrt, und Civitavecchia war erreicht. Beim goldensten Morgensonnenschein dampften wir den Hafenforts entgegen, auf denen die Flagge des Papstes wehte (die Tiara mit den gekreuzten Schlüsseln),

von denen herunter die Kanonen des Papstes drohten. Eine nach der anderen von ihnen wurde eben zur Begrüßung zweier französischer Cardinäle gelöst — es war die Herrscherstimme Papst Julius II., die ihre Donner über das Meer rollen ließ. Es währte lange, bis das Schiff Prattica erlangte, bis die päpstlichen Douaniers befriedigt waren, bis das Paßbuch zu den schon zahllosen Visas eines mehr aufgenommen hatte, lautend: Civitavecchia li 9. Ottobre 1847. Delegazione Apostolica. Bono per Roma. — Und bis eine Diligenza uns aufgenommen, um die letzte Strecke des weiten Weges zurückzulegen, wurde es Nachmittag — es wurde Abend, bis die Höhe erreicht war, auf welcher der Conducteur halten ließ, um, ausgestreckten Armes in die Ferne deutend, zu sprechen: „Ecco Roma — ecco San Pietro!“

Man sah sehr wenig von Rom, man sah etwas wie eine kleine graue Halbkugel in fernster Ferne über der Horizontlinie, aber dennoch schlug den Reisenden aus dem weiten Norden das Herz hoch. Heute, wo es so leicht ist, auf glatten Eisenschienen in ein paar Tagen nach Rom zu rollen, betritt Niemand mehr den Boden der ewigen Stadt mit jenem stürmischen Entzücken, das damals den

Wanderer erfüllte, der nach Ueberwindung von Hemmnissen und Beschwerden aller Art mit dem Gefühl kam, ein Glück zu genießen, welches so Wenigen beschert war. Vielleicht schlägt das Herz vieler heutiger Romfahrer, wenn sie an ihrem Ziele angekommen sind, in nicht geringerem Entzücken: dann aber pflegt sich dies heute unendlich stiller und lautloser zu äußern und apathischer zu gebärden wie bei uns Idealisten von 1847.

Ueber die weite, baumlose Landschaft mit den braungrünen Hügelwellen begann sich die Dämmerung zu legen. Wunderliche Reitergestalten mit langen Lanzen, Hirten der Campagna, sprengten über diese Hügel dahin; schwere mit Büffeln bespannte Wagen, die uns begegneten, kündeten die Welt des Südens an; vom Morgenlande sprachen die am nahen, zu unserer Rechten schäumenden Meere sich erhebenden altersgrauen Saracenenthürme — der letzte Schein des schwindenden Abendroths verglomm im Westen, und in dem rasch kommenden Dunkel der Nacht fuhren wir weiter hinein in die Campagna, dies schweigende Todtenfeld der Geschichte.

Große Gemüthsbewegungen und der Schwung hochtragender Stimmungen pflegen nicht vorzuhalten, wenn

sie über uns kommen in einer Postkutsche, die weiter und weiter in die Nacht hineinrollt und auf die Erreichung irgend eines Zieles gänzlich verzichtet zu haben scheint. Dies war bei der unseren Fahrt der Fall. Wir fuhren bergauf, bergab, wir fuhren mit galoppirenden Pferden und Maulthieren, wir fuhren mit einem Hallo und Peitschenknallen, wie es nur der wilde Jäger vorführen kann — von der Erreichung eines Ortes, der den Namen Rom führt, schien über gänzlich Abstand genommen zu sein und dies weiter nicht in Rede zu stehen. Dabei wurde es dunkler und dunkler, man nahm seufzend von der Hoffnung, wenigstens noch geringe Umrisse der kommenden Dinge wahrzunehmen, Abschied. Und so dehnten sich die Stunden, bis endlich um Mitternacht ein mächtig hoher Thorbau vor uns lag dürftig erleuchtet, von Douaniers besetzt, deren lästige Functionen von einem mit uns fahrenden Signor Avocato durch eine buona mancia abgekürzt wurden und wir nach einigem weiteren Peitschenknallen uns zur Seite einer Reihe riesenhoher Säulen befanden — im Schatten der Colonnade von Sanct Peter.

Wir waren durch die Parta Cavallegieri eingefahren.

Im Anfang wirkte Rom auf den Fremden, damals

noch mehr als heute, ernüchternd. Das Gewirr enger Gassen im Marsfelde, worin sich das Leben der großen Stadt zusammendrängt, der Schmutz, die aus den Fenstern flatternde Wäsche, das Alles paßte so wenig zu dem idealistischen Bilde, welches man sich von Rom gemacht. Der Wunderbau der Treppe am spanischen Platz, welche zu San Trinita di Monti hinaufführt, war durch den Schmutz, der sie bedeckte, kaum zu passiren. Todte Thiere neben Broccoli-Stengeln, Scherben und anderen Unrath auf der Straße zu finden, war nichts Ungewöhnliches — es blieb da liegen, bis ein paar Mal in der Woche eine Gesellschaft mit Besen bewehrter alter Mümmelgreise heranrückte. Ich glaube, sie hieß La beneficenza, diese Brüderschaft alter Männer, welche die Jahre längst wehrlos gemacht und die auch dem Schmutze nicht wehren konnten. Für die Beleuchtung Roms sorgte unsere liebe Frau, die Madonna. Vor ihren Bildern an allen Eckhäusern wurden Abends Oellampen entzündet — das mußte genügen.

Aber das waren nur Wahrnehmungen der ersten Stunde — in der zweiten waren sie ausgelöscht durch die Andeutungen alles Dessen, was uns hier erwartete, eines

Reichthums an hohen und herrlichen Dingen, auf den man gar nicht vorbereitet war. Denn das ist eben das Schöne und Fesselnde Roms, daß es mit seinem unerschöpflichen Reichthum immer auf's Neue überrascht, daß man stets in der Entdeckerfreude von Dingen ist, von denen man nichts wußte, von großen Schöpfungen des Alterthums, des Mittelalters, der Renaissance und der neuen Zeit. Und daß es so, je länger man darin weilt, je mehr man es kennen lernt, immer mehr wächst, einen immer reicheren Inhalt gewinnt und immer fester an sich bindet, während andere Weltstädte in den ersten Stunden aufregen, verwirren können und dann mit jedem Tage nüchterner erscheinen.

Wir hatten zunächst nach einem anständigen Quartier zu suchen und fanden es mit Beihilfe jenes Signor Avocato in der Via della Croce, trenta tre. Dann ging ich, mancherlei Empfehlungsschreiben an ihre Adresse zu bringen. Das erste zum Capitol. Hier, auf dem Tarpeischen Fels, hinter dem Palazzo Caffarelli, in einem der preußischen Regierung gehörenden Gebäude wohnte Dr. Emil Braun, der Secretär des archäologischen Instituts und fleißiger Correspondent der Allgemeinen Zeitung. Der

hochgewachsene magere Mann empfing mich mit liebenswürdiger Herzlichkeit — wir wurden bald befreundet, sprachen viel vom alten Ritter von Laßberg und mehr noch von der Politik des Tages, deren Hauptereigniß eine neue große Concession Pio Nonos an die liberalen Ideen war. Pio Nono hatte ein Statuto verliehen, eine Volksvertretung im Municipium der Stadt Rom gewährt, was eben jetzt in große Aufregung versetzte. Emil Braun führte mit seiner Vertrautheit mit den Verhältnissen und Personen in alles das mich ein, was mir, der als völliger Neuling kam, zunächst zu wissen nöthig; ich verdankte ihm bei der Erfüllung meiner Correspondentenpflichten unendlich Vieles. Er war geborener Thüringer, hatte sich aus beschränkten Verhältnissen emporgekämpft und in einem schon alternden jungen Mädchen eine Gönnerin gefunden, die ihm die Universitätsstudien möglich gemacht. Wohl mehr aus Dankbarkeit als aus Neigung hatte er sie dann geheirathet, und da sie, die kleine behäbige Dame, jetzt eine alte Frau war, so hatte sich der in den besten Jahren stehende noch jugendliche Mann angewöhnt, sich auch wie einen ergrauten Alten zu betrachten und zu geben. Es war das glücklichste, friedfertigste Paar von der Welt. Was den alten

Ritter, den Meister Sepp von Eppishusen angeht, so hatte Braun in seiner Jugend sich ein dankbares Andenken bei ihm gesichert. Laßberg schrieb darüber im März 1831 an Uhland: „Eine vollständige, leserliche und genau verglichene Abschrift des Ulrich von Liechtenstein ist als Eigenthum in meinen Händen und folglich auch ebensowohl in den Ihrigen. Ich glaube, Ihnen schon gesagt zu haben, daß letzten Herbst Professor Maßmann mich besuchte. Mit ihm kam ein junger Mann, Sohn des Forstmeisters Braun aus Gotha; er hatte ein Jahr bei Benecke zu Göttingen über altdeutsche Literatur Collegien gehört und ließ merken, daß er in einer guten Schule gewesen. Sie können sich leicht einbilden, daß die Sprache auch auf den Ulrich von Liechtenstein kam, obschon ich, da Maßmann schon zweimal ganz unaufgefordert versprochen hatte, mir ihn abzuschreiben, den Gegenstand nicht in Anregung bringen wollte. Auch diesmal erneuerte Maßmann sein altes Versprechen, Herr Braun aber verhielt sich ganz still und sprach kein Wörtchen darüber. Letzthin, als ich eben beim Nachtessen in Ludens Geschichte die Schlacht des Ariovist mit dem Cäsar las, erhalte ich ein Paket mit unbekannter Aufschrift, und nachdem ich es mit meiner gewöhnlichen Hastig-

keit aufgebrochen hatte, fielen mir sogleich die Hefte des Frauendienstes in die Hände. ‚O du guter Mensch!‘ rief ich aus, ‚verdiene ich alter Mann denn auch so viele Liebe! Wie manche Stunde hat der Student sich von seinem Vergnügen abmüßigen müssen, um diese zwanzigtausend Verse abzuschreiben!‘ Ich muß gestehen, daß ich in langer, ja sehr langer Zeit nicht so tief gerührt war. Ja, die Pietät ist in der Brust deutscher Jünglinge noch nicht ausgestorben und wird es auch nimmermehr!“

In der That, dieser Zug rührender Hingabe eines jungen Mannes für einen verehrten Greis charakterisirt Braun besser als Alles, was ich über ihn sagen könnte. Nur das füge ich noch hinzu, daß er die leidige Neigung hatte, sich zu zersplittern. Er war Secretär des archäologischen Instituts; er war fleißiger Correspondent der Allgemeinen Zeitung; er war homöopathischer Arzt und immer versehen mit einem Vorrath von Pillen und Pulvern, so daß wir den schmächtigen, hochaufgeschossenen Mann neckend den „Pulverthurm“ nannten; und endlich hatte er auf einem Speicher eines der der preußischen Gesandtschaft auf dem Capitol gehörenden Gebäude eine galvanoplastische Anstalt angelegt, welche sehr gelungene

Nachbildungen von antiken Bronzen und anderen Kunstgegenständen hervorbrachte. Durch diese Neigung, seine Kräfte an nicht mehr zu übersehende Geschäftslasten zu zertheilen, hat der gute Braun sich denn auch endlich den Untergang bereitet. Er hat sich später in verschiedenste industrielle Speculationen und Geschäftsbeziehungen, auch mit dem bekannten Marchese Campana eingelassen und ist in trauriger Weise in dessen unrühmliches Ende mit hinabgezogen. Der gelehrten Welt aber hat er ein hochgeschätztes Werk über die Monumente Roms hinterlassen, das auch in's Italienische übertragen ist.

In der Auffassung der politischen Situation war Braun skeptisch, von conservativer Natur — sein Gegensatz darin war ein origineller Mensch in reiferen Jahren, der sich Dr. Fritsche nannte und der, einmal uns bekannt geworden, eine große, sich immer treubleibende Anhänglichkeit entwickelte; er hatte sich auch bald unentbehrlich gemacht, hilfreich nach allen Seiten hin. Ueber des beweglichen vielredenden Mannes Vergangenheit ist das darüber ruhende Dunkel mir bis heute nicht recht aufgeklärt worden; damals war er Correspondent des „Nürnberger Correspondenten“, war ein „deutscher Biedermann“

durch und durch, glühte von edelster Freiheitsliebe und war bei alledem ein guter ehrlicher Sachse. Er war verheirathet mit einer Deutschen, die er in dienender Stellung in Rom kennen gelernt, wußte mit ihr, da er kinderlos war, mit achtzehn Scudi monatlich auszukommen und erlebte seine stolzesten Stunden, wenn er, als in Rom nationalisirt, zur Dienstleistung aufgerufen war unter den heldenmüthigen Vertheidigern der jungen bürgerlichen Freiheit, in der Guardia Civica, deren Errichtung Pio Nono verstattet hatte und die nun Rom mit dem Waffenlärm ihrer Bataillone, ihrer Musik, ihrer Pio Nono-Hymne erfüllte. Dr. Fritsche, der arme deutsche Schreiber, stand dann Wache vor dem Palast des römischen Krösus Torlonia, hinter sich, hinter den Eisengittern dessen goldgefüllte Kassen, vor sich die Goldberge, welche seine ahnungsvolle Unschuld in der nächsten Zukunft, in der weiteren freiheitlichen Entwickelung der Dinge erblickte, denn mit Pio Nonos Walten schien ihm der Beginn des goldenen Zeitalters gekommen. Nichts war ergötzlicher, als Dr. Fritsche anzuhören, wenn er beschäftigt war mit dem „Zertreten der Lügenbrut", der Jesuiten, der Codini, oder ihn die ungeheuerlichen Geschichten erzählen zu hören, die er aus den

Tagen Papa Gregorios und aus der Intimität seines häuslichen Lebens mitzutheilen wußte. Der gute „gesinnungstüchtige" Fritsche! Seine goldenen Aeraträume haben sich nicht erfüllt, und auch er ist darüber zu Grunde gegangen; später, 1849, eingereiht unter die Vertheidiger des zur Republik erklärten Rom, hat er unter Garibaldis Führung den Rückzug aus der eroberten Stadt nach Ancona mitgemacht, dann nach Genua sich gerettet und ist dort für mich verschollen.

Der Correspondent der „Kölnischen Zeitung" in Rom war bislang ein Mann gewesen, mit dem ich ebenfalls in Berührung gerieth. Dieser hochgewachsene, breitschulterige, martialisch aussehende Herr nannte sich Klitsche, Marquis de la Grange, war ursprünglich preußischer Unteroffizier in Magdeburg gewesen, dann auf eine wunderliche Weise päpstlicher Offizier, zuletzt Oberst geworden und befand sich jetzt außer Dienst. Er war trotz der glänzenden Carriere, die er gemacht, stets geldbedürftig, und was die ganze Persönlichkeit anging, so gehörte sehr geringe Menschenkenntniß dazu, um sich zu sagen, daß sie eine überaus fragwürdige Existenz, obwohl er eine Römerin aus vornehmem Hause geheirathet hatte und in Beziehung zu sehr

angesehenen Männern stand, wie z. B. zu dem bekannten Pater Theiner, dessen Bekanntschaft ich ihm verdankte. Er führte mich eines Morgens zu ihm, auf die berühmte Bibliothek in dem Kloster der Chiesa nuova, der Theiner damals, wenn ich nicht irre, vorstand; und sodann in demselben, den Vätern des Oratoriums, der Stiftung Philippo Neris, gehörenden Kloster, zu dem ehemaligen General des Ordens der Theatiner, dem großen Redner Padre Giacchino Ventura, einem der hervorragendsten und genialsten Menschen, denen ich im Leben begegnet bin. Padre Ventura sah, wenn er als Redner die Kanzel bestieg und in San Andrea della Valle seine Löwenstimme erhob, das halbe Rom zusammenströmen. Aber nicht blos von seiner Beredtsamkeit sprach man, auch von seiner Schlagfertigkeit in der Unterhaltung erzählte man Anekdoten. Ich erinnere mich einer: Einst in einer Postkutsche mit einem vorlauten Franzosen zusammengepfercht, sei er von diesem mit spöttischen Fragen belästigt worden: nach seinem Kloster, seinem müßigen Mönchsleben, seiner Herkunft. Padre Ventura habe, den funkelnden Blick von seinem geöffneten Brevier erhebend, den Franzosen angeschaut und ihm geantwortet: Je suis Sicilien, monsieur, et veux dire

mes vêpres — in einer Weise, daß der Franzose auf der weiteren Fahrt geschwiegen.

In seinen politischen Anschauungen huldigte er den Ideen Giobertis. Ich glaubte ebenfalls an diese und sprach eines Tages mit ihm über die in so vieler Beziehung mit den italienischen parallel laufenden deutschen Zustände: über die Zustände des Protestantismus und die Wirkung, welche auf diesen das Auftreten und das Wirken Pio Nonos hervorbringen müsse; wie die liberale Richtung der jetzigen höchsten Kirchengewalt, consequent bis zu einer inneren Restauraton der Kirche durchgeführt, alle conservativen Elemente des Protestantismus an sich ziehen und auf diesen, der in Deutschland an größter Zerfahrenheit leide, auflösend wirken werde, so daß aus der großen politischen Initiative des jetzigen höchsten Pontifex in Zukunft das große christliche Ideal einer einheitlichen abendländischen Kirche hervorgehen könne. Mit reger Theilnahme hörte Ventura mir zu und aufspringend sagte er: Mais il faut que vous disiez cela au Saint Père! Vous m'accompagnerez demain quand j'y vais au Vatican.

In meiner leidigen Blödigkeit erschrak ich sehr. Ich war auf nichts in der Welt weniger gefaßt als darauf,

ohne Weiteres vör dem Papst zu erscheinen und ihm einen Vortrag zu halten — auch auf die Gefahr hin, Padre Venturas Wohlwollen zu verscherzen, lehnte ich die Wanderung zum Vatican ab, weil ich dem heiligen Vater nicht zumuthen dürfe, mit so viel Nachsicht wie er selber mein schlechtes Französisch anzuhören. Es war sehr thöricht, so sich von einer instinctiven einfältigen Befangenheit beherrschen zu lassen!

In jenen Tagen von 1847 konnte der frühere General des Theatinerordens seine Erhebung zum Cardinal erwarten. Er wurde es nicht — es kam die Wendung der Dinge im Jahre 1848 — Ventura mußte aus Rom flüchten und wandte sich nach Südfrankreich zu seinem Freunde, Monsignore Sibour, dem Bischof von Digne. Er ist auch bei der Restauration der römischen Verhältnisse nicht dahin zurückgekehrt — die neu zur Herrschaft gekommenen Gewalten konnten einen Mann wie Ventura in Rom nicht gebrauchen — er ist in der Verbannung gestorben.

Von allen Eindrücken, welche mir aus jener langentschwundenen Zeit treu geblieben sind, stehen mir fast am lebhaftesten die Wanderungen durch den stillen Klosterhof von Chiesa nuova in der Erinnerung. In großen und

imposanten Verhältnissen wölbten sich da die Bogen über den Gängen des Quadrums; den Hof füllten üppige Orangenbäume mit zahllosen goldenen Früchten; die lautlose Stille unterbrach nichts als das Rauschen des Springbrunnens — nur die strählende Sonnenscheibe blickte vom dunkelblauen Himmel mit all ihrem Lichtglanz in diese eigenthümliche Welt, über deren Eingang auch hätte geschrieben stehen können, was ich später über einem einsamen Bergkloster las: Entra, o fidel', in quest' asil di pace, Ove di Dio si parla e poi si tace. In solcher Umgebung — in der Unterhaltung mit einem Manne wie Padre Ventura — ihm zuhörend, wie er mit genialem Blick die Dinge sub specie æterni zu erfassen wußte, konnte man nur wie zurückversetzt sich wähnen in jene Tage der Renaissance, wo edle und große Menschen sich die sie umgebenden Lebensformen so künstlerisch schön und groß gestalten und ihr Gedankenleben so unausgesetzt dem Hohen und Bedeutenden zugewendet erhalten konnten.

Wie wir Heutigen wenigstens, da wir das Bedürfniß haben, an irgend einer idealistischen Vorstellung zu hängen, uns das so ausmalen. Aber jedenfalls ist mir, als ob Menschen wie Padre Ventura unsere Zeit nicht mehr hervor-

bringen könne. Es ist im Leben von heute, im modernen Geistesleben nicht genug historischer Stoff mehr, um sie zu bilden — denn hauptsächlich aus dem Mehl der Geschichte muß das Brot gebacken werden, das solche Geister aufnährt. „Den Menschen bildet seine Lebensgeschichte, den großartigen Menschen die Weltgeschichte,“ sagt ein berühmter Staatsmann.

Ich könnte nun einer Menge Namen erwähnen von Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft mir in den ersten Tagen des römischen Aufenthalts wurde — berühmter und unberühmter, noch heute genannter und längst zum Orkus hinabgegangener und verschollener — wie des Professors Orioli, eines damals berühmten freisinnigen Mannes, den die von Pio Nono ertheilte Amnestie aus der Verbannung zurückgeführt hatte, ohne ihm seinen Lehrstuhl an der Universität zurückzugeben. Daneben steht mir in der Erinnerung die groteske Figur eines wunderlichen kleinen Weltfahrers, der sich Neugebaur nannte, früher Oberlandesgerichtsrath zu Münster, zu Breslau, dann Generalconsul zu Bukarest gewesen war und, jetzt pensionirt, ein Buch über die Umgebung Dresdens, ein anderes Buch über Sicilien geschrieben hatte, fahrig und oberflächlich wie man=

cherlei anderes noch, was er dem Druck übergeben; eine jener Nullen, welche weil sie Titel und Orden — Neugebaur hatte deren nicht wenige — und eine sie glücklich machende Ueberzeugung von ihrer geistigen Bedeutung haben, von der Welt als Zahl genommen werden. Der vielgenannte kleine bewegliche Ministerresident von Hannover, Herr v. Kestner, dagegen, der Sohn Lotte Buffs, machte mir, obwohl er einen weiteren Kreis der Bildung beherrschte, den Eindruck, als ob die Zahl, welche er darstelle, doch sehr unter der von seinen Freunden angenommenen Taxe sei; und sicherlich war dies der Fall bei dem württembergischen Geschäftsträger v. Kolb, dem Papst Gregor XVI. eine schöne Kassette geschenkt hatte und der sehr offen seinen Aerger über den neuesten Weltlauf und seine Furcht vor den Folgen aussprach. Am würdigsten war damals Preußen vertreten durch den Gesandten Freiherrn von Usedom, der in dem noch nicht unser Staatseigenthum gewordenen, noch unausgebauten Palazzo Caffarelli im oberen Stockwerk hauste und von da herab auf die aufgeregte, in fortwährender Gährung befindliche, von Demonstrationen, Illuminationen, Festzügen aller Art in Athem gehaltene ewige Stadt mit weiterem Blick und größeren Zukunftsgedanken niederschaute als alle

die geängsteten Diplomaten der kleinen, an Oesterreich sich anklammernden Staaten. Herr von Usedom erwies sich gegen die ihm empfohlenen Landsleute von der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit und Gastlichkeit — es war an seinem Tische in kleiner Tafelrunde, daß ich zum erstenmal den damaligen Ministerresidenten Preußens am toskanischen Hofe, Alfred von Reumont, sah, den gelehrten Kenner des ganzen Gebietes der italienischen Geschichte, den Mann, dessen Name nur das Gefühl wärmster Dankbarkeit erwecken kann bei Allen, welche je Belehrung suchten über irgend eine Seite der historischen Verhältnisse der Halbinsel.

Zunächst aber kommt man nach Rom, um den Papst zu sehen — und wie hätte man nicht damals erregt danach verlangen sollen, wo Pio Nonos Name auf allen Lippen war — wo das Evviva Pio nono auf alle Mauern geschrieben stand, wo die Pio-Nono-Hymne das tägliche Brot aller Musikcorps war, wo Alles diesen unvergleichlichen Sommo Pontefice mit dem großen und weiten Herzen und den patriotischen Gedanken pries! Er hatte die Amnestie gegeben, die Tausende edler Männer der Heimath und dem Kreise ihrer Familie zurückgegeben — freilich auch

eine bedenkliche Menge fragwürdiger Existenzen nach Rom gebracht. Er hatte die Errichtung der Bürgerwehr verstattet. Er hatte den Censurdruck auf's Liberalste gemildert *) und dem Municipium von Rom eine neue liberale Organisation verliehen. Er hatte ganz vor Kurzem, als er die vor seinem Palast auf dem Monte Cavallo diensthuende Abtheilung der Guardia Civica sich vorstellen ließ, das alle Herzen begeisternde Wort gesprochen: „L'Italia devra risurgere!“ Er stand auf der höchsten Höhe seiner Popularität.

Einen der schönen Tage des Herbstanfangs hatte er auf seinem Landsitz von Castel Gandolfo zugebracht — um Mittag hieß es, daß er schon gegen Abend von dort zurückkehren würde. Dr. Fritsche, der immer Beflissene, kam erregt mit dieser Kunde, und wir säumten am Nach-

*) Pio Nono spottete der Censur. In einer Opernarie hatte sie bei der Aufführung die Worte: „delle harpe angeliche“ in „harpe armoniche“ verwandeln lassen. Der Papst, der gewöhnlich seine Spazierfahrten durch die Porta Angelica machte, befahl am anderen Tage auf die Frage des Stallmeisters: „Wohin?“ kaustisch lächelnd: „Per la Porta armonica.“ — Später freilich, nach der Rückkehr von Gaeta, hatte er nichts dagegen, daß in Gounods „Margaretha“ aus dem Teufel ein — Arzt und Hausfreund Fausts gemacht werden mußte.

mittage nicht, uns von ihm hinausführen zu lassen zu dem Orte, wo wir am besten des Rückkehrenden würden ansichtig werden können. Es war draußen an der Porta di San Giovanni. Hier um den hohen Obelisken des todten Aegypterkönigs Totmes IV., der anderthalbtausend Jahre vor Christus lebte, um den Palast des Laterans und den Prachtbau jener von Konstantin gegründeten Basilika, welche sich stolz omnium urbis et orbis mater caput ecclesiarum nennt, hatte sich eine unendliche Menschenfluth ergossen, die vom Quirinal an bis hierher ebenfalls alle Straßen und Plätze füllte. Von den Treppenstufen der weiten Terrasse vor der Façade des uralten Johannestempels übersah man das dichtgedrängte Volk, dieses Meer von Fußgängern, Reitern, Karossen und Wagen; in ihrer Mitte, ein Spalier bildend, die Civica, das heißt Alles, was von jungen Männern in Rom so glücklich war, ein Gewehr und ein Paar weißer Bandeliere zu besitzen. Ueber sie empor, links, stieg die Halle der Scala Santa, auf welcher Christus der Herr einst zum Palaste des Pilatus hinaufschritt. Weiter rechts und links zeigten sich die Trümmer der Römerwelt: die Bogenwölbungen der Aurelianischen Mauer, das thurmgekrönte Thor, durch

welches der Gothe Totilas in Rom einbrach und Robert Guiscard, der wilde Zerstörer, mit seinen Normannenschaaren drang — und über ihnen, weit drüben jenseits das schöne blauende Albanergebirge mit seinen Kastellen, seinen Villen. Es war unmöglich, sich der tiefsten Erregung zu erwehren auf diesem zauberhaften Fleck Erde. Dort, von der untergehenden Sonne angeglänzt, das Denkmal der ältesten menschlichen Culturentwickelung, auf seinen dunklen Porphyrseiten mit geheimnißvollen Hieroglyphen beschrieben und bedeckt, so unverständlich für uns wie der ganze Gedanke dieses Todtenlandes Mizraim; hier die immer noch fest aufrecht stehenden Reste und Ruinen aus jenen Jahrhunderten, in welchen Rom sagen konnte: „Die Welt, das bin ich!“ und drei Schritte davon die Monumente, die großen Schöpfungen des duldenden und kämpfenden und dann siegenden Christenthums, voll säulenstolzer Herrlichkeit. Und nun, nachdem von eben diesem Lateran aus die Ideen des Christenthums und der Geist einer Weltkirche die Menschen beherrscht so viele Jahrhunderte hindurch, nun der neue, Alles überdröhnende Ruf: Evviva Pio nono, das hieß: der Hohepriester, der eine neue Weltepoche beginnt, eine Aera

der Verbrüderung der Völker, eine Aera der Freiheit der Selbstbestimmung für den Einzelnen; Evviva Pio nono, das hieß: die Zukunft der mündig gewordenen Menschheit — in der That, wer hätte in dieser Stunde an diesem Platze stehen können, ohne tief erregt, ohne, vom allgemeinen Enthusiasmus fortgerissen, die Geschichte der Welt an sich herantreten zu fühlen!

Die Abenddämmerung zog herauf, das Gebirge von Albano wurde dunkler und dunkler, die fernen Wellen der Campagna überzogen sich mit ihren eigenthümlich schönen violetten Tinten; der Schein der Abendröthe verglühte auf den eben noch vergoldeten Tempelkuppeln der ewigen Stadt. Die kühle Abendluft kam mit der Malaria drohend, aber die sonst um diese Stunde so behutsamen Römer wichen nicht; sie hielten geduldig Stand und ließen sich kein Warten verdrießen. Und weshalb das Alles? Um Pio Nono zu empfangen. Kehrte er denn nach einer langen Abwesenheit heim? Oder waren die Gelegenheiten so gar selten, ihn zu sehen und ihm zuzurufen, wie man ihn liebte? O nein, keine Woche verfloß, in welcher er sich nicht bei irgend einer Gelegenheit öffentlich zeigte, und was seine Abwesenheit betraf, so hatte sie ja, wie gesagt,

kaum einen Tag gedauert — erst am frühen Morgen war er nach Castell Gandolfo gefahren. Aber die Römer, schien es, wollten ihm zeigen, wie ihre Anhänglichkeit jedem seiner Schritte folge. Darum dies unermeßliche Gedränge von Personen aus allen Ständen, von den höchsten bis zu den untersten, diese glänzenden Karossen und schäbigen Fiaker, diese malerischen bunten Gruppen von Trasteverinern, Mönchen, Soldaten, Zöglingen der Collegien in ihren rothen, violetten, schwarzen Talaren.

Man harrte lange. Ein unglücklicher Bursche in weißem Kittel war von seinem böswilligen Schicksal dazu ausersehen, unterdessen als Ablenker der Ungeduld zu dienen. Er war beim Versuche eines harmlosen kleinen Taschendiebstahls ertappt worden und beim Kragen gefaßt, und zwei Mann Guardia Civica führten ihn ab. Dieser Anblick schwellte das Herz unseres Fiakerkutschers mit patriotischem Stolze; um ihn auszuströmen, kletterte er mit bewundernswürdiger Behendigkeit von seinem Bock herab und stand nun über den Wagenschlag gelehnt, um mit einer Fluth von Worten und mit Händen und Armen seinen fremden Fahrgästen auseinanderzusetzen, wie seit der Einführung der Civica in Rom ein Unfug irgend einer

Art, ein Verbrechen gar nicht mehr möglich sei, wie ihre Wachsamkeit jede Schlechtigkeit verhindere. Ich glaube, der Mann war geneigt, alle Buß- und Heilsanstalten der heiligen Mutter Kirche für obsolet und unnütz zu erklären seit der Einführung der glorreichen Civica. Jetzt aber verkündete ein heransprengendes Dragonergeschwader das Nahen des Erwarteten. In der Ferne erhob sich tosendes Jubelgeschrei, das näher und näher schwoll. Auf einem schäumenden Braunen kam ein rosiger junger Mensch in Stallmeisteruniform mit wehendem Federbusch dahergaloppirt — die Römer kannten ihn als den steten Vorreiter und Liebling des Papstes — und nun, während die Glocken der nahen Thürme sich betäubend zu schwingen begannen, rollten ein vier- und zwei sechsspännige Reisewagen heran, in deren zweitem, von seiner Nobelgarde escortirt, der Papst saß — allein, im weißen Hausornat, aus weitgeöffneten großen braunen Augen niederschauend, unermüdlich mit leiser Handbewegung sein Volk segnend. Dies Volk aber schrie seine Evvivas mit einem wie bis zur Wuth gesteigerten Fanatismus unaufhörlich, tosend, donnernd, Glockengeläute und die Musik übertönend, schreckhaft und als ob die Sterne vom Himmel heruntergeschrieen werden sollten.

Freund Fritsche versicherte, solch ein Enthusiasmus breche in dieser uns Nordländer erschreckenden Weise immer aus, wo Pio Nono sich nur sehen lasse. Heute freilich vielleicht gesteigert um des neuesten Motuproprio willen, welches der alten Roma eine neue liberale Stadtverfassung ertheile; und dann sei es auch kund geworden, daß es innere Erlebnisse, Kämpfe mit sich selber im Herzen dieses Mannes gegeben, der ja auf dem Wege, den er eingeschlagen, des Widerstandes, der düsteren vor ihm aufgerollten Schreckbilder, der drohenden Abmahnungen genug finde. So solle das Jauchzen und der Jubel des Volkes ihn stark machen, ihn sich selber treu erhalten; es solle, eine umgekehrte Penelopearbeit, am Tage zerstören, was im Dunkel die reactionäre Camarilla spinne. Freund Fritsche drückte sich über diese nicht so parlamentarisch aus; aber er mochte recht haben: dies heftige, fast wahnsinnige Evviva Pio nono war ein ebenso heftiges: Vorwärts, vorwärts, vorwärts, heiliger Mann — oder: Evviva la morte.

Bis zu diesem Ruf war man jetzt freilich noch nicht gekommen — doch als der fascinirende überwältigende Eindruck der Scene sich verzogen, kam doch auch unabweisbar

der sorgliche Gedanke, ob der heilige Vater wohlthue, diesem leidenschaftlichen Volke gegenüber so rasch vorwärts zu gehen, ohne irgend zu verrathen, daß er den Spruch Oliver Cromwells kenne: „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!“ Mochte er auf sein Volk vertrauen, mochte er die von Gregor XVI. viel zu straff gespannten Zügel der Herrschaft schießen lassen — aber auch zusehen, aus welchem Leder denn eigentlich diese Zügel geschnitten waren, ob sie fest und haltbar im Fall eines Unglücks oder alt und morsch, und welche Mittel denn da waren, um dem bei allem Fanatismus der Begeisterung doch auch denkbaren Exceß zu wehren. Als einige Tage später die Guardia Civica mit ihrer Ausrüstung und Uniformirung fertig war, hielt sie eine Parade auf den Farnesischen Feldern bei Ponte Molle ab — zugleich mit dem päpstlichen Linienmilitär: ein Fest der Vereinigung, der Verbrüderung, der Gleichheit, wie es genannt wurde. Und als sie dann durch den Corso heimkehrte, sechzehn oder siebzehn Bataillone stark, fast alles schöne, stattliche Männer mit dunklen Augen und vollen Bärten, in einer höchst kleidsamen Uniform von Grün und Roth, vor jedem Bataillon das Musikcorps mit den Klängen der Pio-Nono-

Hymne — da zeigte der Augenschein, daß die päpstliche Armee ein bedrohliches Element neben sich erhalten und daß Pio Nono wohlthun würde, die landesväterlichen Blicke auch auf sie zu werfen, die bei Organisatoren wie Oberst Klitsche, Marquis de la Grange sich in bedenklichen Händen befinden mochte.

Verstärkt kam mir dieser Gedanke, als ich bald nachher in den Kreis einer merkwürdigen Frau gerieth, bei welcher Professor Orioli mich einführte, einer Fürstin Christine Belgiojoso.

Ich erinnere mich nicht mehr, wem ich die Einführung bei der berühmtesten aller politischen Frauen jener Zeit verdanke; ich glaube, dem würdigen Professor Orioli, vielleicht auch dem überall heimischen kleinen Manne, dem Geheimrath Neugebaur — ich sehe eben sehr lebhaft seine Gestalt vor mir, wie er im Salon der Fürstin Belgiojoso in der Sophaecke vor dem Kamin sitzt, die ganze Brust mit zusammengeklepperten Orden bedeckt und ein über alle Beschreibung schauderhaftes Französisch radebrechend, welches mir das angenehme Bewußtsein giebt, daß sich, daneben gehalten, das meine doch als leidlich und erträglich ausnehmen müsse, wenn ich sonst auch allen Grund hatte,

bescheiden darüber zu denken. Unsereins bleibt eben in den neueren Sprachen meist ungewandt. Unsere gelehrten Schulen geben sie uns nicht; die Stunden aber, welche wir hätten benutzen mögen, durch eigenen Fleiß diese wichtigste Aussteuer für das Leben zu gewinnen, rauben sie uns, um uns die Gehirnkräfte und die Kopfnerven mit sphärischer Trigonometrie und Kegelschnittberechnungen zu schwächen, wenn uns auch dafür die gütige Mutter Natur jegliches Begriffsvermögen versagt hat; oder sie sorgen durch andere „Ueberbürdungen“ dafür, daß einem wissensdurstigen jungen Menschen schon der Muthwille freiwilliger privater Bildungsbestrebungen vergeht.

Die Fürstin Christine Barbian-Belgiojoso lebte nach friedlichem Uebereinkommen von ihren Manne getrennt; sie besaß eine Tochter, ein Kind von zehn Jahren damals — sie selbst mochte den Vierzigen nahe stehen und war eine noch immer schöne Frau, mittlerer Größe, schlank, dunkel, mit einem olivengelben Teint, einem Kopf, der fast mehr den Typus der Französin als den der Italienerin zeigte. In ihrem Wesen war sie von der einfachsten Natürlichkeit; es war wenig von aristokratischer Abgemessenheit darin, wie man sie überhaupt selten bei dem hohen

Adel Italiens findet, wo der Kastendünkel etwas Unbekanntes ist. Die vornehme Dame, die sich doch bewußt war, die Erbin des Namens und Ruhmes des Hauses Trivulzio zu sein, eines der erlauchtesten Oberitaliens, vertrug sich in der Fürstin mit einem offenbaren Ansatz von Viragothum in ihren Allüren.

Auch lebte sie auf sehr einfachem Fuße; ich habe als ihre Umgebung nur eine Bonne in irgend einem phantastischen, sehr reichen Nationalcostüm und einen jungen, auffallend schönen Mann, ihren Secretär, gesehen, für den sie eine große Güte und Besorgtheit an den Tag legte, was der Aermste seinem Zustande verdanken mochte, denn er war wachsbleich und offenbar schwindsüchtig.

Die Fürstin war seit Jahren in lebhafter politischer Thätigkeit gewesen; sie hatte in Paris gelebt, einen Salon gehalten, publicistisch gewirkt — und jetzt war sie mit hochgeschwellten Hoffnungen für die Befreiung Italiens von dem ganzen Elend seiner Zustände und seiner Zerklüftung nach Rom gekommen. In dem Idealtraum Giobertis von einem päpstlichen Primat als politischem Bande Italiens und oberstem Schiedsrichterthum der Culturwelt hatte sie nie etwas anderes freilich als eine katholisch-liberale Ideo-

logie gesehen; ihre nächsten Hoffnungen mußten sich an Piemont knüpfen; und ihr politisches Princip war, man müsse sehen, durch wen dem Vaterlande am Ende das Heil gebracht werden würde: ob durch die Monarchie, ob durch die eigne Anstrengung des republikanisch sich constituirenden Volkes; man müsse sich halten an den, dem der große Wurf gelinge.

Ueber die geographische Lage meines Vaterlandes Westfalen hatte die Fürstin natürlich nur höchst verschwommene und nebelhafte Vorstellungen — daß sie überhaupt welche davon hatte, war nur dem Umstande zu verdanken, daß, wie sie sehr gut wußte, Jerome Bonoparte König davon gewesen. Sie hatte ihn nämlich persönlich gekannt in der Zeit, wo er in Rom in dem Palast an der Piazza di Venetia residirt, und sie erzählte ausführlich von ihm. Er müsse nach dem Zusammenbruch seiner königlichen Herrlichkeit noch immer wohl dotirt geblieben sein und habe, obwohl er als Privatmann gelebt, doch das königliche Bewußtsein nicht verloren und sich mit einem Rest von Hofetikette umgeben. Wenn er eine Gesellschaft zum Diner eingeladen gehabt, habe er z. B. nie einer Dame den Arm geboten, und kein Herr habe den

seinen der Exkönigin bieten dürfen. Als sie, die Fürstin, eines Tages zum Diner zu ihm geladen gewesen, habe sie zu ihrer Ueberraschung, gleich nachdem die Thüren zum Speisesaal sich geöffnet, den Exkönig, die Hände auf dem Rücken, sich hineinstürzen sehen, um als der Erste und allein einzutreten, und gerade so habe es nach ihm die Exkönigin gemacht. — Nach dem Tode der letzteren hatte er Rom verlassen und sich in Florenz angesiedelt, wo seit Jahren sein Bruder Louis lebte, und dort hatte er einer Dame aus einer vornehmen Toskaner Familie ein zärtliches Interesse eingeflößt, das diese bewog, dem edelmüthigen Gedanken zu folgen, ihr Leben der Verschönerung des Daseins eines Mitgliedes des Hauses Bonaparte zu widmen. Treu dieser übernommenen Mission hatte die Marchesa *** seitdem den König Jerome auf allen seinen Wanderungen begleitet und vorlängst in Paris die Honneurs seines Salons gemacht.

Später, wo der entthronte Souverän Gouverneur der Invaliden ward, hat dieses Verhältniß abgebrochen werden müssen, obwohl das ihm anvertraute Corps in einem Alter stand, das es über die Gefahr der Ansteckung durch solch böses Beispiel hinwegbringen mußte.

Die Fürstin Belgiojoso war überhaupt mit den Schicksalen der Napoleoniden sehr vertraut und sprach, auf sie hingelenkt, öfter ausführlich von ihnen. In Rom spielte damals der älteste Sohn von Lucian Bonaparte, der Prinz von Canino, als vorgeschrittener Liberaler eine Rolle.

Die Fürstin, die in Rom in einem Palazzo in der Via della Croce unserer Wohnung gegenüber ein bescheidenes Appartemento bezogen hatte, erhielt dort eines Abends eine Huldigung durch einen großen Volksaufzug, eine jener Demonstrationen, wie sie damals an der Tagesordnung waren, und wurde dabei als die Heroine Italiens gefeiert. Sie hielt auch Reden bei ihr gegebenen Festen oder auch sogar in einem Café, das als Sammelplatz der vorgeschrittenen Partei diente. Aber sie blieb nicht lange in Rom. Als es im Winter in Sicilien zu einem Ausbruch kam, in Calabrien, in Neapel selbst zu gähren begann und jene Bewegung anbrach, welche im Anfang des Februars 1848 den Bourbonenkönig zur Ertheilung und feierlichen Beschwörung einer Constitution zwang, war die Fürstin Belgiojoso aus Rom verschwunden und hatte sich nach Neapel begeben. In Neapel auch, in

ihrer Wohnung auf der Chiaja, habe ich sie zum letztenmal gesehen; ich fand sie umgeben von einem ganzen Generalstab von meist jüngeren Männern — Männer, die damals völlig meiner Beachtung entgingen und unter denen sicherlich viele waren, die in den stürmischen Bewegungen der kommenden Tage sich einen berühmten Namen gemacht haben.

Als dann im April 1848 der Krieg zwischen Piemont und Oesterreich ausbrach und Carlo Alberto in die Lombardei rückte, hat die Fürstin ganz auf ihre eigenen Kosten ein Freicorps zur Unterstützung der vaterländischen Sache ausgerüstet. Sie hatte schon in ihrem früheren Leben die größten Opfer dafür gebracht, Zeitungen gegründet, in der französischen Presse gewirkt, Unterstützungen für politische Flüchtlinge gewährt — auch vieles geschrieben; unter anderen einen — „Essai sur la formation du dogme catholique.“ — Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges sah sie sich ihrer Güter beraubt und lebte nun in Paris; dann war sie im Frühjahr 1849 in Florenz, in Rom, als dieses zur Republik erklärt worden war, und nach dem Sturz der kurzen Herrlichkeit wandte sie sich nach dem Orient,

wo sie als Zufluchtsort eine kleine Stadt in Kleinasien erwählte.

Während dieser stürmischen Tage, vornehmlich in den ersten Monaten von 1849, schrieb die Fürstin mir von Zeit zu Zeit umfangreiche Briefe — es mochte ihr daran gelegen sein, ein großes Organ in Deutschland wie die Kölnische Zeitung von ihrem politischen Standpunkt aus über den Gang der Ereignisse unterrichtet zu wissen. Sie enthielten unter anderem interessante Umrisse zur Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten, diese flüchtig, aber immer geistreich, oft sarkastisch geschriebenen Briefe — z. B. des ihr verhaßten „Prinz-Präsidenten" und seines Anhangs; Mazzinis, in welchem sie einen völlig unpraktischen Menschen erblickte, der in seiner Stellung an der Spitze der römischen Republik völlig den Kopf verloren habe; und des Padre Ventura, an dem sie den glühenden Patriotismus hervorhob. Ich will hier, aus ihrem Französisch übertragen, ihren Brief über Ventura zum Gedächtniß des mir unvergeßlichen Mannes folgen lassen:

„Ventura wurde im Jahre 1789 in Sicilien geboren und ist früh in die Gesellschaft der Theatiner eingetreten,

einen Orden, der sich vorzugsweise dem Predigen und also auch dem Studium widmet. Die leidenschaftliche Natur des sicilianischen Mönches konnte sich also ein Genüge thun, indem er sich der Kanzel bemächtigte, aus der er eine Bühne machte, auf welcher er die stürmischen Gefühle die in ihm gährten, den hochherzigen christlichen und patriotischen Schwung, von dem er erfüllt war, ausströmen ließ. Der ganze Unterschied zwischen Prediger und Prediger besteht darin, daß der eine in Wirklichkeit hingerissen ist und daß der andere sich stellt, als sei er es. Der erstere wird leidenschaftlich, weil das, was er vorbringt, weil sein Gegenstand es rechtfertigt; der andere entwickelt seine Leidenschaft bei allem und jedem, wie man sagt: à tort et à travers. Die erste Kategorie ist nicht sehr zahlreich, und Diejenigen, welche ihr angehören, erwerben sich bald eine gewisse Berühmtheit. Dies war, was sofort auch dem Pater Ventura zu theil wurde. Der Wohlklang seines Organs, der anziehende Ausdruck seiner regelmäßig geschnittenen Züge unterstützten die Wirkung seines Talentes, seiner echten Empfindung, seiner Intelligenz. Ventura begnügte sich jedoch nicht mit dem Ruhme des Predigers; er schrieb mehrere Werke, worunter

das bedeutendste den Titel „De methodo philosophandi" trägt.

„Herr von Lamennais ist das Haupt einer Schule gewesen, die man die katholisch-liberale nennen könnte. Aber nachdem er auf's Heftigste den engen Bund oder besser die Solidarität, des Katholicismus und der Freiheit vertheidigt hatte, kamen ihm die schärfsten Verweise aus Rom zu. Lamennais wollte sich dawider auflehnen; er wanderte selbst nach Rom, um dem Papst klar zu machen, daß seine Doctrin die einzige sei, worin die Rettung der Kirche liege. Damit brachte er es denn glücklich dahin, daß der Papst ihn absetzte und ihm die Ausübung priesterlicher Functionen untersagte. Von da an verzichtete Lamennais auf sein System der Versöhnung zwischen Kirche und Freiheit, das niemand einleuchten wollte. Er erblickte nun in dem Katholicismus oder wenigstens seinen Anhängern die unverbesserlichen Feinde der menschlichen Freiheitsentwickelung; damit war er fertig mit ihnen und sah ihr Ende voraus; sich kühn auf die Seite der Freiheit stellend, wurde er nun von den Katholiken Apostat, Renegat, Ketzer u. s. w. geschmäht.

„Nachdem die katholisch-liberale Schule mit ihm ihr

Haupt verloren, entwickelte sie sich dennoch mächtig weiter. Mehr als ein junger Priester warf sich zum Apostel der Religion und der Freiheit auf, und der Abbé Gioberti verirrte sich bis zu der Behauptung, der Papst sei vorherbestimmt, den Triumph der Freiheit zuerst in Italien und sodann in der übrigen Welt durchzuführen. Man weiß heute, welches Vertrauen die Glaubensbekenntnisse des Abbé Gioberti verdienen. Vor drei Monaten entschuldigte er sich wegen seiner Parteinahme für den Papst, indem er sie seinem Verlangen zuschrieb, sich damit dem italienischen Volke theuer zu machen, und vor vierzehn Tage verleugnete er das Princip der Volkssouveränetät und wollte mit piemontesischen Waffen Leopold von Toskana und Pio Nono wieder auf den Thron gesetzt wissen. So hat auch dies Haupt des katholischen Liberalismus noch schmählicher als das erste ausgespielt.*)

„Nur das letzte Mitglied dieses Triumvirats steht noch aufrecht in der Achtung der Zeitgenossen — wenn

*) Gioberti hat doch bekanntlich später noch als Kammerpräsident in Turin, als Ministerpräsident, als Gesandter eine Rolle gespielt bis zu seinem Tode 1852, und das Urtheil der Fürstin über ihn ist wohl das der Tagesstimmung und — der Fürstin Belgiojoso.

auch die Gunst, deren Ventura früher bei dem heiligen Vater genoß, bedeutend erschüttert ist. Auch er war in den Strom der liberalen Ideen gerathen, aber die Art und Weise, wie er es unternahm, diese letzteren mit den kirchlichen und päpstlichen Doctrinen zu versöhnen, ließ ihm eine Zeit lang alle Herzen im Vatican zuschlagen. Die Sache ist die, daß Pater Ventura die italienische Freiheit gründen wollte und sicherstellen durch die erweiterte Macht der Kirche — ein Weg, den die Häupter des Priesterthums außerordentlich bereit waren einzuschlagen, auch wenn er am Ende zum entgegengesetzten Extrem geführt hätte. Padre Ventura argumentirte so: Die Freiheit, die Gleichheit u. s. w. sind ausdrücklich durch das Evangelium vorgeschrieben. Des Evangeliums ausschließliche, unfehlbare Deuterin ist die römisch-katholische Kirche. Also damit die im Evangelium ausgesprochenen Principien zu ihrer vollen und ungehinderten Entwickelung gelangen, muß die Kirche eine ungeheuer erweiterte Macht bekommen. Nach diesem System arbeitete Pater Ventura nun für die Machterweiterung der Kirche, und der Constitutionsentwurf, welchen er wiederholt Pio Nono vorlegte, ging zunächst darauf aus, aus dem Cardinalscollegium eine Art Parlament

nach dem Einkammersystem zu bilden und zu verhindern, daß die Presse die halb klerikalen, halb weltlichen Einrichtungen angreife, welche er einführen wollte. Man begreift, daß, ohne die Rathschläge Pater Venturas anzunehmen, Pio Nono ihm von Herzen für seine guten Absichten Dank wußte. Was diesen aber hinderte, sich ihm völlig hinzugeben, war der Eifer, womit der Theatinermönch die Unabhängigkeit Siciliens vertheidigte, den Krieg gegen die Oesterreicher predigte und in Ekstase gerieth beim bloßen Klang des Wortes: Freiheit. Auf der anderen Seite waren es diese Gefühle, die trotz seiner Constitution ihn der demokratischen Partei theuer machten. Diese Situation verlängerte sich, bis der Bruch Pio Nonos mit seinem Volke, mit der italienischen Unabhängigkeit und mit der Freiheit erfolgte. In die Alternativen gedrängt, zu wählen zwischen seinen zwei früheren Idolen, und schmerzlich belehrt, daß er nicht mehr beiden zugleich werde opfern können, entschied er sich für die Freiheit und das Vaterland und scheute sich nicht, seinen Tadel auf Pio Nono zu werfen. Die Ultra-Katholiken dagegen werfen heute den Stein auf ihn, während ihn die Einsichtigen und Klarschauenden erst jetzt zu einem der Ihrigen zählen.

„Von den drei Priestern, welche ein Bündniß zwischen dem Katholicismus und der Freiheit herstellen wollten, haben die zwei, die ernsten Willens ihr Ziel verfolgten, mit dem römischen Katholicismus gebrochen und sind dem Freiheitsgedanken treu geblieben. Der dritte, der sich nicht scheute, die Politik und die Opportunität als das, was ihm seine katholisch-liberalen Ideen eingegeben, anzurufen, hat in dem Augenblick, wo er wie die anderen sich entscheiden mußte, die Vertheidigung der Freiheit im Stich gelassen und ist in's päpstliche Heerlager übergegangen. Ehre dem Pater Ventura, der zu den zwei ersten gehört!"

Die Fürstin lebte in dürftigsten Verhältnissen in ihrem Zufluchtsort in der Nähe von Smyrna, bis sie die Aufhebung der Beschlagnahme ihrer Güter erlangte und nun, im Jahr 1856, in ihr Vaterland zurückkehrte. Im Jahre 1871 ist sie, dreiundsechzig Jahre alt, gestorben. Und heute, nach all diesem rastlosen, aufreibenden, ununterbrochenen Mühen, Streben und Treiben ihres Viragothums, ist doch der schönste Ruhm, der ihr geblieben, ein echt weiblicher — der ihrer Freundschaft für den unglücklichen Augustin Thierry, dem sie früher jahrelang die aufopferungsvollste Pflegerin gewesen war.

Unterdeß — während ich den Zauber der römischen Tage auf mich wirken ließ oder mich in der politischen Welt zu orientiren suchte — hatte Pio Nono durch ein motu proprio einen neuen Anlaß zum Jubel gegeben. Er hatte sich entschlossen, einen bedeutenden Schritt weiter auf seinem Wege zu thun, und wenn man bedenkt, auf wie viel Hemmnisse er dabei gestoßen sein mag von Seiten der ihm Widerstand leistenden Elemente im Vatican, der Wortführer der alten Anschauungen und ganz besonders der ausländischen und inländischen Diplomaten, so mußte man den Muth bewundern, womit er die große und für seinen Staat nach dessen ganzer Natur so verwickelte Frage nach einer Constitution frischweg durch eine That zu lösen wagte. Es war zwar nicht die Constitution Padre Venturas mit einer einzigen, einer Cardinalskammer, die er einem Volke verlieh, es war eine andere, deren Kernpunkt in der Einführung eines repräsentativen Körpers unter dem Namen Consulta di Stato lag. Also eines Staatsrathes, aber eines gewählten, eines aus der Wahl der Municipien, der Gemeinden hervorgegangenen, der die Regierung durch seinen Beirath unterstützen sollte. Damit war nun allerdings nach unseren Begriffen wenig,

nach den damaligen Verhältnissen viel gegeben — im Staat der Kirche, worin ja Pio Nono nicht allein Herr war, sondern das Cardinalscollegium sich als Mittheilhaber der Souveränetät betrachtete und jeder Beeinträchtigung derselben widerstrebte. Daher der Enthusiasmus der Römer über diese Errungenschaft, in den sich bei den politischen Köpfen, den fortgeschrittenen Liberalen wohl auch die Zuversicht mischte, daß aus solch einem Keime einer constitutionellen Institution mit der Zeit Größeres und Weitergreifendes sich schon entwickeln lassen werde. So brach denn an dem Tage, an dem das motu proprio verkündet worden, am 15. October, in der Siebenhügelstadt der ungemessenste Jubel aus. Auf dem venetianischen Platze, dem düsteren Palastkoloß der österreichischen Botschaft gegenüber, sah ich die Civicawache ihre kriegerische Rüstung beiseite legen und Kränze und Blumenkronen um den neuen Maueranschlag anbringen. Der Corso, die Cafés, das Café de' belle Arti und das Café nuovo, die liberalen Hauptquartiere, waren voll erregter Menschen, und am Abend war ganz Rom illuminirt — zu Illuminationen war man immer vorbereitet und gerüstet, denn jeder Tag konnte zum Festtag werden. Von

der Piazza del Popolo her aber zog ein ungeheurer Fackelzug heran, gewiß mehrere Tausend Fackeln, denn der ganze eine Miglie lange Corso wurde nach und nach von dem Zuge eingenommen. Ueber diesem schwebten weiße Banner mit Inschriften, und die zum Nationallied gewordene Hymne auf Pius, von nicht endenden Evvivarufen durchschmettert, erfüllte die enge Corsoschlucht mit ihren energischen Noten und Klängen, immer neu wiederholt von neu sich folgenden Musikchören. Dann wälzte sich die Fluth den Monte Cavallo hinan, und die Kolosse der Rossebändiger, die Phidias und Praxiteles geschaffen haben sollen, glühten dunkelroth im Flammenschein auf, während über dem hochwirbelnden Qualm der Pechbrände, der wie ein Opferrauch aufstieg, eine Wetterwolke den Himmel über dem Quirinal mit harmlosen Blitzen durchschnitt — die Blitze des Vaticans waren ein friedliches Wetterleuchten über dem Hause Pius IX. geworden.

Die Römer sind erfinderisch in Allem, was Schmuck, Zier, Schaustellung und künstlerische Anordnung ist! Sie wissen auch die Einförmigkeit des Hergebrachten bei solchen Festzügen und herkömmlichen Freudendemonstrationen durch Abwechselung und neue Wendungen zu vermeiden. So

senkten diesmal Alle ihre Fackeln tief auf den Boden; der weite Platz wurde wieder dunkel, fast wie er gewesen, aber die dichtgedrängte schwarze Menschenmasse schien auf einem Feuermeer zu schwimmen, auf einer aufglühenden Lavafluth zu schweben. Unterdessen tönten Hymne, Musik, Rufen fort, unermüdlich, immer gleich stürmisch und brausend, obwohl es lange, lange währte, bis das Nahen des Papstes sich ankündigte und: Ecco il Papa! überall über den Platz erscholl. Es war ein mattes aufdämmerndes Leuchten in den Scheiben der letzten entferntesten Fenster einer langen Reihe; das Licht glitt immer näher, wurde leuchtender, blitzte in einem Fenster nach dem anderen auf, man unterschied weiße Wachsfackeln, erkannte die Gestalten langsam wandelnder Bussolanten und Prälaten; endlich flogen die hohen Flügel der Balconthür über dem Palastthore auf. Das Gefolge des Papstes gruppirte sich zur Rechten und Linken auf dem Balcon, dessen Ballustrade mit Decken von Purpursammet überhangen war, und jetzt erschien die weiße Papstgestalt inmitten dieses Bildes. In diesem Augenblicke aber, wie im Nu, hoben auf dem Platze unten alle die tausend Fackeln sich empor und ergossen ihre Gluth über das Bild, über die ganze wunderbare Scenerie,

die es umgab. Es war ein völlig überraschender magischer Effect. Der weiße Papst da oben aber hob beide Arme mit wunderbarer Würde und Anmuth zum Nachthimmel auf; ein furchtbares Jubelgeschrei hatte sein erstes Erscheinen begrüßt, jetzt folgte eine Todtenstille; leise Töne zitterten über die Menge hin und schwollen an — der Papst sang mit seiner schönen sonoren Stimme den Segensspruch über sein Volk, und dies weltlich erregte, zu einer politischen Demonstration zusammengeströmmte, nur davon erfüllte Volk lag auf den Knieen und beugte das Haupt wie ein Mann. Es war eine ergreifende Scene, es hatte etwas überaus Edles und Würdevolles, wie die ganz persönliche Huldigung und Verherrlichung, die man der Person darbrachte, von der Person abgelehnt und auf das Hohepriesterthum übertragen wurde.

Ich schritt tief bewegt und gedankenvoll durch die vollgedrängten erleuchteten Straßen heim. Ich war damals so voll noch vom jugendlichen Optimismus, daß ich an Dauer und Bestand glauben konnte für dies ganz ideale Verhältniß zwischen einem erleuchteten, mit kühnem Wagemuth sein Volk schrittweise der Freiheit und der Selbstregierung entgegenführenden Herrscher und seinem

für ihn schwärmenden, in Dankbarkeit erglühenden Volke: an Dauer und Bestand nicht allein, sondern auch an die nachziehende zwingende Gewalt, welche es auf die anderen italienischen und dann die ferner liegenden Staaten üben müsse, bis für Italien, für Deutschland eine erträgliche Ordnung der Dinge herbeigeführt sei. Wie anders stellt das Bild sich heute dar! Nun ja, ein wenig längere Dauer hätte es schon gehabt, wenn nicht der Sturm der Februarrevolution so plötzlich gekommen wäre, um alle Lampen der Pio Nono-Illuminationen auszublasen. Aber gründlich war dem Kirchenstaat, war Italien durch Pio Nonos Idealismus nicht zu helfen. Gründlich wäre nur zu helfen gewesen, wenn dieser Papst verwegen genug gewesen wäre, wieder anzuknüpfen an die Ideen Alexanders VI. Borgias; wenn er, was dieser ausführen zu können erstrebte: aus dem Papstthum eine Privatpfründe der Borgias zu machen, den Kirchenstaat zu säcularisiren, die Macht dieses Staates aber so zu erweitern, um alle Fremden aus Italien werfen und es unter einem Haupte einigen zu können — wenn er diese Ideen wieder aufzunehmen und sie durchzuführen verwegen genug gewesen wäre. Pio Nono hätte das in diesem Augenblicke vermocht.

Alexander Borgia vermochte es nicht, weil das Werkzeug, dessen er sich dabei bediente, sein Sohn Cesare, trotz aller Verruchtheit und Schlechtigkeit sich doch als zu schwach erwies. Pio Nonos Werkzeug, sein Mittel wäre seine Popularität gewesen, und diese war damals allmächtig; er hätte Alles damit fort- und sich nachgerissen. Ganz so leicht, wie später Garibaldi den Bourbonenthron in Neapel umriß. Aber zu solch einer rücksichtslosen Hingabe an die Revolution — für einen Priester, einen Papst — welche dämonische Natur, welche nichtsachtende eiserne Willenskraft wäre dazu nöthig gewesen! Es zeugt doch wohl nichts mehr für den ethischen Fortschritt der Menschheit, als die völlige Unmöglichkeit, einem Priester unseres Jahrhunderts einen Gedanken unterzuschieben, der wohl noch anderen Päpsten der Renaissance als blos Alexander VI. ein ganz gesunder scheinen mochte. Und wie fern er Pio Nono lag! Man versicherte, er hasse nichts so sehr, als sich sagen lassen zu müssen, seine lediglich für seine Staaten berechnete Politik übe Einfluß auf die Nachbarstaaten, auf ganz Italien aus. Er wolle nichts sein als ein Vater seiner Unterthanen und priesterlicher Hirt seiner Heerde — niemand könne weiter davon entfernt sein,

politische Pläne zu verfolgen, als er. Daß aber in anderen Köpfen derartige Ideen aufgetaucht waren, drückte ein radikaler Römer aus, den ich den Vorschlag machen hörte, den Bruder des Papstes, den Grafen Mastai, kommen zu lassen, damit er die weltliche Herrschaft übernehme und für die weitere Entwickelung der Dinge sorge. — Aber sicherlich, wenn Pio Nono kein Alexander VI. war — der Graf Mastai-Ferretti aus Sinigaglia wäre noch weniger ein Cäsar Borgia gewesen!

Nach und nach machte sich der Herbst fühlbar, es kamen graue und Regentage, und Freund Fritsche, der immer gefällige, sorgte für einen Vorrath aus Ciceronacchios, des Capo-Popolo, Brennholzlager, um eine angenehme und freundliche, aber wenig wärmende Flamme in dem möglichst unpraktisch construirten Kamin zu entzünden. Um diese sammelten sich dann in den Abendstunden bei uns manche der neugewonnenen Bekannten. So mein guter münsterischer Landsmann, der Bildhauer Wilhelm Achtermann, eine höchst charateristische Gestalt von hohem Wuchs und mit einem Typus des Gesichts, der an Michel Angelo erinnerte — ein Mann, von dem man nicht wußte, ist er mehr Bauer oder Künstler oder

mehr Kapuziner. Ich verstehe unter Bauer etwas sehr Ehrenwerthes; Achtermann war es gewesen, Großknecht auf einem Bauerhof, Schreinergesell, hatte sich dann, schon in den Dreißigen stehend, auf bewundernswürdige Weise mit echt westfälischer Zähigkeit durchgeschlagen, um seinem Kunsttrieb nachgehen zu können, war dabei in dieser gottverlorenen Welt immer frommer, immer wundergläubiger geworden — nach jenem „Werdet fromm wie die Tauben und klug wie die Schlangen!" — und hatte es nun dahin gebracht, daß er nach so viel Schicksalswechseln hier in Rom seine großen Mamorgruppen aushauen konnte, dem Gebiete der religiösen Kunst — da er keine andere gelten ließ — angehörende Arbeiten, deren Composition und Ausführung gleiche Anerkennung fanden. Ein Kapuziner war er aber auch durch und durch; er konnte die unglaublichsten Wundergeschichten, die seinen Lebenspfad umgeben, mit einem mystischen Beichtstuhlflüsterton vortragen. Und ich glaube, er war stolzer darauf, daß man ihn in den Vorstand einer deutschen Kirchhof-Fraternität aufgenommen hatte als auf seine schöngelungene marmorne Pieta für den Dom zu Münster.

Ganz ohne einen Hang zum Mysticismus war auch

ein anderer zuweilen erscheinender Gast nicht, nämlich der brave, sinnige Professor Fr. Orioli — der sinnigste aller Italiener, die ich habe kennen gelernt. Ehemals Professor der Philosophie in Bologna, hatte er als politischer Flüchtling lange in Paris gelebt, war dann als Lehrer in Corfu thätig gewesen und gehörte jetzt, durch Pio Nonos Thronbesteigung zurückgeführt, zu den Mitarbeitern der „Bilancia", eines Journals der gemäßigten Mitte — der Moderados, auf welche in stürmischen Tagen Niemand zu hören pflegt. Dies Schicksal hatte denn auch den liebenswürdigen, herzensguten Mann getroffen, und es verdüsterte ihm seine Tage; er überließ sich dunklen Vorahnungen und Kassandra-Weissagungen. Zu seinen gelehrten Forschungen gehörten auch die über den thierischen Magnetismus, dessen Geschichte er bis in das graue Alterthum hinein verfolgt hatte; er hatte sogar die denkwürdige Thatsache an's Licht gezogen, daß man schon im alten Karthago Somnambüle gekannt. Ein Mann, hatte er bei einem alten Autor gefunden, war in Karthago als Zauberer vor Gericht gestellt worden, weil er durch Geheimmittel und Manipulationen ein junges Mädchen in einen Zustand versetzt hatte, der nach den Angaben des Autors offenbar ein somnambüler

gewesen war, wie denn auch jene Manipulationen ganz dem entsprochen zu haben schienen, was wir als die gewöhnlichen Proceduren beim Magnetisiren kennen. Interessant waren auch Oriolis Beobachtungen und Mittheilungen über ein Gebiet, welches wir dem Südländer fremd wähnen, als ob das Sonnenleben der glücklichen Kinder des Südens alle nebelgeborenen Wahnvorstellungen des Nordländers ausschlösse. Im Widerspruch damit erzählte Orioli von mannigfachen Phänomenen, von Visionen, Ahnungen und mystischen Vorgängen, deren Schauplatz Italien war, und betheuerte, mancherlei Thatsachen derart aus eigener Erfahrung zu haben. Gespannt hörte er auch auf das, was ich ihm von dem wunderlichen System meines lieben alten Freundes Justinus Kerner mittheilen konnte.

Orioli hatte mich auch bei Massimo d'Azeglio eingeführt, der sich damals in Rom aufhielt und sehr bescheiden vier Treppen hoch in einem Hause am Ende der Via degli Convertiti wohnte, in Mußestunden, welche ihm die Politik frei ließ, als tüchtiger Landschaftsmaler beschäftigt. Er hatte kurz vorher eine Lettera al Professore Orioli herausgegeben, dessen Anschauungen er nahe stand,

und sich darin apologetisch für Pio Nono über dessen neues Censurgesetz ausgelassen. Das hatte in diesem Augenblicke seine Popularität nicht eben vergrößert — überhaupt ahnte man damals noch nicht, zu welcher großen politischen Wirksamkeit das Schicksal diesen so anspruchslos sich gebenden Schriftsteller und Maler bestimmt hatte. Azeglios Persönlichkeit hatte etwas in hohem Grade Gewinnendes; er war eine hohe, schlanke Gestalt von vornehmer Haltung, hatte große blaue Augen mit einem Ausdruck freundlicher Milde, und seine ganze Erscheinung hatte einen deutschen Typus. Auch gehörte ja Azeglio einem alten Geschlecht Piemonts an, das wie die Lombardei vielfach deutsches Blut in sich aufgenommen hat und einen stärkeren, größeren Menschenschlag, als der eigentliche italienische ist, besitzt. Gerieth doch auch König Victor Amadeus II. jedesmal in hellen Aerger, wenn man in seiner Gegenwart Piemont zu Italien zählte. Der Marchese Azeglio war durch seine schriftstellerische Thätigkeit, seine politischen und gesellschaftlichen Beziehungen, seine Malerei außerordentlich in Anspruch genommen — Besuche machte er in früher Morgenstunde — ich habe deshalb ihn nur von Zeit zu Zeit gesehen, zuletzt, in der

Volksfluth mit ihm zusammengedrängt, auf der Piazza di Venetia, als in den Märztagen des folgenden Jahres, nach dem Einlaufen der Nachricht von dem Sturz Metternichs in Wien, das Volk dort vom Palaste der österreichischen Botschaft die kaiserlichen Wappen niederriß. — Azeglio hatte mir mehrere seiner Schriften geschenkt, und später, in der Erinnerung an diese persönlichen Beziehungen und erfüllt von dem Parallelismus und der Analogie, die zwischen den Missionen Preußens in Deutschland und Piemonts in Italien herrschten, dedicirte ich ihm, der unterdessen Ministerpräsident geworden, einen meiner Romane; er antwortete darauf:

Monsieur,

J'ai reçu les deux Volumes en tête desquels vous avez bien voulu écrire mon nom; aussi que la lettre bienveillante qui me les annonçait, et je vous en rémercie sincèrement. Lorsque j'eus l'honneur de vous voir à Rome je ne m'attendais guère, ni vous non plus, à me voir un jour Ministre, du peintre changé en Président du Conseil! Cela peint notre époque d'un trait. Comme je me suis opposé de toutes mes forces à cette étrange méta-

morphose et que je ne l'ai subie qu'à mon corps défendant, j'en ai la conscience en repos; et si la bonne opinion que vous voulez bien avoir de moi tenait un peu de l'illusion, si je ne pouvais pas justifier vos bienveilleux jugements à mon sujet, il serait juste de dire qu'on m'a forcé de faire un métier qui n'était pas le mien. Après cela je vous dirai que dans la politique actuelle, le plus important — et ce qui est plus rare malheureusement — est à mon avis: 1) la loyauté; 2) le désinteressement. Avec ses deux qualités je crois qu'on finit toujours par marcher, si on n'est pas absolument un idiot. Et sur ces deus qualités — je laisse de côté toute modestie — je me crois ferré. Ainsi marchons et Dieu féra le reste.

Je voudrais pouvoir vous parler de votre ouvrage et surtout en apprécier les beautés; mais je dois humblement avouer mon ignorance de votre belle langue. Agréez, Monsieur, avec mes sincères remercîments l'assurance de ma haute considération.

Turin, 13 Août 1851.

Azeglio.

Ehe ich fortfahre, solcher persönlichen Berührungen zu gedenken, muß ich von einem neuen Jubeltag erzählen, der über Rom unterdeß heraufgestiegen war — dem 15. November 1847, an welchem die feierliche Inauguration der von Pius IX. in's Leben gerufenen Consulta stattfand. Diese Consulta war eigentlich nichts als ein berathender Körper, dessen Mitglieder der Papst ernannt hatte — jedoch aus Listen von je drei Candidaten, welche die Provinzialräthe aufgestellt hatten, nach Urlisten von wieder je drei Candidaten, welche ihnen von den Communalräthen der Provinzen eingereicht waren. Im Ganzen waren ihrer vierundzwanzig; dazu kam ein Cardinal als Präsident, ein Prälat als Vicepräsident. Damit war denn eigentlich herzlich wenig gegeben, die Wahlen waren aber dennoch meist auf populäre Männer gefallen — eines großen Jubels bedurfte man auch wieder nach einigen still verflossenen Tagen, und so war denn Rom am fünfzehnten wieder im festlichsten Schwunge; man sah in der Consulta, was man darin sehen wollte: den ersten Stein zum Gebäude einer Constitution. Dagegen zwar legte Pius IX. entschieden und ernst Protest ein in der Rede, welche er den um neun Uhr morgens im Quirinal

zur Audienz um ihn versammelten Consultatoren hielt, einer Rede, in welcher durch die ernste Warnung vor zu stürmischem Weiterdrängen schon etwas klang von einer Ahnung jenes:

Die ich rief, die Geister,
Werd ich nicht mehr los.

Aber das Volk vernahm diese Rede nicht, es vernahm erst später, wie furchtbar erregt, wie schmerzlich erschüttert der heilige Vater dabei gewesen sein sollte, und ließ sich in seinem Jubel nicht irre machen. Nach der Audienz entwickelte sich vom Hofe des Quirinals aus der Festzug. Züge von Truppen verschiedener Waffengattungen eröffneten ihn. Die Karossen des Cardinalpräsidenten, die des Vicepräsidenten der Consulta sowie der Abgeordneten der Stadt Rom waren umgeben von den Bannern der vierzehn Quartiere (Rionen) der ewigen Stadt und denen der Universität. Dann kamen in einzelnen Galawagen die Mitglieder der Consulta, vor jedem ein Panoplion, daneben Standarten, den alten Feldzeichen römischer Heere gleich, worauf die Namen der vertretenen Städte und Gemeinden zu lesen waren. Hinter jedem Wagen zog eine Schaar der Bürger der betreffenden Stadt und eine Musikbande

zog ihm vorauf. Truppen, Guardia civica schlossen den Zug. Die Häuserfronten der Straßen bis zum Vatican strotzten von jeglicher Art Schmuck: Teppichen, Gobelins, Fahnen, Medaillons mit den Köpfen der großen Männer Italiens, Statuen, Trophäen, zu deren Aufbau alte Harnische und Waffen aus Rüstkammern hervorgezogen waren, Inschriften u. s. w. Das Alles eingefaßt von Kränzen, Laub- und Blumenfülle. Blüthenregen schauerte auf einzelne besonders populäre Männer im Zuge nieder, während Inschriften in Vers und Prosa ihnen ankündigten, zu welchen hohen Dingen sie berufen, welche Wunder des Volkes vielverlangende Phantasie von ihnen erwarte. „Ihr seid die Brücke über der tiefen Kluft zwischen Regierung und Volk!“ hieß es da; „Ihr seid der Spiegel, in welchem die Wünsche unseres Herzens sich bespiegeln!“ „Ihr seid die Träger unserer Zukunft!“ „Ihr seid die Retter in unserer tiefen Noth, gesandt von Gott und von Pius IX.!“ und hundert ähnliche Ausdrücke des südländischen Pathos. Der Zug bewegte sich nach der Peterskirche; im schönsten Sonnenlicht lag der ungeheure Platz; aber alle diese zusammengeströmten Menschen, alle diese Truppenaufstellungen, alle diese Karossen füllten den gewaltigen Raum nicht

aus. Ja, im Inneren des Petersdomes selbst entstand kein Gedränge; die im Zuge schreitenden Musikbanden füllten mit ihren Klängen den weiten Bau nicht aus, die schmetternden Noten der Pio-Nono-Hymne, die in diesen Gewölben emporstiegen und ihr Echo zu Hilfe riefen, schienen machtlos zu verhallen, ohne bis in die höchste Kuppelwölbung emporklimmen zu können.

Als die Deputirten durch die Kirche schritten, hatte ich Gelegenheit, ihre äußere Erscheinung in's Auge zu fassen. Es waren Männer von der dem Italiener der gebildeten Stände eigenen würdigen Haltung, mit der ihnen allen gemeinsamen Repräsentationsgabe, Männer mit intelligentesten Köpfen. Am meisten fiel mir ein steinalter Mann mit langem weißem Haar auf, ein Kopf, der dem Mirabeaus außerordentlich ähnlich sah; und bei der Kleidung des Alten — er war in einen Frack von hellblauem Sammet gekleidet — war solch ein Erinnertwerden an die Nationalversammlung von 1790, mit welcher diese harmlose Consulta sonst so wenig Aehnlichkeit hatte, um so verzeihlicher. Es war der reiche Marchese Lodovico Gualterio, Vertreter von Orvieto. Unter den anderen wurden der Neffe des Papstes, Graf Luigi Mastai, dann

Gaetano Rensi, der Vertreter von Ferrara, ein ehemaliger politischer Flüchtling, ferner Minghetti, der Begründer und Redacteur einer einflußreichen neuen Zeitung, „Il Felsineo“, mit lauten Acclamationen aufgenommen — Marco Minghetti ist wohl der einzige heut noch lebende von all diesen Consultatoren. Uebrigens zeigte sich darin, welche Macht eine Zeitströmung hat — in diese von so viel Kautelen umgebene, so viel conservativen Bürgschaften umhegte und sorgsam durchsichtete Vertretung waren ehemalige Flüchtlinge und Journalisten eingedrungen.

Für uns Deutsche hatte übrigens der Jubeltag der Römer noch seine besondere Aufregung, seine halb tragische Bedeutung gehabt. Es war vorher bekannt geworden, daß dem großen Festzug sich die Toscaner, die Piemontesen in Rom, dann auch die englische Colonie und die französische und mehrere andere anschließen würden. Weshalb, fragten wir uns, nicht auch die deutsche? Dieselbe bestand zumeist aus Künstlern. Bei ihnen fand die Frage sehr verschiedene Antworten. Ein Theil war von einer unbestimmten instinctiven Angst vor der Theilnahme an einer politischen Demonstration erfüllt; manche andere waren durch kleine Staatssubventionen, wie sie damals, meist

bettelhaft genug, verliehen wurden, gezwungen, Rücksichten zu nehmen; und sehr viele antworteten auf jene Frage mit der anderen: Mit welchem Banner sollen wir denn aufziehen? Deutschland ist wie Italien ein geographischer Begriff! Ich war sehr lebhaft für die Auskunft, kühn zu den verpönten alten Reichsfarben zu greifen; Dr. Emil Braun und Fritsche standen mir bei, und meine Frau durchhaute mit eifrig thätiger Hand den gordischen Knoten, indem sie in unglaublich kurzer Zeit eine prachtvolle Fahne aus schwarzer und rother Seide und schönstem Goldstoff herstellte.

Die Fahnenfrage, die Absicht einzelner nationaler Gruppen von Ausländern, sich dem Zuge anzuschließen, hatte unterdeß jedoch die ganze Diplomatie in Aufregung gebracht. Sie hatte, ich weiß nicht welche Fülle von Gefahren in einer solchen Erweiterung des Festzuges gesehen; der Staatssecretär Cardinal Ferretti ließ dieselbe verbieten; die Gesandten von Toscana und Piemont reclamirten dagegen zu Gunsten ihrer Schutzangehörigen — an uns Deutsche kam eine Aufforderung des Festcomités, an einer Versammlung im (jetzt verschwundenen) Theater Aliberti theil zu nehmen, wo über die Frage berathen

werden solle. Zu den dahin Abgeordneten gehörend, hatte ich den Vorzug, in dichtester Nähe Cicerovacchios Rednergabe, hübschen Schnurrbart und ganz reputirliches Embonpoint bewundern zu können. — Zuletzt, als alle die Fahnen verschiedener Nationen am Morgen des 15. November nun doch vor dem Quirinal aufgezogen waren, erschien der Chef der Guardia civica, ein Fürst Rospigliosi, unter den Versammelten mit der Erklärung, der heilige Vater ließe uns „mit aller seiner Gentilezza" bitten, da das Fest ein rein römisches sei, alle fremden Fahnen fortzulassen. Wir zogen also, während die Söhne Albions murrten und wetterten, mit deutscher Geduld ab; zum Capitol, um dort in einem der zur preußischen Gesandtschaft gehörenden Gebäude auf der Rupe Tarpeja unsere Fahne zu bergen. Als wir die hohe Treppe zum Capitol hinanzogen, ließ Markus Niebuhr, der Sohn des berühmten Geschichtsforschers, der unter uns war, die theuren schwarz-roth-goldenen Farben, zu deren Träger er erkoren worden, frei in den Lüften flattern; wir sangen: „Was ist des Deutschen Vaterland?" und stellten endlich das deutsche Banner da oben in den Schutz Preußens.

Am Abend aber versammelten wir uns in demselben,

ein wenig speicherhaften Raume — Dr. Emil Braun benutzte ihn als Atelier für seine galvanoplastischen Kunsterzeugnisse — und feierten hier an dem Tage, wo das frohe Italien ein Freiheitsfest beging, ein Fest patriotischer Resignation, geschart um den alten deutschen Tröster, die Flasche süßen Weines. Pius' IX. lorbeerumschlungene Büste blickte auf uns mildlächelnd nieder, umgeben und umhangen von den Falten des unglücklichen Fahnentuchs. Toaste in Prosa und Versen fehlten nicht — aber keiner sprach die frohe Ahnung aus, wie bald — nach den kommenden Märztagen — diese Farben sich wieder entfalten und nun von den Alpen bis zur Eider stolz in den Lüften wehen sollten!

Mit der sich steigernden politischen Erregung der Tage, die sich in ihren Aufzügen, Demonstrationen, Illuminationen und Festreden ein Genüge that, aber über eine gewisse innere Unwahrheit und den Charakter der Maske schon nicht mehr blenden konnte, wenn sie beharrlich den Schein festhielt, mit der Strömung der Ideen und Absichten Pio Nonos zu gehen, während dieser sich sicherlich oft schon ganz elend und herzenskrank fühlte über Alles, was in seinem Namen geschah, vorging und ausgesprochen

wurde — während dessen mehrten sich für uns in erfreulichster Weise die persönlichen Berührungen. Es hing damals die deutsche Colonie noch freundnachbarlich mit der skandinavischen zusammen; in der letzteren hielt ein Stiftsamtmann Thyggesen ein sehr angenehmes Haus für musikliebende Menschen offen, die sich Sonntag Abends bei ihm trafen und hauptsächlich um eine der Töchter des Hauses gruppirten; in einer stillen Ecke sinnend, oder wenn man will, brütend, saß dort Jens Adolf Jerichau; entweder Herkules oder Hebe, die er in einer gerühmten Gruppe zusammengebracht, mußte ihn mit des Gedankens Blässe angekränkelt haben — die lebhafte, bewegliche junge Frau, die er eben heimgeführt, die geniale Elisabeth Baumann, konnte dies mit ihrem heiteren Sichgeben doch nicht — er hätte denn, in die Zukunft vorausschauend, die Genialität später bis in's nicht mehr ganz Heimliche sich entwickeln sehen müssen. Bis jetzt war es noch ein überaus originelles Künstlerleben, welches die beiden eben Vermählten führten, in einem zweistöckigen, aus Brettern construirten, aber ganz wohnlich gemachten Atelier, wo der Bildhauer unten seine Thonmodelle machte, die Malerin oben ihre römischen Mädchen am Brunnen in packender

Lebensgröße schuf. Elisabeth Jerichau-Baumann war ein ganz eminentes, in Deutschland, wo sie doch zu ihrer Zeit unbestritten die bedeutendste Künstlerin war, wohl nicht genug anerkanntes Talent; sie suchte nur zu unstät ihre eigentliche Richtung nach verschiedensten Seiten hin, bis der Orient ihr zu einer Concentration verhalf. Auch Porträts malte sie, und eines, das ich von ihr besitze, ist mit seiner plastischen Modellirung eine ganz hervorragende Leistung.

Eine andere interessante Erscheinung war ein schlanker junger Irländer, der zuweilen in dieser Gesellschaft erschien, hinter dessen Geheimniß man aber nicht kam. Mit seinen dunklen, glühenden Augen, seinem schwarzen Lockenhaar konnte man ihn ein verkörpertes Shelley'sches Gedicht nennen, und wenn man die Andeutungen, welche er mit scheu verschlossener Rückhaltung über die Zielstrebigkeit seines Lebensweges fallen ließ, sich zu erklären suchte, so kam man darauf, daß er für sich allein die Leistungen einer ganzen Freimaurergesellschaft aufwiegen wolle. Vielleicht war er ein Agent der White-Boys oder des Capitäns Rock, oder einer anderen der vielen schmerztönenden Saiten der irischen Harfe, der mit der jetzigen

politischen Strömung in Rom Anknüpfungen suchte. Er gebot über große Geldmittel und einen staunnenswerthen Schatz von Kenntnissen und allgemeiner Bildung, von dem man kaum begriff, wie er in seinem noch so jungen Leben ihn gewonnen haben konnte. Seine Reisen übrigens hatten ihn schon oft nach Rom geführt. Und hier beobachtete er, wie er sagte, eine eigenthümliche Seelendiätetik. Als er das erste Mal hier war, hatte er von den Wundern der ewigen Stadt nichts besucht als das Colosseum. Er hielt es für unrecht, nachdem er die ungeheure Schöpfung gesehen und solch ein großes Bild antiken Daseins in seinem Geist aufgenommen, den Eindruck durch das Anschauen anderer Monumente zu stören. Bei seinem jetzigen Aufenthalt in Rom sah Mister B. blos den Vatican.

Eine merkwürdige Figur war auch ein kleiner, freundlicher Geistlicher, Abbate Santini. Hinter der Piazza Navona in seinem kleinen bescheidenen Stübchen hatte dieser Mann einen Schatz zusammengetragen, wie nicht leicht irgendwo ein zweiter sich findet. Es waren die Werke aller alten Maestros und Componisten, welche die schönen Zeiten des sangreichen alten Italiens verherrlicht haben. Neben seinen Musikalienschränken hatte er eine bunte Reihe von statt-

lichen Fracturschrifttafeln unter Glas und Rahmen aufgehängt, worauf in lateinischem Lapidarstil der Tag und die Stunde gefeiert wurden, in welchen irgend ein berühmter Musiker, wie Liszt, wie Thalberg, ihn und seinen Schatz zu sehen gekommen war. An jedem Donnerstag versammelte er eine Gesellschaft Dilettanten um sich; dann erwachten die Geister Palestrinas, Marcellos aus ihrem Todesschlummer, und in der Stube des armen Vicars schwangen sich die Seelen von wunderbaren Tonschöpfungen zu neuem Leben auf, welche ohne ihn vielleicht für ewig so verschollen und verklungen sein würden wie die Seufzer Tassos oder die Träume des Ariost.

Noch eine Gestalt dieser Gesellschaft muß ich skizziren. Sie ist die anmuthigste von allen, eine elegante und edle Erscheinung mit einem feinen Gesicht, das lang herunterhängende hellblonde Locken umgeben. Es ist die Hofdame jener stattlichen Prinzessin aus dem Dänenreiche dort, welche eben den hannoverschen Minister mit ihrer gnädigen Conversation entzückt; sie ist eine Urenkelin der großen Condés, eine Enkelin eines Grafen von Charolais. Ludwig Philipps Habsucht behält der Familie das unermeßliche Erbe des letzten Herzogs von Bourbon vor,

welches der schlaue Julikönig seinem Sohne, dem Herzog von Aumale, zu sichern wußte. Eine Verwandte des elfenhaften Fräuleins hat ihre Ansprüche auf jenes Erbe gegen eine lebenslängliche bedeutende Jahresrente fahren lassen. Sie soll von dem Augenblicke an der Gegenstand räthselhafter Verfolgungen gewesen sein, und eines Abends hat man sie mit zerschlagenem Kopfe todt am Fuße ihrer Treppe gefunden.

Einen seltsamen, echt italienisch exaltirten Charakter habe ich damals in einer feierlichen öffentlichen Sitzung der Academia Tiberina beobachtet. Diese Akademien in Italien sind merkwürdige Ueberreste aus jener Zeit, als Europa noch der schönen Halbinsel eine neue Offenbarung in Wissenschaft und Kunst verdankte, als man in Italien das klassische Alterthum zur Auferstehung rief, als die Renaissance das ganze Leben des Volkes durchdrang und auf seine Sitten jenen durchgreifenden Einfluß ausübte, der noch immer nicht verwischt ist und zum Charakterbilde der Nation einen der liebenswürdigsten Züge fügt.

Es war in einem großen und hohen Saale eines alten Palastes, um zwei Uhr, wie man dort rechnete, um sieben Uhr Abends nach unserer Uhr. Von der schön ge-

täfelten Decke hing ein Rococo-Kronleuchter nieder und bestrahlte mit hellem Lichte das Bild Pius' IX., das dem Eingange gegenüber, von Blumenkränzen umgeben, die Hauptwand zierte. Darunter auf einer erhöhten Tribüne saßen diejenigen Mitglieder, welche heute Vorträge halten wollten, unter ihnen vier Geistliche und drei Frauen. Alle Vorträge, so hieß es auf dem gedruckten Programm, sollten nur ein Thema — das Lob des unsterblichen Pio — enthalten.

Nachdem der Präsident — es war der berühmte Bildhauer Tenerani, ein reich mit Orden geschmückter, schöner alter Mann — das Zeichen gegeben, begann der Journalist Sterbini den Prosavortrag des Abends.

Sterbini war nicht schön, er glich im Gegentheil einer wilden Katze, auch hatte er kein wohltönendes Organ, und dennoch riß er alle Zuhörer hin durch das Feuer seines Vortrages.

Er sprach, wie angegeben, nur vom Papst und den wohlthätigen Folgen seiner Regierung. Guardia Civica, Consulta di Stato, Municipio di Roma waren natürlich die Glanzpunkte der fortwährend durch Applaus unterbrochenen Lobrede des „Immortale“. Als aber Sterbini

von den Feinden des Papstes und ihren Bestrebungen, Ränken und Intriguen zu reden anfing, da kannte der Beifall keine Grenzen mehr.

Man fürchtete nämlich für den Augenblick eine Reaction. Es war bekannt, daß der Papst, dessen zuversichtsvolle Heiterkeit und fröhliche Sicherheit immer ein Hauptzug seines Charakters gewesen, seit kurzer Zeit niedergeschlagen, ängstlich und traurig sei. Dies schrieb man denn einzig und allein seiner nächsten Umgebung zu, die ihm fortwährend schwarze Bilder zeige und sich auf das Möglichste anstrenge, seine klare Seele zu verdüstern und einzuschüchtern. — Deshalb denn der wüthende Applaus, wenn Sterbini von den im Dunkeln schleichenden Feinden Pius' sprach und sie mit Schlangen, Nachteulen und giftigem Gewürm verglich. Auch als der Redner von auswärtiger, feindlicher Politik sprach, wobei man an Frankreich dachte, dem die Römer durchaus nicht grün sind, schrieen und klatschten die Zuhörer; dies steigerte sich noch immer, bis er ungefähr so fortfuhr:

„Wir bedürfen keiner auswärtigen Stütze; Italien kann sich selbst beherrschen, sich selbst Gesetze geben, und zuerst in Italien ist Rom, das alte gesetzgebende Rom

dazu berechtigt. Sagen Sie, meine Zuhörer, sind, wir nicht alle stolz darauf, in der ewigen Stadt geboren zu sein und da wandeln zu dürfen, wo jeder Luftzug uns den Staub unserer Ahnen zuträgt, und mit ihm das lebendige Gefühl der Schönheit und der Kraft?"

So etwas muß man freilich italienisch von einem Italiener hören. Der Redner zitterte, wechselte die Farbe, und seine Stimme war so gewaltig geworden, daß die Luft davon erbebte.

Als er geschlossen, wollte der Applaus gar nicht enden, und der Fürst Canino, Napoleons Neffe, der in der vordersten Reihe saß, schrie einmal über das andere: „Bis bis!" indem er mit seinem starken Körper außer sich auf dem Stuhle herumrutschte und sich vor- und rückwärts bog.

Unmittelbar nach Sterbini trug ein Bischof ein lateinisches Carmen vor, worin auch wieder die piusfeindlichen Nachteulen sehr oft figurirten, die jedesmal mit Entzücken empfangen wurden. Nun kam die Reihe an eine der Damen und zwar an die jüngste der drei, ein schönes fünfzehnjähriges Mädchen; sie trug mit dem tönendsten Organ, mit der lieblichsten Miene und mit

edler, freier Haltung ein anmuthiges Sonett vor, dessen Inhalt war:

Zwei Schwestern giebt es, wovon die eine sanft, nur mit Liebeständeleien beschäftigt, die andere ernst und kriegerisch ist; aber beide waren nie vereint, bis jetzt, wo Pius beide an seinem Throne sich umschlingen läßt: die Barmherzigkeit, die Gerechtigkeit.

Dann trat wieder ein Monsignore auf und zwar mit einem satirischen Sonett. Er beschrieb die traurige Empfindung, welche ihm stets die Inschrift aller Denkmäler des alten Roms verursacht habe, und zwar besonders die Worte: Senatus Populusque Romanus, da Rom bis jetzt weder einen Senat noch ein Volk besessen — jetzt habe Pius der Große beide wieder erweckt — Rom habe wieder einen Senat und ein Volk!

Nachdem der Applaus für diese Worte verklungen, erhob sich der Präsident, und nach allen Seiten schauend, sagte er ziemlich laut zu seiner Umgebung: „E il Signor Masi?“

In demselben Augenblick öffnete sich eine kleine Nebenthür, welche auf die Tribüne führte, und herein trat rasch ein junger schlanker Mann mit einer echt italienischen scharf-

geschnittenen Physiognomie. Ein lautes freudiges Ah! entfuhr der Versammlung, denn es war Masi, Caninos Secretär, der beliebte Improvisator. Was nun folgte, zu beschreiben, dazu ist meine Feder und jede Feder zu kalt, zu trocken.

Wie flüssiges Feuer war das Gedicht des jungen Mannes, der mit seiner tönenden Stimme, der stärksten, die ich je vernommen, die ganze Versammlung elektrisirte. Er weinte, er lachte, er wüthete, kein Glied seines Körpers blieb ruhig, kein Zug seines ausdrucksvollen Gesichtes, aber es war weder häßlich noch lächerlich — nur bange wurde meinem deutschen Herzen zu Muthe. — Wir Nebelkinder können doch so eine Exaltation nicht begreifen, sie bleibt uns ein Phänomen, und während wir ängstlich dreinschauen, stimmen die Brüder solch eines Sonnenkindes mit ein in seine Feuerrede, jubeln ihm zu und fühlen dasselbe in ihrer Brust.

Masi schloß ungefähr mit den Worten:

„Fürchtet nicht, Brüder, wenn auch die Schlange zischt, Rom wird nicht mehr untergehen, des ist der Erzengel Bürge, der seine Fittiche über Rom ausgespannt hält!“

erst dann die italienische Landschaft mit ihren tiefgedämpften Farben ihren „klassischen" Charakter in seiner ganzen Stimmungsmacht zeige. Dem sei aber wie ihm wolle: das schlechte Wetter hält in Italien wie hier daheim die Menschen zu Hause und fesselt sie an den unbeschreiblich dürftig wärmenden Kamin. Es zieht auch ihre Gedanken unwillkürlich in die Heimath zurück, wo die biederen, zuverlässigen Freunde im weißen Kachelgewande stehen, wo die Thüren schließen und die Fenster in treuem Pflichtbewußtsein sich nicht leichtsinnig über das dic cur hic hinwegsetzen, um sich von den heiter spielenden Zuglüften keine aristokratische Exclusivität vorwerfen zu lassen. Und wie denn bei solchen rückwärts der Heimath zugewendeten Gedanken auf gar mancherlei die Rede kommt, so wollte es eines Abends der Zufall, daß an unserem flackernden Kaminfeuer das Gespräch das damals noch lebhafter debattirte Caspar Hauser-Räthsel streifte und Freund Fritsche das große Wort gelassen aussprach, er kenne das Geheimniß, ihm sei das Räthsel enthüllt worden.

Auf die lebhafte und einen für Freund Fritsche nicht ganz schmeichelhaften Zweifel ausdrückende Frage:

„Sie — Sie kennen es, Sie kennen die Herkunft des Nürnberger Findlings, diese vielgesuchte Herkunft?"

„So ist es in der That," antwortete Freund Fritsche: „aber Sie müssen nicht glauben, ich wollte mich dabei meiner eigenen polizeilichen Spürkraft berühmen — was ich weiß, das erfuhr ich durch einen in Gotha lebenden Freund, dessen Name Ihnen vielleicht bekannt ist — er heißt Eberhard und ist . . ."

„Unter den Criminalisten berühmt durch eine treffliche Sammlung von Strafrechtsfällen . . ."

„Eben den meine ich, und was er mir anvertraute und auch anderen vertrauteren Freunden nicht vorenthielt, bis ihm der Mund geschlossen wurde, ist das Folgende:

„Vor mehreren Jahren wurde im herzoglichen Schlosse zu Gotha eine fremde, im Ort unbekannte Frau, welche sich Frau . . . heim nannte, als Oberbettmeisterin angestellt. Nachdem sie eine längere Zeit dort gewohnt hatte, machte sie die Bekanntschaft der Gattin des daselbst lebenden Polizeiraths Eberhard und wurde nach und nach mit dieser Dame eng genug befreundet, um ihr vertraute Aufschlüsse über ihre früheren Schicksale zu geben. Sie sei, erzählte sie, in einem Fräuleinstift in Würzburg erzogen, in welchem vielfach Geistliche am Unterricht sich betheiligt und verkehrt, unter Anderen ein junger Domherr von X., aus einer in

Franken angesessenen, sehr angesehenen und alten Familie. Diesem Domherrn hatte die junge . . . heim gefallen, er näherte sich ihr, sie erwiderte seine Neigung, und so entstand ein vertrauteres Verhältniß, welches mit dem Falle des jungen Mädchens endigte und Folgen nach sich zog, die ihre zeitweilige Entfernung aus dem Institut nothwendig machten. Sie wurde in der Stille auf ein entlegenes Landgut des Domherrn gebracht und hier von einem Knaben entbunden. Genesen, kehrte sie in das Stift heim, das Kind aber mußte sie zurücklassen. Nachrichten über dasselbe erhielt sie von ihrem Verführer, der für dasselbe zu sorgen versprochen hatte. Nach geraumer Zeit wurde in einer Hauptstadt einer baierischen Diöcese der bischöfliche Stuhl erledigt, und die Wahl des neuen Oberhirten fiel auf Niemand anders als auf den ebengenannten Domherrn. Für die . . . heim hatte man unterdeß fern von Würzburg eine Unterkunft, eine dauernde Stellung gesucht. Von Zeit zu Zeit brachten ihr Briefe des Bischofs von X. Nachrichten über das Wohlergehen ihres Kindes; in diesen Briefen war häufig das ausdrückliche Versprechen enthalten, daß der Knabe Erbe des Bischofs werden solle.

„Nach kurzer Verwaltung seines Hirtenamtes starb

der Bischof auffallend rasch, unter verdächtigen Umständen, über welche jedoch nie etwas klar geworden ist. Mit diesem Tode hörte nun für die . . . heim alle und jede Nachricht über ihr Kind auf. Erkundigungen, die sie angestellt hatte, soviel es in der Macht einer unvermögenden, an tägliche Arbeit gefesselten Frau gelegen, welche obendrein das Geheimniß bewahren mußte, waren fruchtlos geblieben. So hatte sie endlich, in dem langjährigen Schmerze ihres Mutterherzens, ihr Leid der neugewonnenen Freundin in Gotha geklagt.

„Damals beschäftigte alle Menschen, besonders alle Polizeimänner in Deutschland, die Frage: wer Kasper Hauser sei? Auch bei Eberhard war dies fast zu einer quälenden fixen Idee geworden, und als ihm seine Frau die Geschichte der . . . heim mittheilte, stieg natürlich alsogleich der Gedanke in ihm auf, in ihr könne die Mutter des räthselhaften jungen Mannes gefunden sein. Er bat seine Gattin, mehrere bestimmte Punkte von der . . . heim zu erfragen. Die Antworten bestärkten auf's Wunderbarste seine Conjectur. Die Sache ließ ihn nun nicht länger rasten. Er schrieb einen Brief an den Rittmeister, unter dessen Obhut Hauser damals in Ansbach lebte, und in-

dem er ihm so viel von seinen Vermuthungen mittheilte, als er hinlänglich glaubte, um seine Bitten zu motiviren, ersuchte er den Rittmeister, mit seinem Schutzbefohlenen einen Ausflug nach Gotha zu machen, so daß eine Confrontation von Hauser und der . . . heim stattfinde. — Zu seiner Verwunderung weigerte sich der Rittmeister, auf die Bitte des Polizeiraths einzugehen. Hauser, schützte er vor, sei als ein Sohn Bayerns adoptirt und dürfe die bayerische Grenze nicht überschreiten. Eberhard schrieb nun zum zweitenmal, gab alle Daten, welche er vorher noch zurückgehalten, zur Unterstützung seines Gesuches an und ließ dem Rittmeister keine Ausflucht mehr. Dieser schwieg einige Tage, dann antwortete er, daß er, da eine Möglichkeit der von Eberhard angedeuteten Identität allerdings vorhanden zusein scheine, seiner Bitte nachgeben und nach Gotha kommen wolle. Er werde mit Hauser an bestimmtem Tag und Stunde im Grenzort Lichtenfels eintreffen; dort möge ein von Eberhard in's Vertrauen gezogener zuverlässiger Mann ihrer warten, um sie nach Gotha zu führen. Sie würden unter angenommenem Namen reisen, der wahre müsse streng verschwiegen bleiben.

„In der That erschien Hauser mit seinem Mentor

am festgesetzten Tage in Lichtenfels. Der Bruder des Polizeiraths, Rath Eberhard aus Coburg, empfing die Reisenden hier, führte sie nach Coburg und bewirthete sie dort in seinem Hause. Er hatte am Abend ein paar Bekannte zu sich geladen, um den Fremden Unterhaltung zu gewähren. Unter ihnen war der katholische Pfarrer des Ortes, der zuletzt erschien. Den Fremden vorgestellt, fixirte er den jungen Mann und sagte dann: ‚Sie haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einem verstorbenen Bekannten von mir.‘ — ‚Wer war das?‘ fragte der Rath. — ‚Ein Herr von X., der in Würzburg mit mir studirte und später Bischof wurde.‘

„Das Gespräch wandte sich auf andere Gegenstände, der Rath Eberhard aber benutzte eine Gelegenheit, um sich zu entfernen, die frappante Aeußerung des Pfarrers aufzuschreiben und sie durch Estafette noch in der Nacht seinem Bruder nach Gotha mitzutheilen.

„Am anderen Tage setzten Hauser und sein Begleiter die Reise nach Gotha fort, wo sie am Abend anlangten. Eberhard war ihnen entgegengeeilt und empfing sie in Schwabhausen. Am folgenden Tage besuchte er mit ihnen das Theater in Gotha, wo der Herzog sie in seine Loge



rufen ließ und sich mit ihnen unterhielt. Für den zweiten Abend bat Eberhard sie zu einer kleinen Gesellschaft zu sich. Zu dieser war auch die Frau ... heim gebeten. Die letztere ahnte natürlich so wenig als Hauser, welche Absicht mit ihrem Zusammenführen verbunden war. Als die ... heim den jungen Mann erblickte, brach sie in Thränen aus und konnte erschüttert die Blicke von seinen Zügen nicht abwenden. Hauser wurde neben sie auf das Sopha gesetzt; auch er war seltsam bewegt und fieberhaft aufgeregt, und beide schienen während des ganzen Abends nur für einander Sinn zu haben.

„Ehe man sich trennte, zog der Polizeirath den Rittmeister beiseite. — ‚Meine Vermuthungen haben sich auf's Entschiedenste bestärkt,‘ sagte er. ‚Es fehlt nur noch eines, um zu völliger Gewißheit zu kommen.‘ — ‚Und das ist?‘ fragte de Rittmeister kleinlaut und betroffen. — ‚Die ... heim hat meiner Frau angegeben, ihr Kind habe an der rechten Seite auf den Rippen ein dunkel braunes Mal gehabt. Lassen Sie mich mit Ihnen in Ihren Gasthof gehen, um zu untersuchen, ob es sich an Hausers Körper finde.‘ — ‚Das geht nicht, beileibe nicht!‘ rief der Rittmeister aus. — ‚Und weshalb nicht!‘

— ‚Der junge Mensch ist infolge seiner langen, einsamen Einsperrung von der äußersten Schüchternheit, von einer krankhaft reizbaren Schamhaftigkeit. Wollten wir eine solche Untersuchung an ihm vornehmen, er könnte Krämpfe bekommen.‘

„Der Polizeimann begriff solche Rücksichten nicht. Nun, so lassen Sie ihn einmal Krämpfe bekommen. Die Sache ist wichtig genug!‘ — ‚Nein nein!‘ antwortete der Rittmeister, in die Enge getrieben. ‚Aber ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen. Hauser hat einen außerordentlich festen Schlaf. Kommen Sie morgen zwischen vier und fünf Uhr zu uns; wir wollen dann, während er schläft, das beschriebene Mal suchen.‘

„Der Polizeirath war damit einverstanden. Man trennte sich. Eberhard schloß während der Nacht kein Auge, und in seiner Erregung machte er sich schon auf den Weg zu dem Gasthause ‚Im Mohren‘, als kaum halb vier vorüber. Nachdem er Einlaß gefunden, verlangte er in das Zimmer des Rittmeisters geführt zu werden; allein zu seiner größten Ueberraschung sagte man ihm, der Rittmeister habe am vorigen Abend noch Postpferde bestellt, und die beiden fremden Herren seien Punkt

zwei Uhr abgefahren. Der Polizeirath begab sich, empört über diese Perfidie, heim, aber er war jetzt mehr wie je entschlossen, die Sache auf irgend eine Weise bis an's Ende zu verfolgen.

„Einige Tage vergehen. Der Herzog hatte sich unterdeß von Gotha nach Coburg begeben. Da fährt eines schönes Tages eine vierspännige Postkalesche in den Schloßhof zu Coburg ein; zwei Herren, der Erzbischof von Bamberg und ein Graf Rechberg, steigen heraus und bitten um eine augenblickliche Audienz. Der Herzog empfängt sie, und es folgt eine zweistündige geheime Unterredung, nach welcher der Herzog die beiden Herren mit äußerster Höflichkeit wieder entläßt. Kaum aber haben sich diese wieder in ihren Wagen gesetzt und sind abgefahren, als der Herzog eine Estafette nach Gotha sendet, welche ein Cabinetsschreiben an den Polizeirath überbringt.

„Am Abend des folgenden Tages war in Gotha in dem dortigen Casino die gewöhnliche Gesellschaft der Honoratioren versammelt. Auch der Polizeirath Eberhard erschien hier. Im Laufe der Unterhaltung warf er mit anscheinend großer Gleichgiltigkeit die Worte hin: ‚Es

ist merkwürdig, wie sich unsere polizeiliche Spürkraft oft auf Abwege verlocken lassen kann. Ich habe Ihnen vor einigen Tagen erzählt, daß ich dem Kasper Hauser'schen Räthsel auf der Spur sei, meine Herren, heute habe ich zu meiner Beschämung entdecken müssen, daß alle meine Conjecturen auf Sand gebaut sind.' — Die Anwesenden, welche von der herzoglichen Intervention keine Ahnung hatten, nahmen diese Versicherung auf guten Glauben an. Ob Eberhard im Stillen weiter forschte oder nicht, weiß ich nicht. Aber gewiß ist, daß es kurze Zeit nach all diesen Vorgängen war, als der Mentor Hausers eines Tages in Ansbach durch wirkliches oder fingirtes Unwohlsein sich gehindert erklärte, seinen Schützling, wie er pflegte, zur Tafel im Gasthause zu begleiten. Hauser ging allein; unterwegs trat ein unbekannter Mensch ihn an und versprach ihm ohne Zweifel Enthüllungen über seine Herkunft, wenn er ihm ein Rendezvous in den Stadtanlagen gebe. Hauser folgte und wurde an einem einsamen Orte ermordet gefunden. Bei der Leichenschau fand sich das Mal auf der rechten Seite seines Körpers vor.

„Das Räthsel ist damit nicht ganz gelöst. Aber so viel kann ich andeuten: der Vater Hausers, der Bischof

von X., hatte einen Bruder von anerkannt schlechtem Charakter, der des Nachlasses wegen den zum Erben eingesetzten Sohn beiseite schaffen und zugleich der hohen geistlichen Würde ein Aergerniß ersparen wollte. Und ferner noch daß der Bruder des Bischofs durch seine Verbindungen allmächtig war und daß nach dem Tode Hausers gerade sehr vornehme Personen es waren, welche mit großem Eifer für die rein unsinnige Behauptung stritten, er habe sich selbst ermordet, eine Annahme, die Mittermaier in seinen Briefen über Hausers Tod im ‚Morgenblatt‘ so schlagend in ihr Nichts zurückführte. Auch wissen alle Criminalisten, welche sich für die Aufhellung der Thatsachen interessirten, die Kasper Hausers Tod begleiteten, daß man die Acten darüber streng verheimlichte und Niemandem zu Gesicht kommen ließ. — Daß Hauser der Sohn eines hochgestellten katholischen Geistlichen sei, wurde übrigens schon bei seinem ersten Auftreten in Bayern vielfach versichert.“

Der Erzähler konnte nicht verlangen, daß wir diese Deutung der Kasper Hauser-Sage sogleich als die unangreiflich richtige annahmen — doch schien sie mir in ihrem Kern berücksichtigenswerth genug, daß ich sie meinem

alten Lehrer im Strafrecht, im peinlichen Proceß und in der gerichtlichen Medicin mittheilte. Mittermaier, die erste Autorität in der Hauser-Frage, nachdem Anselm Feuerbach ein plötzliches überraschendes Ende gefunden, verwarf sie dann durchaus nicht. Er schrieb mir aus Karlsruhe den 2. Mai 1848, nachdem er für die Mittheilung gedankt: „Die Nachrichten scheinen mir bedeutungsvoll, und ihr Totaleindruck macht die von Ihnen gegebene Andeutung sehr wahrscheinlich. Die Wahrscheinlichkeit wächst für mich, da ich schon bald nach dem Auftreten Hausers in Bayern von achtungswerthen Männern versichern hörte, daß Hauser der Sohn eines hochgestellten katholischen Geistlichen sei; auch hatten vorzüglich sehr vornehme Personen den Glauben verbreiten wollen, daß Hauser nicht ermordet worden sei; während ich in den damals erschienenen Briefen im ‚Morgenblatte‘ zu beweisen suchte, daß Hauser sich nicht selbst getödtet haben könne, versuchten vornehme Leute mich vom Gegentheil zu überzeugen. Auffallend war mir auch, daß von Seiten des Hofes in Bayern die Untersuchung über den Mord an Hauser in ein Dunkel gehüllt wurde und die Acten Niemandem, der sich dafür interessirte, zu Gesicht kamen. Auf jeden Fall

scheinen mir die Nachrichten, welch Ew. Wohlgeboren gesammelt haben, wichtig genug, um eine öffentliche Bekanntmachung zu verdienen! — Mit vorzüglicher Hochachtung u. s. w. Mittermaier."

Jene Bekanntmachung ist denn auch erfolgt im „Morgenblatt" Nr. 150 des Jahrganges 1848.

Merkwürdig ist nun aber der Beweis, der in Mittermaiers Brief liegt, wie kurz sein Gedächtniß in einer Sache war, mit welcher er sich so vielfältig beschäftigt hatte. Er antwortete mir auf meine Mittheilung, als hätte ich ihm etwas ganz Neues eröffnet; und doch war die ganze Eberhard'sche Hypothese schon im Jahre 1832 zur Erörterung gekommen — zwischen Eberhard, dem Stadtcommissär Faber zu Nürnberg, dem Präsidenten Feuerbach; schon hatte die Confrontation des nicht von einem „Rittmeister", sondern von einem Gendarmerie-Lieutenant Hickel begleiteten Hauser mit der Frau Königsheim, als sie 1833 im Januar stattgefunden, auffallende Bestätigungen ergeben; und zuletzt hatte Feuerbach seine badische Prinzenfabel gänzlich fallen lassen und sich in einem Briefe an Eberhard für völlig überzeugt erklärt, das über Hausers Herkunft liegende Dunkel

helle sich jetzt endlich auf. Das von der Königsheim angegebene Geburtsjahr 1811 passe vortrefflich; Hausers Physiognomie und Haltung entspreche ganz den unverkennbaren Eigenthümlichkeiten katholischer Geistlicher; „Hauser ist gleichsam nur ein Canonikus oder Domherr en miniature, an dem man kaum die Tonsur vermißt,“ schrieb er an Eberhard.

Das Alles ist heute klargestellt aus dem noch ungedruckten Briefwechsel zwischen Feuerbach und Eberhard — seltsam genug ist die Welt von heute, die Plundersweilen als unsere eigentliche literarische Hauptstadt betrachtet, mit dieser Reliquienausgrabung noch verschont worden — aber der treffliche Dr. O. Mittelstädt, der in seinem „Kasper Hauser“ (Heidelberg 1876) dem badischen Prinzenthumsschwindel so gründlich den Boden ausgeschlagen hat, geht auf Grund jener Correspondenz in die Sache so ausführlich ein, daß trotz unserer damaligen Zweifel Freund Fritsche heute auf's Herrlichste gerechtfertigt dasteht.

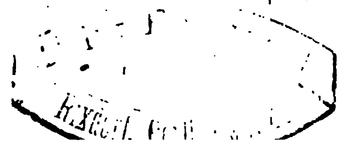
Und nun, wie war es möglich, daß 1848 der große Mittermaier mit dem Jupiterhaupte noch nichts von dem Allen erfahren oder es ganz und gar vergessen hatte

*　　*　　*

Hier enden die Lebenserinnerungen. Es sollte dem Verfasser nicht vergönnt sein, nach dem Morgen des 20. August, an dem er diese letzten Zeilen schrieb, die Feder wieder in die Hand zu nehmen. — Ein Magenleiden, das ihn schon seit längerer Zeit heimsuchte, nahm von dem Tage an einen jähen, tödtlichen Verlauf. In der Frühe des 31. August ist er sanft und schmerzlos in den Armen seiner Kinder zu Pyrmont, wohin ihn sein jüngster Sohn, der als Arzt dort lebt, zu sich geholt hatte, gestorben.

So Manches ist seitdem über ihn gesagt und geschrieben worden, über seine literarische Thätigkeit, über seine Person. Alle die, welche ihn kannten, wußten ja um die ruhige Klarheit seines Wesens, um sein natürliches Sichgeben ohne jene Prätension, um die seltene Bescheidenheit, mit der er sein großes Wissen, dem ein staunenswerthes Gedächtniß zur Seite stand, in der Unterhaltung kund that. So oft ist von den verschiedenst gearteten Menschen nach ihrem ersten Bekanntwerden mit Schücking gesagt worden, daß sie von der Harmonie, der ungesucht vornehmen Art seines Seins einen unauslöschlichen Eindruck hinweggetragen hätten.

Aber was bei alledem der Kern seiner Natur war,



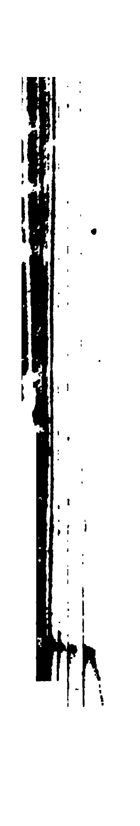
darum wußten nur die, die ihm nahe standen. Es war eine unerschütterliche Treue gegen sich selber, ein Festhalten sonder Wanken an dem, was ihm als das Rechte, eine selbstlose Hingabe an das, was ihm als seine Pflicht galt. Und darum sind wohl kaum seinem Scheiden wahrere und in dieser Wahrheit ergreifendere Worte nachgesprochen worden als die seiner Heimathgenossin Emmy v. Dincklage:

Und nun auch du, Levin; dein Seherblick,
Er ruht nie mehr auf unsrer Heimath Haide,
Vollbracht dein klagelos besiegt Geschick,
Das deinen Muth gestählt in schwerem Leide.

Wenn heut der Lorbeer deine Bahre schmückt,
Wenn Deutschlands Gau'n durchzittern Trauerklänge,
Nie hast du um den Beifall dich gebückt,
Nie standst du in der faden Streber Menge!

Still, ernst und groß — der Haideheimath Sohn,
Ein Geist, der stets sich selber treu geblieben,
Bist sorgsam du dem lauten Schwarm entflohn
Und hast aus tiefstem, innerm Drang geschrieben.

Ruh sanft in rother Erd — ein hehrer Glanz
Auf deiner Gruft wird lang nach uns noch leuchten;
Nimm, braver Mann, der Heimath Haidekranz,
Den schwere Freundesthränen feuchten.



Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Kloster Friedlands letzte Aebtissin.

Roman aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Von

B. W. Zell.

Elegant broschirt M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Ein Märtyrer.

Roman

von

Ch. Fielt.

Elegant broschirt Mk. 5.—; fein gebunden Mk. 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.




W. GE
BUCHB
BERL

